blanvalet

LEE CHILD

Tödliche Absicht

Ein Jack-Reacher-Roman

Lee Child

Tödliche Absicht

Ein Jack-Reacher-Roman

06

Ins Deutsche übertragen

von Wulf Bergner

blanvalet

Copyright

Die Originalausgabe erschien 2002

unter dem Titel »Without Fail« bei Bantam Press,
Transworld Publishers/

The Random House Group Ltd, London.

PeP eBooks erscheinen in der Verlagsgruppe
Random House Copyright © der Originalausgabe
2002

by F. Paul Wilson Copyright

© der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Verlagsgruppe Random House GmbH,

München Published by arrangement with Lee Child

Dieses Werk wurde vermittelt

durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

ISBN 3-89480-891-8

Über das Buch

Jack Reacher, ehemaliger Spitzenermittler der US-Militärpolizei, schied vor Jahren auf eigenen Wunsch aus dem Dienst aus. Seither ist er untergetaucht, führt ein Leben ohne offiziellen Wohnsitz und ohne persönliche Bindungen. Dennoch gelingt es M. E. Froelich, verantwortlich für den Personenschutz beim Secret Service und

Ex-Freundin seines verstorbenen Bruders, Reacher aufzuspüren. M. E. hat ein Problem und ist entschlossen, Reachers legendäre Fähigkeiten als Ermittler in Anspruch zu nehmen. Ihr wichtigster Schutzbefohlener ist der designierte amerikanische Vizepräsident Brook Armstrong. Um Schwachstellen im Sicherheitssystem aufzudecken, soll Reacher einen Anschlag fingieren. Doch der Auftrag weitet sich rasch aus, denn es liegt tatsächlich die Androhung eines Attentats auf Armstrong vor. Reacher hegt bald die Vermutung, dass die Motive des Täters nicht politischer, sondern rein persönlicher Natur sind. Da trifft die Nachricht ein, dass zwei Männer in verschiedenen Bundesstaaten ermordet wurden –beide mit dem Namen Armstrong! Die Ermittlungen geraten ins Stocken, bis sich die Ereignisse überstürzen und für Reacher eine äußerst gefährliche Wendung nehmen…

Über den Autor

Lee Child wurde in den englischen Midlands geboren, studierte Jura und arbeitete dann viele Jahre als Produzent beim Fernsehen. Heute lebt er mit Frau und Tochter im Bundesstaat New York. Er erzielte bereits mit seinem ersten Jack-Reacher-Roman einen Bestseller in England und schuf sich in beeindruckendem Tempo international eine riesige Fangemeinde. In den U.S.A. wurde er bereits mit mehreren hoch dotierten Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem »Anthony Award«, einem renommierten Preis für Spannungsliteratur.

Inhaltsverzeichnis

1 | 2 | 3 | 4 | 5 |

6 | 7 | 8 | 9 | 10 |

11 | 12 | 13 | 14 | 15 |

16 | 17 | 18 |

Über das Buch

Über den Autor

Copyright

Dieses Buch ist gewidmet meinem Bruder Richard in Gloucester, England, meinem Bruder David in Brecon, Wales, meinem Bruder Andrew in Sheffield, England, und meinem Freund Jack Hutcheson in Penicuik, Schottland.

1

Sie erfuhren im Juli von ihm und blieben den gesamten August über zornig. Im September versuchten sie, ihn zu ermorden. Aber das war viel zu früh. Sie waren nicht gut genug vorbereitet. Der Anschlag schlug fehl. Das hätte eine Katastrophe sein können, aber tatsächlich war es ein Wunder. *Weil niemand etwas bemerkte.*

Sie wandten ihre übliche Methode an, um durch

den Sicherheitskordon zu gelangen, und gingen dreißig Meter von dem Rednerpult, an dem er unter freiem Himmel sprach, in Stellung. Sie benutzten einen Schalldämpfer und verfehlten ihn nur um Zentimeter. Die Kugel musste genau über seinen Kopf hinweggegangen sein. Vielleicht sogar *durch sein Haar*, denn er hob gleich danach eine Hand und glättete es, als habe ein Windstoß es zerzaust. Diese Szene sahen sie anschließend immer wieder in der Videoaufzeichnung der Fernsehübertragung: Er hob eine Hand und glättete sein Haar. Mehr tat er nicht. Er setzte ahnungslos seine Rede fort, denn eine Kugel aus einem Gewehr mit Schalldämpfer ist per definitionem zu schnell, um gesehen, und zu leise, um gehört zu werden. Sie verfehlte ihn also und flog weiter. Sie verfehlte alle, die hinter ihm standen. Sie traf auf keinerlei Hindernisse, schlug in kein Gebäude ein. Sie flog unbeirrbar geradeaus weiter, bis ihre Energie aufgezehrt war und sie endlich in der Ferne, wo es nur leeres Grasland gab, von der Schwerkraft zu Boden gezwungen wurde. Es gab kein Echo. Keine Reaktion.

Niemand bemerkte etwas. Es war, als sei die Kugel nie abgefeuert worden. Sie schossen kein zweites Mal. Der Schock saß zu tief.

Also: ein Fehlschlag, aber ein Wunder. Und eine Lektion. Sie verbrachten den Oktober damit, sich wie die Profis zu verhalten, die sie waren – sie fingen wieder von vorn an, dachten nach, lernten dazu, bereiteten ihren zweiten Anschlag vor. Dies würde ein besserer sein, sorgfältig geplant und fachgerecht ausgeführt, auf Methodik, Nuancierung und Raffinesse basierend und durch entsetzliche Angst verstärkt.

Ein lohnendes Attentat. Und vor allem eines, das nicht fehlschlagen konnte.

Dann kam der November, und die Spielregeln änderten sich grundlegend.

Reachers Tasse war leer, aber noch warm. Er hielt sie leicht schräg und beobachtete, wie der Kaffeesatz auf ihn zufloss: langsam und braun wie

Flussschlamm.

»Wann muss es gemacht werden?«, fragte er.

»Möglichst bald«, antwortete sie.

Er nickte. Rutschte aus der Sitznische und stand auf.

»Ich rufe Sie in zehn Tagen an«, sagte er.

»Wie Sie sich entschieden haben?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, um Ihnen zu sagen, wie's gelaufen ist.«

»Ich werde *wissen*, wie's gelaufen ist.«

»Okay, um Ihnen zu sagen, wohin Sie mein Geld schicken sollen.«

Sie schloss die Augen und lächelte. Er blickte auf sie hinab.

»Dachten Sie, ich würde ablehnen?«, fragte er.

Sie öffnete die Augen. »Nein, aber ich habe befürchtet, Sie würden etwas schwieriger zu überreden sein.«

Er zuckte mit den Schultern. »Wie Joe Ihnen gesagt hat, kann ich keiner Herausforderung widerstehen. In solchen Dingen hat Joe meist Recht gehabt. Er hat in vielen Dingen Recht gehabt.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll, außer Ihnen zu danken.«

Er schwieg. Wollte gehen, aber sie stand neben ihm auf und hinderte ihn so daran. Jetzt folgte eine verlegene Pause. Sie standen sich einen Augenblick lang gegenüber. Sie streckte ihre Hand aus, und er schüttelte sie. Sie hielt seine Hand ein bisschen zu lange fest, dann reckte sie sich und küsste ihn auf die Wange. Ihre Lippen waren weich. Ihre Berührung durchzuckte ihn wie ein leichter Stromstoß.

»Ein Händedruck ist nicht genug«, meinte sie. »Sie tun uns einen großen Gefallen.« Dann schwieg sie einen Augenblick. »Und Sie wären beinahe mein Schwager geworden.«

Er nickte nur, kam hinter dem Tisch hervor und sah sich noch einmal um. Dann stieg er die Treppe hinauf und trat auf die Straße hinaus.

Der Duft ihres Parfüms haftete an seiner Hand. Er ging in die Cabaret Lounge und hinterließ in der Garderobe seinen Freunden eine Notiz.

Als er sich danach auf den Weg zum Highway machte, hatte er volle zehn Tage Zeit, um eine Möglichkeit zu finden, den am viertbesten bewachten Menschen auf diesem Planeten zu ermorden.

Begonnen hatte alles acht Stunden zuvor: Teamführerin M. E. Froelich kam an diesem Montagmorgen – dreizehn Tage nach der Wahl,

eine Stunde vor der zweiten Strategiebesprechung und sieben Tage, nachdem das Wort *Attentat* erstmals erwähnt worden war – zum Dienst und traf ihre endgültige Entscheidung. Sie machte sich auf die Suche nach ihrem nächsten Vorgesetzten und traf ihn im Vorzimmer seines Büros an: offenbar irgendwohin unterwegs, offensichtlich in Eile. Er trug einen Ordner unter dem Arm und hatte einen deutlich abweisenden Gesichtsausdruck. Sie holte tief Luft und machte ihm begreiflich, sie müsse *sofort* mit ihm reden. Dringend. Inoffiziell und natürlich unter vier Augen. Also machte er abrupt kehrt und ging in sein Büro zurück.

Er ließ sie an sich vorbei ins Zimmer gehen und schloss die Tür hinter ihr – leise genug, um dieser außerplanmäßigen Besprechung etwas Verschwörerisches zu geben, aber doch nachdrücklich genug, um zu signalisieren, wie sehr ihn diese Unterbrechung seiner gewohnten Routine irritierte. Das Klicken des Schlosses war zugleich eine deutliche Botschaft, die in allen

Bürohierarchien der Welt verstanden worden wäre: *Ichwill nur hoffen, dass Sie mit Ihrem Anliegen nicht meine Zeit vergeuden.*

Er war ein Veteran mit über fünfundzwanzig Dienstjahren: längst in der Schlussrunde vor der Pensionierung, schon über Mitte fünfzig, ein Relikt aus der guten alten Zeit. Noch immer groß, ziemlich schlank und sportlich, aber er wurde rasch grau und im Gesicht voller. Er hieß Stuyvesant. Wie der letzte Generalintendant von Neu-Amsterdam, pflegte er zu sagen, wenn jemand ihn nach der Schreibweise fragte.

Um zu demonstrieren, dass er mit den Realitäten der modernen Welt vertraut war, fügte er dann hinzu: wie die Zigarette. Er trug nur Anzüge von Brooks Brothers, aber er galt als Mann, der in seiner Taktik flexibel sein konnte. Er hatte noch nie versagt. Niemals, obwohl er seit langem dabei war und überdurchschnittlich viele Schwierigkeiten zu bewältigen gehabt hatte. Aber es hatte keine

Misserfolge und auch keine Pechsträhnen gegeben. Deshalb galt er nach den strengen Maßstäben von Organisationen in aller Welt als Mann, für den es sich gut arbeiten ließ.

»Sie sehen etwas nervös aus«, bemerkte er.

»Das bin ich auch«, gab Froelich zu.

Sein Büro war klein und ruhig, spärlich möbliert und blitzsauber. Die Wände waren in leuchtendem Weiß gestrichen und von Halogenlampen erhellt, die Lamellen der Jalousie vor dem Fenster halb geschlossen, um das graue Novemberwetter auszusperren.

»Weshalb sind Sie nervös?«, fragte er.

»Ich muss Ihre Genehmigung einholen.«

»Wofür?«

»Für etwas, das ich ausprobieren möchte«, sagte Froelich. Sie war zwanzig Jahre jünger als Stuyvesant, genau fünfunddreißig. Eher groß als klein, nur etwa drei bis vier Zentimeter größer als die Durchschnittsamerikanerin ihrer Generation, aber angesichts der Intelligenz, Energie und Vitalität, die sie ausstrahlte, verbot der Ausdruck *Mittelmaß* sich von selbst. Sie wirkte geschmeidig, muskulös und sah mit ihrem makellosen Teint, den glänzenden Augen und den kurzen blonden Haaren wie eine Sportlerin aus. Sie erweckte den Eindruck, als habe sie sich rasch umgezogen, nachdem sie zuvor bei den Olympischen Spielen eine Goldmedaille gewonnen und danach kurz geduscht hatte.

Froelich wirkte sehr kompetent, aber auch sehr bescheiden.

»Worum geht's also?«, fragte Stuyvesant. Er drehte sich um und legte den Ordner, den er unter dem Arm getragen hatte, auf den großen

Schreibtisch. Dieser war ein hochwertiges Büromöbel, das zwanghaft geputzt und wie ein antikes Stück poliert wurde. Stuyvesant war dafür berühmt, dass kein Stück Papier darauf lag. Diese Angewohnheit erweckte den Eindruck von ungeheurer Effizienz.

»Ich möchte, dass ein Außenstehender es tut«, sagte Froelich.

Stuyvesant richtete den Ordner an einer Ecke der Schreibtischplatte aus und ließ seinen Zeigefinger über den Rücken und eine Kante gleiten, als wollte er sich davon überzeugen, dass der Winkel stimmte.

»Halten Sie das für eine gute Idee?«, fragte er.

Froelich schwieg.

»Sie denken vermutlich an jemand Bestimmten?«, fragte er.

»Eine ausgezeichnete Wahl.«

»Wer?«

Froelich schüttelte den Kopf. »Sie sollten lieber nichts davon wissen«, sagte sie. »Das ist besser.«

»Ist er empfohlen worden?«

»Oder sie.«

Stuyvesant nickte wieder. *Die moderne Welt*. »Ist die Person, an die Sie denken, empfohlen worden?«

»Ja, von einer ausgezeichneten Quelle.«

»Im Dienst?«

»Ja«, sagte Froelich wieder.

»Dann wissen wir bereits davon.«

»Nein, diese Quelle ist nicht mehr im Dienst.«

Stuyvesant wandte sich erneut ab und richtete den Ordner parallel zur langen Kante der Schreibtischplatte aus. Dann verschob er ihn wieder parallel zur kurzen Kante.

»Lassen Sie mich den Advokaten des Teufels spielen«, sagte er.

»Ich habe Sie vor vier Monaten befördert. Vier Monate sind eine lange Zeit. Sich dafür zu entscheiden, *jetzt* einen Außenstehenden hinzuzuziehen, könnte auf einen gewissen Mangel an Selbstvertrauen hindeuten. Finden Sie nicht auch?«

»Darüber mache ich mir keine Gedanken.«

»Sollten Sie aber«, entgegnete Stuyvesant. »Die Sache könnte Ihnen schaden. Ihren Job wollten auch sechs Männer haben. Ziehen Sie diese Sache durch, und sie wird bekannt, haben Sie echte Probleme.

Es gibt ein halbes Dutzend Aasgeier, die für den Rest Ihrer Karriere *Ich hab's gleich gesagt!* krächzen werden. Weil Sie angefangen haben, Ihre eigenen Fähigkeiten in Frage zu stellen.«

»Bei dieser Sache *muss* ich meine eigenen Fähigkeiten in Frage stellen, glaube ich.«

»Glauben Sie?«

»Nein, ich weiß es. Ich sehe keine Alternative.«

Stuyvesant schwieg.

»Ich bin nicht glücklich darüber«, fuhr Froelich fort. »Das können Sie mir glauben. Aber ich denke, dass es getan werden muss. Das ist meine persönliche Einschätzung.«

Stuyvesant sagte nichts.

»Genehmigen Sie's also?«, fragte Froelich.

Stuyvesant zuckte mit den Schultern. »Das sollten Sie gar nicht fragen. Sie hätten's einfach tun sollen.«

»Nicht meine Art«, meinte Froelich.

»Gut, dann erzählen Sie niemandem davon. Und halten Sie nichts schriftlich fest.«

»Das habe ich ohnehin nicht vor. Es würde unsere Effektivität mindern.«

Stuyvesant nickte vage. Dann sprach er als der gute Bürokrat, der er geworden war, die wichtigste Frage an.

»Wie viel würde diese Person kosten?«

»Nicht viel«, antwortete Froelich. »Vielleicht überhaupt nichts. Möglicherweise nur die Spesen. Ich habe eine Art Biografie zusammengestellt. Theoretisch. Gewissermaßen.«

»Die Sache könnte Ihre Karriere blockieren. Keine Beförderungen mehr.«

»Die Alternative würde meine Karriere *beenden*.«

»Sie waren meine Wahl«, sagte Stuyvesant. »Ich habe Sie ausgesucht. Deswegen schadet alles, was Ihnen schadet, auch mir.«

»Das ist mir klar, Sir.«

»Holen Sie also tief Luft, und zählen Sie bis zehn. Dann sagen Sie mir noch einmal, dass diese Sache wirklich notwendig ist.«

Froelich nickte, atmete tief durch und schwieg zehn bis elf Sekunden lang.

»Sie ist wirklich notwendig«, bestätigte sie.

Stuyvesant nahm den Ordner vom Schreibtisch.

»Okay, machen Sie's«, sagte er.

Sie begann unmittelbar nach der Strategiebesprechung, als ihr plötzlich bewusst wurde, dass die *Umsetzung* der schwierige Teil war. Die Genehmigung einzuholen war ihr als solche Hürde erschienen, dass sie diesen Teil in Gedanken als die schwierigste Etappe des gesamten Projekts eingeschätzt hatte. Aber jetzt kam es ihr wie ein Kinderspiel im Vergleich zu dem Problem vor, ihre Zielperson tatsächlich aufzuspüren. Sie besaß lediglich einen Nachnamen und eine lückenhafte Biografie, die vor acht Jahren zutreffend und auf dem aktuellen Stand gewesen sein mochte, falls sie sich überhaupt richtig an die Details erinnerte. Ihr Liebhaber hatte sie damals spätnachts beiläufig erwähnt –als Bestandteil ihres Bettgeflüsters. Sie war sich nicht einmal sicher, ob sie aufmerksam zugehört hatte. Deshalb beschloss sie, nicht auf die Details zu vertrauen, sondern

allein auf den Namen.

Sie schrieb den Namen in großen Druckbuchstaben auf das erste Blatt eines gelben Blocks. Er rief viele Erinnerungen wach – manche schlecht, die meisten gut. Sie starrte ihn lange an, dann strich sie ihn durch und schrieb stattdessen UNBEKANNT hin. Das würde ihre Konzentration fördern, weil es die ganze Sache unpersönlich machte. Es ließ ihr Denken routinemäßig ablaufen, versetzte sie sozusagen in die Grundausbildung zurück. Ein UNBEKANNTER war jemand, der identifiziert und aufgespürt werden musste.

Ihr wichtigster operativer Vorteil war Computerpower. Sie hatte Zugang zu weit mehr Datenbanken als der normale Bürger. Der UNBEKANNTE war beim Militär, das wusste sie sicher, deshalb fragte sie beim National Personnel Records Center an. Es befand sich in St.

Louis, Missouri, und seine Datenbank enthielt

Angaben über buchstäblich jeden Mann und jede Frau, die jemals irgendwo eine amerikanische Uniform getragen hatten. Sie gab den Nachnamen ein und wartete, bis die Auskunftssoftware mit drei Kurzmeldungen antwortete.

Eine davon eliminierte sie sofort wegen des Vornamens. *Ich weiß bestimmt, dass er das nicht ist.* Eine andere schied wegen des Geburtsdatums aus. *Eine ganze Generation zu alt.* Also musste der Dritte der UNBEKANNTE sein. Es gab keine andere Möglichkeit. Sie starrte den vollständigen Namen einen Augenblick lang an und notierte sich Geburtsdatum und Sozialversicherungsnummer auf dem Schreibblock.

Dann klickte sie das Icon *Details* an und gab ihr Passwort ein. Der Bildschirm baute sich neu auf.

Schlechte Nachrichten. Der UNBEKANNTE war nicht mehr beim Militär. Seine Laufbahnbeschreibung endete vor fünf Jahren mit

einer ehrenhaften Entlassung nach dreizehn Dienstjahren. Der letzte Dienstgrad war Major gewesen. Zu den aufgeführten Auszeichnungen gehörten ein Silver Star für Tapferkeit und ein Purple Heart für eine Verwundung. Sie las die Begründungen für die Verleihungen, notierte sich die Details und zog auf ihrem Schreibblock einen Querstrich, um das Ende einer Ära und den Beginn einer neuen zu kennzeichnen.

Der nächste logische Schritt war ein Blick ins Sterberegister der Sozialversicherung. *Grundausbildung*. Es war sinnlos, jemanden aufspüren zu wollen, der bereits tot war. Sie gab die Nummer ein und stellte fest, dass sie unwillkürlich den Atem anhielt. Aber ihre Anfrage blieb unbeantwortet. Der UNBEKANNTE lebte nach Kenntnis des Staates noch. Dann folgte eine Anfrage beim National Crime Information Center. *Wieder etwas aus der Grundausbildung*. Es war sinnlos, jemanden anwerben zu wollen, der beispielsweise eine Haftstrafe verbüßte, obwohl

sie das im Fall des UNBEKANNTEN ausschloss. Aber man konnte nie wissen – manche Persönlichkeitstypen waren in dieser Beziehung mehr gefährdet als andere. Die NCIC-Datenbank arbeitete wie immer langsam, deshalb verstaute sie Akten, die sich bei ihr angesammelt hatten, in Schubladen und verließ dann ihren Schreibtisch, um sich einen Kaffee zu holen. Als sie zurückkam, stand auf dem Bildschirm die Meldung, der UNBEKANNTE sei nie verhaftet oder verurteilt worden. In einer Fußnote wurde erwähnt, das FBI habe unter seinem Namen eine Akte angelegt. *Interessant*. Sie meldete sich beim NCIC ab und loggte sich bei der FBI-Datenbank ein. Dort fand sie die Akte, konnte sie aber nicht öffnen. Aber sie kannte das FBI-Klassifizierungssystem gut genug, um den Dateinamen entschlüsseln zu können. Die Akte enthielt nur einen Bericht, war nicht aktiv. Das war alles. Der UNBEKANNTE war nícht auf der Flucht, stand nicht auf der Fahndungsliste, hatte keine Schwierigkeiten mit der Bundeskriminalpolizei.

Sie notierte sich alles, dann arbeitete sie sich zur Datenbank der US-Verkehrsbehörde durch. *Wieder schlechte Nachrichten.* Der UNBEKANNTE hatte keinen Führerschein. *Sehr merkwürdig. Und sehr lästig.* Denn kein Führerschein bedeutete: kein aktuelles Foto und keine aktuelle Anschrift. Sie klickte sich zur Datenbank der Veterans'

Administration in Chicago durch. Suchte nach Name, Dienstgrad und Personenkennziffer. Ihre Anfragen blieben ergebnislos. Der UNBEKANNTE bezog kein Ruhegehalt oder sonstige staatliche Leistungen und hatte keine Nachsendeadresse angegeben. *Weshalb nicht? Wo zum Teufel steckst du?* Sie kehrte zur Sozialversicherung zurück und fragte nach Beitragsunterlagen. Es gab keine. Der UNBEKANNTE war seit seinem Ausscheiden aus dem Militär nicht mehr beschäftigt gewesen, zumindest erstellt von ciando nicht legal. Sie fragte zur Kontrolle bei der Finanzbehörde an. Das Ergebnis blieb gleich: Der UNBEKANNTE hatte

seit fünf Jahren keine Steuern mehr gezahlt, nicht mal eine Steuererklärung abgegeben.

Okay, jetzt wird's ernst. Sie setzte sich aufrecht hin, verließ die staatlichen Seiten und rief illegale Software auf, die ihr direkten Zugang zum nichtstaatlichen Bankensektor verschaffte. Genau genommen hätte sie die Software nicht für diesen Zweck – oder für irgendwelche Zwecke – verwenden dürfen. Das war ein klarer Verstoß gegen offizielle Verhaltensregeln. Aber sie rechnete nicht mit irgendwelchen Reaktionen. Und sie erwartete ein Ergebnis. Besaß der UNBEKANNTE irgendwo in einem der fünfzig Bundesstaaten auch nur ein einziges Bankkonto, würde es auftauchen. Selbst ein bescheidenes kleines Girokonto. Sogar ein leeres oder aufgegebenes Bankkonto. Viele Leute kamen ohne Bankkonto aus, das wusste sie, aber sie spürte instinktiv, dass der UNBEKANNTE nicht zu ihnen gehörte. Nicht jemand, der Major in der U. S. Army gewesen war. Mit Orden.

Sie gab die Sozialversicherungsnummer doppelt ein: einmal im Versicherungsfeld, einmal im Steuerzahlerfeld. Sie tippte den Namen ein.

Sie klickte *Suche* an.

Hundertachtzig Meilen weit entfernt zitterte Jack Reacher vor Kälte.

Mitte November war Atlantic City nicht gerade der wärmste Fleck auf Erden. Der vom Atlantik wehende Wind brachte genügend Salz mit, um alles feucht und klamm zu halten. Er peitschte und blies Abfälle die Straßen entlang. Fünf Tage zuvor war er in Los Angeles gewesen –und er hätte dort auch bleiben sollen. Im November war Südkalifornien ein sehr attraktiver Aufenthaltsort. Die Luft war warm, und die vom Meer hereinkommende Brise glich einem sanften Zephyr. Er sollte dorthin zurückgehen.

Oder aber er blieb hier, weil man ihn darum gebeten hatte, und besorgte sich eine warme Jacke.

An die Ostküste zurückgekommen war er in Begleitung einer alten schwarzen Frau und deren Bruder. Von L. A. aus wollte er sich einen Tag lang die Mojavewüste ansehen. Das Geschwisterpaar hatte ihn mit seinem klapprigen Buick Roadmaster mitgenommen. Zwischen den Koffern im Laderaum entdeckte er ein Mikrofon, ein primitives Lautsprechersystem und einen Karton mit einem Yamaha-Keyboard.

Die alte Lady erzählte ihm, sie sei Sängerin und zu einem kurzen Engagement in Atlantic City unterwegs. Ihr Bruder begleite sie auf dem Keyboard und fahre den Wagen, aber er sei kein guter Gesprächspartner und auch kein guter Fahrer mehr, und der Roadmaster tauge als Auto nicht viel. Das stimmte. Der alte Mann sagte kein Wort und brachte sie allein auf den ersten fünf Meilen mehrmals in Lebensgefahr. Die alte Lady begann zu singen, um sich zu beruhigen. Als sie ein paar Takte von Dawn Penns *You Don't Love Me* sang,

beschloss Reacher, bis zur Ostküste mitzufahren. Er erbot sich, den Wagen zu lenken. Sie sang weiter. Sie hatte eine weiche, rauchige Stimme, mit der sie längst ein Blues-Star hätte sein müssen, wenn sie nicht vermutlich immer wieder zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen wäre.

Der alte Wagen hatte eine defekte Servolenkung, mit der man kämpfen musste, und gab alle möglichen Tick-, Klapper- und Quietschgeräusche von sich. Das Autoradio war altersschwach und empfing für jeweils ungefähr zwanzig Minuten eine endlose Reihe von Lokalsendern. Die alte Frau sang mit, wenn Lieder zu hören waren. Ihr Bruder blieb schweigsam und schlief die meiste Zeit auf dem Rücksitz. Reacher fuhr drei Tage lang achtzehn Stunden pro Tag und fühlte sich bei der Ankunft in New Jersey, als sei er gerade aus dem Urlaub zurückgekehrt.

Der Auftritt in Atlantic City sollte in einem drittklassigen Nachtklub stattfinden. Der Manager

sah nicht gerade vertrauenswürdig aus. Deshalb ließ Reacher es sich angelegen sein, jeden Abend die Gäste zu zählen und zu überschlagen, wie viel Geld am Ende der Woche in der Lohntüte stecken sollte. Das tat er bewusst auffällig. Der Manager nahm ihm das immer mehr übel und fing an, kurze geheimnisvolle Telefongespräche zu führen, bei denen er die Sprechmuschel mit einer Hand verdeckte und Reacher nicht aus den Augen ließ. Reacher starrte ihn seinerseits unverwandt an und blieb ruhig sitzen. Er hörte sich an zwei Wochenendabenden alle drei Auftritte an, aber dann begann er unruhig zu werden. Und zu frieren. Als er am Montagmorgen beschloss weiterzuziehen, setzte sich der alte Keyboardspieler beim Frühstück an seinen Tisch und brach endlich sein Schweigen.

»Ich wollte dich bitten, noch zu bleiben«, sagte der Alte. Er sagte *wolldedich,* und in seinen trüben Augen leuchtete eine Art Hoffnung auf. Reacher schwieg.

»Bleibst du nicht, bescheißt der Manager uns todsicher«, sagte der alte Mann gottergeben, als sei die Nichtauszahlung vereinbarter Gagen etwas, das Musikern einfach zustoße – wie Reifenpannen und Erkältungen. »Aber bezahlt er uns, haben wir Benzingeld, um nach New York zu fahren, können vielleicht ’nen Auftritt bei B. B. King am Times Square kriegen, unsere Karrieren wieder aufleben lassen. Ein Kerl wie du könnte Eindruck machen, das steht fest.«

Reacher sagte nichts.

»Ich merk natürlich, dass du dir Sorgen machst«, sagte der Alte.

»Bei so ’nem Management gibt’s im Hintergrund bestimmt ein paar zwielichtige Gestalten.«

Reacher lächelte.

»Was bist du überhaupt?«, fragte der Alte. »’ne Art Boxer?«

»Nein«, antwortete Reacher.

»Ringer?« Er sagte *Ringa*. »Wie im Kabelfernsehen?«

»Nein.«

»Groß genug bist du, das steht mal fest«, meinte der Alte. »Groß genug, um uns zu helfen, wenn du wolltest.«

Er sagte *heff'n*. Keine Schneidezähne mehr. Reacher schwieg.

»Was bist du überhaupt?«, wiederholte der Alte.

»Ich war Militärpolizist«, erwiderte Reacher. »In der Army, dreizehn Jahre lang.«

»Du hast gekündigt?«

»Bin gekündigt worden.«

»Danach hat's für euch Leute keine Jobs mehr gegeben?«

»Keine, die ich wollte«, erklärte Reacher.

»Du wohnst in L. A.?«

»Ich wohne nirgends«, entgegnete Reacher. »Ich bin viel unterwegs.«

»Fahrendes Volk sollte zusammenhalten«, meinte der Alte. »So einfach ist das. Einander helfen. Immer auf Gegenseitigkeit.«

Einanner heff'n.

»Hier ist's scheißkalt«, sagte Reacher.

»Das stimmt«, stellte der Alte fest. »Aber du könntest dir 'nen Mantel kaufen.«

Deshalb stand er an dieser windigen Straßenecke, wo der stürmische Seewind ihm die Hosenbeine gegen die Waden drückte, und traf die endgültige Entscheidung. *Der Highway oder ein Bekleidungsgeschäft?* Er stellte sich kurz vor, wie es in Südkalifornien, vielleicht in La Jolla wäre: ein billiges Zimmer, warme Nächte, helle Sterne, kaltes Bier. Dann: Die alte Sängerin tritt in B. B. Kings neuem Club in New York auf, irgendein retrobesessener junger A&R-Mann kommt zufällig vorbei, gibt ihr einen Vertrag. Sie nimmt eine CD auf, bekommt eine Amerikatournee, eine Seitenspalte in *Rolling Stone,* Berühmtheit, Geld, ein neues Haus. *Ein neues Auto.* Er kehrte dem Highway den Rücken zu, zog wegen des Windes die Schultern hoch und ging auf der Suche nach einem Bekleidungsgeschäft nach Osten weiter.

An diesem speziellen Montagmorgen arbeiteten in den Vereinigten Staaten fast zwölftausend lizenzierte und beim Einlagensicherungsfonds FDIC versicherte Bankgeschäfte, die über eine

Milliarde Einzelkonten führten, aber nur eines davon wurde unter dem Namen und der Sozialversicherungsnummer des UNBEKANNTEN geführt. Es war ein schlichtes Girokonto bei einer Filiale einer Regionalbank in Arlington, Virginia. M. E. Froelich starrte die Adresse der Bankfiliale überrascht an. *Keine vier Meilen von dem Schreibtisch entfernt, an dem ich jetzt sitze.* Sie notierte sich die Einzelheiten auf ihrem gelben Schreibblock.

Griff nach dem Telefonhörer und rief einen Kollegen in leitender Stellung auf der anderen Seite der Organisation an und bat ihn, bei der betreffenden Bank genauere Angaben zum Inhaber dieses Kontos einzuholen. Vor allem seine Privatanschrift. Sie bat ihn, so schnell wie irgend möglich, aber zugleich sehr diskret zu arbeiten. Und natürlich inoffiziell. Dann legte sie auf und wartete: sorgenvoll und frustriert, weil sie im Augenblick nichts tun konnte. Das Problem war, dass die andere Seite der Organisation einer Bank

ohne weiteres diskrete Fragen stellen durfte, während es als äußerst ungewöhnlich gegolten hätte, wenn sie von Froelich selbst gekommen wären.

Drei Straßenblocks weiter in Richtung Atlantik fand Reacher einen Discountladen und verschwand darin. Das Geschäft war schmal, reichte aber mindestens sechzig Meter tief ins Gebäude hinein. Die Decke hing voller Leuchtstoffröhren, und Kleiderständer zogen sich in langen Reihen durch den Raum. Offenbar gab es links Frauenkonfektion, in der Mitte Kindersachen und rechts Männerklamotten. Er fing ganz hinten an und arbeitete sich langsam nach vorn.

Hier gab es Jacken und Mäntel aller bekannten Marken. An den beiden ersten Ständern hingen kurze Daunenjacken. *Unbrauchbar*. Reacher hielt sich an einen Tipp, den ein alter Kamerad ihm einmal gegeben hatte: Ein guter Kurzmantel ist wie ein guter Anwalt. Er schützt deinen Arsch. Die

dritte Ständerreihe war viel versprechender. Dort hingen Kurzmäntel in gedeckten Farben und mit dickem Flanellfutter, das sie leicht unförmig machte. Vielleicht enthielt das Futter sogar etwas Wolle. Schwer genug waren sie jedenfalls.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Er drehte sich um und sah dicht hinter sich eine junge Frau stehen.

»Taugen diese Mäntel fürs hiesige Wetter?«, fragte er.

»Sie sind ideal«, antwortete die Frau. Sie war sehr lebhaft und sprach über eine spezielle Imprägnierung, die auf den Drillich gesprüht wurde, um ihn wasserabweisend zu machen, und das Thermofutter.

Sie versicherte ihm, es werde ihn bei Temperaturen bis zu minus zwanzig Grad Celsius warm halten. Er ließ seine Hand über die

Kleiderbügel gleiten und zog einen dunkelolivgrünen Kurzmantel in Größe XXL heraus.

»Okay, ich nehme den hier«, sagte er.

»Wollen Sie ihn nicht anprobieren?«

Er zögerte, dann schlüpfte er hinein. Der Mantel passte ziemlich gut.

Nur um die Schultern schien er ein bisschen eng. Und die Ärmel waren zwei bis drei Zentimeter zu kurz.

»Sie brauchen einen in 3XLT«, erklärte die Frau. »Was sind Sie, ein Hundertzwanziger?«

»Hundertzwanzig was?«

»Brustumfang.«

»Keine Ahnung. Ich hab ihn noch nie gemessen.«

»Größe ungefähr einsfünfundneunzig?«

»Müsste hinkommen«, antwortete er.

»Gewicht?«

»Hundertzehn«, entgegnete er. »Vielleicht hundertfünfzehn.«

»Also brauchen Sie eindeutig eine Übergröße«, meinte sie.

»Probieren Sie die 3XLT.«

Der Kurzmantel in 3XLT, den sie ihm hinhielt, besaß dieselbe gedeckte Farbe wie der, den er ausgesucht hatte, und passte viel besser.

Eher ein bisschen weit, was er mochte. Und die Ärmel waren lang genug.

»Eine Hose dazu?«, fragte die Frau. Sie trat an einen anderen Kleiderständer und ging schwere Drillicharbeitshosen durch, während sie prüfende Blicke auf seine Taille und seine Beinlänge warf. Sie zog eine Hose in einer Farbe heraus, die einer der Farben im Flanellfutter des Mantels entsprach. »Und sehen Sie sich diese Hemden an«, sagte sie. Sie flitzte zu einem kleineren Ständer und zeigte Reacher Flanellhemden in allen Farben. »Ziehen Sie ein T-Shirt darunter, dann sind Sie wetterfest. Welche Farbe mögen Sie?«

»Irgendwas Gedecktes«, erwiderte er.

Sie breitete alles auf einem der Kleiderständer aus: den Mantel, die Hose, das Flanellhemd, das T-Shirt. Die Sachen passten gut zusammen, lauter schlammige Oliv- und Khakifarbtöne.

»Okay?«, fragte sie gut gelaunt.

»Okay«, sagte er. »Haben Sie auch Unterwäsche?«

»Dort drüben«, antwortete sie.

Er wühlte in einer Kiste mit Boxershorts herum und entschied sich für eine weiße. Dann für ein Paar melierte Socken, hundert Prozent Schurwolle.

»Okay?«, fragte die Frau wieder. Als er nickte, führte sie ihn zur Kasse im vorderen Teil des Ladens und las alle Preisschilder unter dem roten Lichtpunkt einer piepsenden Laserpistole ein.

»Hundertneunundachtzig geradeaus.«

Er starrte die roten Leuchtziffern auf der Anzeige der Registrierkasse an. »Ich dachte, dies wär ein Discountladen«, sagte er.

»Das ist unglaublich preiswert, wirklich«, meinte sie. Er schüttelte den Kopf, wühlte in einer Hosentasche und zog einen Packen zerknitterter Geldscheine heraus. Zählte hundertneunzig Dollar ab. Mit dem Dollar, den sie ihm herausgab, hatte er

noch vier Scheine in der Hand.

Der Kollege in leitender Stellung auf der anderen Seite der Organisation rief Froelich nach fünfundzwanzig Minuten wieder an.

»Haben Sie seine Privatadresse?«, fragte sie ihn.

»Einhundert Washington Boulevard«, antwortete er. »Arlington, Virginia. Die Postleitzahl ist 20310–1500.«

Froelich schrieb alles mit. »Okay, danke. Das müsste genügen, denke ich.«

»Ich glaube, Sie brauchen noch etwas mehr.«

»Wieso?«

»Kennen Sie den Washington Boulevard?«

»Führt zur Memorial Bridge, stimmt's?«

»Er ist nur eine Schnellstraße.«

»Ohne Gebäude? Dort muss es Gebäude geben.«

»Es gibt *ein* Gebäude. Sogar ein ziemlich großes. Ein paar hundert Meter östlich der Straße.«

»Welches?«

»Das Pentagon«, erwiderte der Mann. »Das ist eine erfundene Adresse, Froelich. Am Washington Boulevard liegt auf einer Seite Arlington, der Friedhof, und auf der anderen das Pentagon. Das war's dann. Sonst nichts. Die Hausnummer hundert existiert nicht. Dort gibt's überhaupt keine Privatadressen. Ich hab bei der Post nachgefragt.

Und diese Postleitzahl gehört dem Department of the Army im Pentagon.«

»Wunderbar«, sagte Froelich. »Haben Sie das der

Bank erzählt?«

»Natürlich nicht. Sie haben mich gebeten, diskret vorzugehen.«

»Danke. Aber ich muss wieder von vorn anfangen.«

»Nicht unbedingt. Die Sache mit dem Konto ist ziemlich absurd, Froelich. Ein sechsstelliges Guthaben, aber statt Zinsen zu verdienen, liegt alles auf einem Girokonto. Und der Kunde nimmt Abhebungen nur über Western Union vor. Er kommt nie selbst vorbei. Das Ganze läuft telefonisch ab. Der Kunde ruft mit einem Kennwort an, die Bank überweist ihm das Geld über Western Union telegrafisch an jeden gewünschten Ort.«

»Keine Karte für Geldautomaten?«

»Überhaupt keine Karten. Der Kunde hat sich auch nie ein Scheckbuch geben lassen.«

» *Ausschließlich* über Western Union? Das habe ich noch nie gehört.

Gibt's irgendwelche Unterlagen?«

»Geografisch buchstäblich überall verteilt. Mindestens vierzig Staaten in fünf Jahren. Gelegentliche Einzahlungen und viele kleine Auszahlungen – sämtlich über Western-Union-Filialen in der Provinz, in Großstädten, überall.«

»Absurd.«

»Wie ich gesagt habe.«

»Können Sie noch irgendwas tun?«

»Das hab ich schon. Die Bank gibt mir Bescheid, wenn der Kunde das nächste Mal anruft.«

»Und dann rufen Sie *mich* an?«

»Schon möglich.«

»Gibt's eine Häufigkeitsverteilung?«

»Die Frequenz wechselt. In letzter Zeit liegen die größten Abstände bei einigen Wochen. Manchmal ruft der Kunde alle paar Tage an.

Montage sind beliebt. Am Wochenende haben die Banken geschlossen.«

»Ich könnte also heute Glück haben.«

»Klar«, bestätigte der Mann. »Die Frage ist nur: Werde ich auch Glück haben?«

»Nicht so viel«, antwortete Froelich.

Der Manager des Nachtklubs beobachtete, wie Reacher den Eingangsbereich seines Motels betrat. Dann verschwand er nach draußen auf eine Seitenstraße und schaltete sein Handy ein. Verdeckte die Sprechmuschel mit einer Hand, sprach halblaut und drängend, aber auch so respektvoll, wie es verlangt wurde.

»Weil er mir auf den Keks geht«, sagte er als Antwort auf eine Frage.

»Heute wär ein guter Tag«, erklärte er, um eine weitere Frage zu beantworten.

»Mindestens zwei«, sagte er als Antwort auf die letzte Frage. »Er ist ziemlich groß.«

Reacher ließ sich am Empfang einen seiner vier Dollar in Quartermünzen wechseln und ging damit ans öffentliche Telefon. Wählte die Nummer seiner Bank, die er auswendig wusste, nannte sein Kennwort und beauftragte die Bank, ihm noch heute bis Geschäftsschluss fünfhundert Bucks telegrafisch zur Western Union in Atlantic City zu überweisen. Dann ging er in sein Zimmer, riss alle Preisschilder ab und zog seine neuen Klamotten an. Anschließend warf er seine Sommersachen in den Abfall und begutachtete sich in dem hohen Spiegel im Kleiderschrank. *Lass dir einen Bart wachsen, und kauf dir eine Sonnenbrille, dann kannst du so*

bis zum Nordpol marschieren, sagte er sich.

Froelich erfuhr von dem Überweisungsauftrag elf Minuten später.

Schloss eine Sekunde die Augen, ballte triumphierend die Hände zu Fäusten, griff dann hinter sich und zog eine Karte der Ostküste aus dem Bücherregal. *Ungefähr vier Stunden, wenn der Verkehr mitmacht.*

Ich könnte es gerade noch schaffen. Sie nahm ihren Mantel und die Umhängetasche und lief in die Garage hinunter.

Reacher vertrödelte eine Stunde in seinem Zimmer, dann verließ er das Motel, um die Isoliereigenschaften seines neuen Mantels zu testen. *Felderprobung,* hätten sie früher bei der Army dazu gesagt. Er marschierte gegen den Wind in Richtung Atlantik. Spürte irgendwie, dass jemand hinter ihm war, den er nicht sah. Nur das typische leichte Kribbeln im Nacken. Er ging

langsamer und benutzte ein Schaufenster als Spiegel. Nahm eine verschwommene Bewegung etwa fünfzig Meter hinter sich wahr. Zu weit entfernt, als dass er Einzelheiten hätte erkennen können.

Er ging weiter. Der Mantel wärmte ziemlich gut, aber er hätte sich auch eine Mütze besorgen sollen. Das war klar. Sein Kamerad, der sich zu Mänteln geäußert hatte, war auch der Ansicht gewesen, die Hälfte des gesamten Wärmeverlusts beim Menschen erfolge über die Schädeldecke. Der eisige Wind pfiff durch sein Haar und ließ ihm die Augen tränen. An diesem Novembertag an der Küste von New Jersey wäre eine Militärwollmütze genau das Richtige gewesen. Reacher nahm sich vor, auf dem Rückweg von der Western-Union-Filiale Ausschau nach einem Geschäft für Militärwaren zu halten. Seiner Erfahrung nach lagen sie oft in denselben Stadtvierteln.

Als er den Broadwalk erreichte, wandte er sich nach Süden und spürte wieder das leichte Kribbeln im Nacken. Er drehte sich abrupt um, sah aber niemanden. Ging nach Norden zu seinem Ausgangspunkt zurück. Die Bretter unter seinen Füßen waren in gutem Zustand.

Auf einer Tafel wurde erklärt, sie bestünden aus einem speziellen Hartholz, dem härtesten Holz, das es gab. Das Kribbeln in seinem Nacken blieb. Er bog ab und marschierte auf die Central Pier hinaus.

Dies war noch die sorgfältig konservierte ursprüngliche Konstruktion.

Er vermutete, dass sie vor vielen Jahrzehnten, als sie erbaut worden war, genauso ausgesehen hatte. Sie war menschenleer, bei diesem Wetter kein Wunder, und verstärkte so die surreale Atmosphäre. Die Pier erinnerte an ein historisches Foto in einem Geschichtsbuch. Aber einige der kleinen Antiquitätenläden hatten geöffnet und

verkauften alle möglichen Sachen, einer auch Kaffee in Styroporbechern. Er ließ sich einen Becher mit schwarzem Kaffee geben, der ihn sein letztes Geld kostete, ihn aber wärmte. Während er ihn trank, schlenderte er bis ans Ende der Pier, warf den Becher in einen Abfallkorb, blieb stehen und beobachtete eine Zeit lang das graue Meer. Dann machte er kehrt, ging über die Pier zurück und sah zwei Männer auf sich zukommen.

Es waren Kerle in handlicher Größe, klein, aber breit, die fast identische blaue Bootsmannsjacken, graue Jeans und Mützen trugen. Aus grauer Wolle gestrickte Rundmützen, die tief heruntergezogen auf ihren Quadratschädeln saßen. Sie wussten offensichtlich, wie man sich im hiesigen Klima anzog. Sie hatten ihre Hände in den Taschen vergraben, weshalb er nicht sehen konnte, ob sie zu den Mützen passende Handschuhe trugen. Da die Taschen ihrer Jacken hoch angesetzt waren, wurden ihre Ellbogen nach außen gedrückt. Ihre Füße steckten in schweren Stiefeln, die einem

Stahlkocher oder Hafenarbeiter alle Ehre gemacht hätten. Sie schienen beide etwas O-beinig zu sein, aber vielleicht versuchten sie nur, ihn mit ihrem Gang einzuschüchtern. Von früheren Schlägereien herrührende Narben um die Augenbrauen zierten ihre Gesichter. Sie sahen aus wie Jahrmarktsrausschmeißer oder Hafenviertelschläger von vor fünfzig Jahren. Reacher drehte sich kurz um und sah niemanden hinter sich, weshalb er einfach stehen blieb. Er machte sich nicht die Mühe, sich mit dem Rücken zum Geländer zu stellen.

Die beiden Kerle kamen heran, blieben etwa zweieinhalb Meter vor ihm stehen und bauten sich vor ihm auf. Reacher bewegte probeweise die Finger, um festzustellen, wie kalt sie waren. Zweieinhalb Meter waren eine interessante Entfernung. Sie bewies, dass sie erst reden und dann raufen wollten. Er bewegte den Kopf nach links und rechts, dann leicht vor und zurück, um die Nackenmuskulatur zu lockern, und atmete durch die

Nase. Der Wind kam von hinten. Der Kerl links vor ihm nahm seine Hände aus den Taschen. Keine Handschuhe. Und er hatte eine schlimme Arthritis oder hielt in beiden Händen je eine Rolle Münzen.

»Wir haben ’ne Nachricht für dich«, begann er.

Reacher warf einen Blick aufs Geländer der Pier und das Wasser dahinter. Die See war grau und aufgewühlt. Vermutlich eisig kalt. Die beiden Kerle hineinzuwerfen wäre Mord gewesen.

»Von diesem Klubmanager?«, fragte er.

»Von seinen Leuten, yeah.«

»Er hat Leute?«

»Wir sind in Atlantic City«, erklärte der Kerl. »Ist doch logisch, dass er Leute hat.«

Reacher nickte. »Okay, lasst mich raten. Ich soll abhauen, Leine ziehen, verduften, aus der Stadt

verschwinden, nie mehr zurückkommen, mich nie wieder blicken lassen, vergessen, dass ich jemals hier war.«

»Cleveres Kerlchen!«

»Ich kann Gedanken lesen«, sagte Reacher. »Hab früher in einer Jahrmarktsbude gearbeitet. Gleich neben der bärtigen Lady. Wart ihr beiden nicht auch dort? Drei Buden weiter? Die hässlichsten Zwillinge der Welt?«

Auch der Kerl rechts nahm jetzt seine Hände aus den Taschen. Er hatte entweder auch schwere Arthritis oder ebenfalls zwei Rollen Quarter in den Händen. Reacher lächelte. Er mochte Münzrollen. Eine gute altmodische Technik. Und sie ließ auf die Abwesenheit von Schusswaffen schließen. Niemand umklammert Rollen mit Geldstücken, wenn er eine Pistole in der Tasche hat.

»Wir wollen dir nicht wehtun«, sagte der Typ rechts.

»Aber du musst verschwinden«, meinte der linke. »Wir können keine Leute brauchen, die sich in die wirtschaftlichen Abläufe dieser Stadt einmischen.«

»Also nimm den bequemen Ausweg«, fuhr der Rechte fort. »Lass dich von uns zum Busbahnhof begleiten. Sonst könnten auch die alten Leutchen zu leiden haben. Und nicht bloß finanziell.«

Reacher hörte eine völlig unpassende Stimme in seinem Kopf. Geradewegs aus seiner Kindheit, die Stimme seiner Mutter, die ihn ermahnte: *Bitte, fang keine Prügelei an, wenn du neue Sachen anhast.*

Dann hörte er seinen Nahkampfausbilder in der Grundausbildung sagen: *Schnell, kräftig und erbarmungslos zuschlagen.* Er bewegte seine Schultern. Plötzlich war er der jungen Frau in dem Laden sehr dankbar, weil sie ihn dazu gebracht hatte, die nächste Größe zu nehmen.

Während er die beiden Kerle ausdruckslos

betrachtete, lag in seinem Blick nur leichte Belustigung und eine Menge Selbstvertrauen. Er machte einen halben Schritt nach links, und sie taten es ihm gleich.

Dann trat er etwas näher auf sie zu und verkleinerte so das Dreieck. Er hob eine Hand und strich sein vom Wind zerzaustes Haar glatt.

»Besser wär's, wenn ihr jetzt abhauen würdet«, sagte er.

Aber das wollten die beiden natürlich nicht. Sie reagierten auf seine Herausforderung, indem sie unmerklich etwas näher an ihn heranrückten – durch eine winzige Gewichtsverlagerung nach vorn. *Sie müssen für ungefähr eine Woche außer Gefecht gesetzt werden,* überlegte er.

Am besten die Wangenknochen. Ein harter Schlag, Kompressionsbrüche, vielleicht mit

zeitweiliger Bewusstlosigkeit, starke Kopfschmerzen.

Keine allzu schweren Verletzungen. Er wartete den nächsten Windstoß ab, hob die rechte Hand und strich seine Haare hinter das linke Ohr. Dann ließ er die Hand mit hochgerecktem Ellbogen am Kopf, als sei ihm gerade etwas eingefallen.

»Könnt ihr schwimmen, Jungs?«, fragte er.

Keinen Blick aufs Meer zu werfen hätte übermenschlicher Selbstbeherrschung bedurft. Die beiden waren keine Übermenschen. Sie drehten die Köpfe wie Roboter zur Seite. Er traf den Kerl rechts im Gesicht, riss den Ellbogen nochmals hoch und traf den links, als er den Kopf ruckartig dem knackenden Geräusch zuwandte, mit dem die Knochen seines Kumpels brachen. Sie gingen zusammen zu Boden; ihre Münzrollen platzten auf, und Geldstücke rollten und kreiselten durcheinander. Reacher hustete und rekapitulierte

den Ablauf: zwei Kerle, zwei Sekunden, zwei Rammstöße, Schluss der Vorstellung. *Du kannst es noch immer*. Er atmete tief durch und wischte sich kalten Schweiß von der Stirn. Dann ging er davon. Trat von der Pier auf den Broadwalk und machte sich auf die Suche nach der hiesigen Western-Union-Filiale.

Er hatte die Adresse im Telefonbuch nachgeschlagen, aber eigentlich brauchte er sie nicht. Eine Western-Union-Filiale konnte man nach Gefühl finden. Das war ein einfacher Algorithmus. Man stand an einer Straßenecke und fragte sich: Liegt sie von hier aus gesehen eher rechts oder links? Dann ging man je nach Antwort rechts oder links weiter, gelangte ziemlich rasch ins richtige Viertel und stand ziemlich bald vor der Western Union. Vor dem Eingang dieser Filiale parkte ein zwei Jahre alter Chevy Suburban direkt neben einem Hydranten. Der frisch gewaschene Van war schwarz, hatte dunkel getönte Scheiben und war auf Hochglanz poliert. Aus seinem Dach ragten

drei kurze Funkantennen. Besetzt war er mit einer blonden Frau am Steuer. Nach einem ersten flüchtigen Blick sah Reacher noch einmal genauer hin.

Die Blondine wirkte locker und zugleich wachsam. Das war daran zu erkennen, wie sie den linken Arm auf die Türverkleidung stützte. Und sie war attraktiv, gar kein Zweifel. Von ihr ging eine Art Magnetismus aus. Er sah wieder weg, betrat die Filiale und holte sein Geld ab.

Steckte die Scheine zusammengefaltet ein, kam wieder heraus und traf die Frau auf dem Gehsteig an, wo sie sich vor ihm aufbaute und ihn anstarrte. Und zwar so, als vergleiche sie Gemeinsamkeiten und Unterschiede mit einem vor ihrem inneren Auge stehenden Bild. Das war ein Vorgang, den er kannte. So war er schon mehrmals gemustert worden.

»Jack Reacher?«, fragte sie.

Er kramte nochmals in seinem Gedächtnis, weil er sich nicht irren wollte, obwohl er das für wenig wahrscheinlich hielt. Kurzes blondes Haar, schöne Augen, die ihn unverwandt ansahen, Selbstbewusstsein in ihrer Haltung. Sie besaß Eigenschaften, an die er sich erinnert hätte.

Aber er konnte sich nicht an sie erinnern. Folglich hatte er diese Frau noch nie gesehen.

»Sie haben meinen Bruder gekannt«, sagte er.

Sie wirkte überrascht und leicht erfreut. War im Augenblick um Worte verlegen.

»Das kenne ich«, fuhr er fort. »Wenn Leute mich so ansehen, denken sie, dass wir uns sehr ähnlich sehen, aber doch ganz verschieden sind.«

Sie schwieg.

»Freut mich, Sie kennen gelernt zu haben«, sagte er und ging davon.

»Warten Sie!«, rief sie ihm nach.

Er blieb stehen, drehte sich um.

»Können wir miteinander reden?«, fragte sie. »Ich habe Sie gesucht.«

Reacher nickte. »Wir könnten im Auto reden. Hier friert man sich den Arsch ab.«

Sie blieb noch einen Moment stehen, während sie sein Gesicht musterte. Dann setzte sie sich plötzlich in Bewegung und öffnete die Beifahrertür.

»Bitte«, sagte sie. Er stieg ein. Sie ging um den Wagen herum und nahm auf ihrer Seite im Auto Platz. Ließ den Motor an, damit die Heizung lief, bewegte sich aber nicht von der Stelle.

»Ich habe Ihren Bruder sehr gut gekannt«, begann sie. »Wir sind miteinander ausgegangen, Joe und ich. Tatsächlich mehr als nur das. Wir waren eine Zeit lang ein Paar. Bevor er gestorben ist.«

Reacher sagte nichts. Die Frau errötete.

»Nun, natürlich bevor er gestorben ist«, verbesserte sie sich. »Eine dumme Bemerkung.«

»Wann?«, fragte Reacher.

»Wir waren zwei Jahre zusammen. Ein Jahr vor seinem Tod haben wir uns getrennt.«

Reacher nickte.

»Ich bin M. E. Froelich«, sagte sie.

Sie ließ eine unausgesprochene Frage in der Luft hängen: *Hat er je von mir gesprochen?* Reacher nickte erneut, als sage ihm dieser Name etwas. Aber das stimmte nicht. *Nie von dir gehört,* dachte er.

Schade.

»Emmy?«, fragte er. »Wie der Fernsehpreis?«

»M. E.«, erwiderte sie. »Ich benutze nur die Anfangsbuchstaben.«

»Was bedeuten sie?«

»Das verrate ich Ihnen nicht.«

»Wie hat Joe Sie genannt?«

»Froelich«, antwortete sie.

Reacher nickte. »Ja, das sieht ihm ähnlich.«

»Er fehlt mir noch immer.«

»Mir auch«, sagte Reacher. »Also, wollen Sie mit mir über Joe reden, oder geht's doch um irgendwas anderes?«

Sie schwieg noch einen Moment. Dann schüttelte sie sich leicht und wurde wieder geschäftsmäßig.

»Beides«, antwortete sie. »Nun, hauptsächlich über etwas anderes.«

»Nämlich?«

»Ich möchte Sie für etwas engagieren«, sagte sie. »Sozusagen auf Grund einer postumen Empfehlung von Joe. Wegen der Geschichten, die er von Ihnen erzählt hat. Er hat manchmal von Ihnen gesprochen.«

Reacher nickte. »Wofür engagieren?«

Froelich überlegte kurz, dann lächelte sie zaghaft. »Ich habe diesen Satz eingeübt«, sagte sie. »Mehr als nur einmal.«

»Dann heraus damit!«

»Ich möchte Sie dafür engagieren, den Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten zu ermorden.«

2

»Guter Text«, sagte Reacher. »Interessanter Vorschlag.«

»Wie lautet Ihre Antwort?«, fragte Froelich.

»Nein«, sagte er. »Das ist die im Augenblick sicherste Antwort, glaube ich.«

Sie lächelte wieder zaghaft und griff nach ihrer Umhängetasche.

»Vielleicht sollte ich Ihnen erst mal meinen Ausweis zeigen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht nötig«, wehrte er

ab. »Sie sind beim United States Secret Service.«

Froelich sah ihn an. »Sie sind ziemlich schnell.«

»Das ist ziemlich offensichtlich«, meinte er.

»Tatsächlich?«

Er nickte. Berührte seinen rechten Ellbogen. Die Prellungen taten ihm weh.

»Joe hat dort gearbeitet«, erklärte er. »Und da er viel gearbeitet hat und ein bisschen schüchtern war, muss jede Frau, mit der er ausgegangen ist, aus dem Dienst gekommen sein; sonst hätte er sie nie kennen gelernt. Und wer außer einer Behörde pflegt zwei Jahre alte Suburbans so penibel? Und parkt neben Hydranten? Und wer außer dem Secret Service hätte mich so effizient über meine Bankverbindung aufspüren können?«

»Sie sind ziemlich schnell«, wiederholte sie.

»Danke«, antwortete Reacher. »Aber Joe hatte nichts mit Vizepräsidenten zu tun. Er hat in der Abteilung Wirtschaftsverbrechen gearbeitet, nicht beim Personenschutz fürs Weiße Haus.«

Froelich nickte. »Wir haben alle mal bei Wirtschaftsverbrechen angefangen und uns die Sporen im Kampf gegen Geldfälscher verdient.

Und er hat das Falschgelddezernat geleitet. Und Sie haben Recht, wir haben uns im Dienst kennen gelernt. Aber damals wollte er nicht mit mir ausgehen. Das gehöre sich nicht, hat er gesagt. Aber ich wollte mich ohnehin so schnell wie möglich zur Abteilung Personenschutz versetzen lassen, und als das geklappt hat, sind wir miteinander ausgegangen.«

Dann schwieg sie eine Weile und sah auf ihre Umhängetasche.

»Und?«, fragte Reacher.

Sie hob den Kopf. »Etwas, das er eines Nachts gesagt hat. Ich war damals ziemlich ehrgeizig, wissen Sie, weil ich gerade mit einem neuen Job begonnen hatte, und habe immer rauszukriegen versucht, ob wir wirklich unser Bestes leisten. Joe und ich haben herumgealbert, und er hat behauptet, der einzig ehrliche Test für unsere Sicherheitsvorkehrungen wäre es, einen Außenstehenden zu engagieren, der versuchen müsste, zu der Zielperson vorzudringen. Um festzustellen, ob das möglich ist, wissen Sie. Ein Sicherheitsaudit – so hat er's genannt.

Ich hab ihn gefragt, wen er sich dafür vorstellen könnte. Und er hat gesagt, mein kleiner Bruder wäre der richtige Mann dafür. Wenn's jemand schaffen könnte, dann er. Er hat Sie ziemlich Furcht erregend geschildert.«

Reacher lächelte. »Das klingt ganz nach Joe. Eine typisch hirnrissige Idee.«

»Finden Sie?«

»Für einen cleveren Kerl konnte Joe manchmal sehr dämlich sein.«

»Wieso ist sein Vorschlag dämlich?«

»Engagieren Sie irgendeinen Außenstehenden, brauchen Sie nur darauf zu achten, wann er kommt. Das macht alles viel zu einfach.«

»Nein, seine Idee war, dass der oder die Betreffende anonym und unangekündigt auf der Bildfläche erscheinen würde. Zum Beispiel weiß jetzt außer mir niemand von Ihnen.«

Reacher nickte. »Okay, vielleicht war er doch nicht so dämlich.«

»Seiner Meinung nach war das die einzige Möglichkeit. So hart wir auch arbeiten, sehen wir doch nie über unseren Tellerrand hinaus. Er war der Ansicht, wir müssten bereit sein, uns einem

Test gegen eine zufällige Bedrohung von außen zu unterziehen.«

»Und er hat mich nominiert?«

»Er sagte, Sie seien der ideale Mann.«

»Warum haben Sie dann so lange mit dem Ausprobieren gewartet?

Dieses Gespräch muss vor mindestens sechs Jahren stattgefunden haben. Sie haben keine sechs Jahre gebraucht, um mich zu finden.«

»Es liegt acht Jahre zurück«, sagte Froelich. »Gleich am Anfang unserer Beziehung, kurz nach meiner Versetzung. Und ich habe nur einen Tag gebraucht, um Sie zu finden.«

»Sie sind also auch ziemlich schnell«, meinte er. »Aber wozu acht Jahre warten?«

»Weil ich jetzt die Verantwortung trage. Ich bin

vor vier Monaten zur Leiterin des Teams befördert worden, das den Vizepräsidenten zu schützen hat. Und ich bin noch immer ehrgeizig und will noch immer wissen, ob wir das Richtige tun. Deshalb habe ich beschlossen, Joes Rat zu befolgen. Und Sie sind mir schon vor vielen Jahren von einem Mann empfohlen worden, zu dem ich größtes Vertrauen hatte. Deshalb bin ich hier, um zu fragen, ob Sie diesen Auftrag übernehmen wollen.«

»Gehen wir eine Tasse Kaffee trinken?«

Sie wirkte überrascht, als stehe Kaffee nicht auf ihrer Tagesordnung.

»Diese Sache ist dringend«, sagte sie.

»Nichts ist zu dringend für Kaffee«, entgegnete er. »Das weiß ich aus Erfahrung. Sie fahren mich in mein Motel zurück, und ich lade Sie in die Bar im Untergeschoss ein. Der Kaffee ist gut und die Bar sehr dunkel. Genau die richtige Umgebung für ein Gespräch dieser Art.«

Der Suburban, den Froelich als Dienstwagen fuhr, war mit einem Verkehrsnavigationssystem ausgestattet. Reacher sah zu, wie sie es von der DVD startete und die Adresse seines Motels aus einer langen Liste potenzieller Ziele in Atlantic City auswählte.

»Ich hätte Ihnen sagen können, wie man hinkommt«, bemerkte er.

»Ich bin dieses Ding gewöhnt«, erwiderte sie. »Es spricht mit mir.«

»Ich wollte Sie nicht mit Handzeichen führen«, sagte er.

Sie lächelte wieder und ordnete sich in den Verkehr ein. Auf den Straßen war nicht viel los. Die Abenddämmerung senkte sich herab.

Der kalte Wind blies stürmisch. In den Spielkasinos mochte Leben herrschen, aber auf

dem Broadwalk, den Piers und den Stränden würde in den kommenden fünf bis sechs Monaten nicht viel los sein.

Er saß ganz still neben ihr und dachte über sie und seinen toten Bruder nach. Sie parkte vor dem Moteleingang. Er führte sie hinein und eine halbe Treppe in die Kellerbar hinunter. Die Luft roch abgestanden, aber in der Bar war es angenehm warm, und die Kaffeemaschine auf der Theke war eingeschaltet. Als Reacher darauf deutete und zwei Finger hob, machte der Barkeeper sich an die Arbeit. Reacher ging zu der Sitznische in der hintersten Ecke und rutschte über die Kunstlederbank, bis er den gesamten Raum überblicken konnte. *Eine alte Angewohnheit.* Froelich hatte sie offenbar auch, denn sie tat das Gleiche, sodass sie zuletzt dicht nebeneinander saßen. Ihre Schultern berührten sich fast.

»Sie sind ihm sehr ähnlich«, bemerkte sie.

»In mancher Beziehung«, sagte er, »in anderen nicht. Zum Beispiel bin ich noch am Leben.«

»Sie waren nicht bei seiner Beerdigung.«

»Der Termin war sehr ungünstig gewählt.«

»Sie reden genau wie er.«

»Das tun Brüder oft.«

Der Barkeeper brachte den Kaffee auf einem Korktablett mit Bierflecken. Zwei Tassen, zwei kleine Plastikdöschen mit Kunstmilch, vier kleine Zuckertüten. Zwei aus Edelstahl gestanzte billige kleine Löffel.

»Er war allgemein beliebt«, fuhr Froelich fort.

»Er war in Ordnung, denke ich.«

»Ist das alles?«

»Unter Brüdern ist das ein Kompliment.«

Er hob die Tasse und kippte die Milch, den Zucker und den Kaffeelöffel von der Untertasse.

»Sie trinken ihn schwarz«, stellte Froelich fest. »Genau wie Joe.«

Reacher nickte. »Was mir nicht in den Kopf will, ist die Tatsache, dass ich immer der kleine Bruder war, aber jetzt drei Jahre älter bin, als er überhaupt geworden ist.«

Froelich sah weg. »Ja, ich weiß. Joe war einfach nicht mehr da, aber die Welt drehte sich trotzdem weiter. Sie hätte sich verändern sollen –wenigstens ein bisschen.«

Sie nahm einen kleinen Schluck Kaffee. Schwarz, ohne Zucker. *Genau wie Joe.*

»Außer ihm ist niemand jemals auf diese Idee gekommen?«, fragte Reacher. »Einen Außenstehenden für ein Sicherheitsaudit zu engagieren?«

»Niemand.«

»Der Secret Service ist eine verhältnismäßig alte Organisation.«

»Und?«

»Also werde ich Ihnen eine ziemlich offensichtliche Frage stellen.«

Sie nickte. »Präsident Lincoln hat uns am vierzehnten April 1865 kurz nach dem Mittagessen durch seine Unterschrift ins Leben gerufen. Abends ist er dann ins Theater gegangen und ermordet worden.«

»Eine Ironie des Schicksals.«

»Aus heutiger Perspektive, gewiss. Aber damals waren wir nur für den Schutz der US-Währung zuständig. Dann wurde 1901 McKinley ermordet, und man dachte, jemand sollte den Präsidenten hauptberuflich beschützen – und wir haben diesen Auftrag bekommen.«

»Weil das FBI erst seit den dreißiger Jahren existiert.«

Sie schüttelte den Kopf. »Tatsächlich hat es eine Vorläuferorganisation gegeben, das 1908 gegründete Office of the Chief Examiner. Daraus ist 1935 das Federal Bureau of Investigation geworden.«

»Das klingt wie der pedantische Scheiß, den Joe gewusst hätte.«

»Ich glaube, dass er mir das alles erzählt hat.«

»Kann ich mir denken. Er hatte eine Vorliebe für diesen historischen Kram.«

»Wie lautet Ihre ziemlich offensichtliche Frage also?«, erkundigte sie sich.

»Dass Sie erstmals seit hundertzwei Jahren einen Außenstehenden hinzuziehen wollen, kann nicht nur daran liegen, dass Sie eine Perfektionistin sind, oder?«

Sie setzte zu einer Antwort an und hielt dann inne. Er hatte das Gefühl, dass sie zu lügen beschloss. Das merkte er daran, wie sie leicht die Schultern hochzog.

»Ich stehe unter starkem Druck«, entgegnete sie. »Beruflich. Es gibt eine Menge Leute, die nur darauf warten, dass ich Mist baue. Ich muss mir Gewissheit verschaffen.«

Er schwieg. Wartete auf die Ausschmückungen. Lügner schmücken ihre Story immer aus.

»Dass die Wahl auf mich gefallen ist, war keine Selbstverständlichkeit«, erklärte sie. »Frauen an der Spitze eines Teams sind noch immer die Ausnahme. Der Geschlechterkampf tobt weiter – wie seit eh und je. Manche meiner Kollegen haben etwas von Neandertalern an sich.«

Er nickte, äußerte sich aber nicht dazu.

»Das habe ich immer im Hinterkopf«, sagte sie. »Ich kann mir keinen Fehler erlauben.«

»Um welchen Vizepräsidenten geht's eigentlich?«, fragte er. »Den neuen oder den alten?«

»Den neuen«, antwortete sie. »Brook Armstrong. Genauer gesagt um den designierten Vizepräsidenten. Als er seine Kandidatur erklärt hat, bin ich zur Leiterin seines Teams bestimmt worden, und da der Dienst Wert auf Kontinuität legt, werden wir gewissermaßen mitgewählt. Gewinnt unser Mann, behalten wir unseren Job.

Verliert er, sind wir wieder Infanteristen.«

Reacher lächelte. »Haben Sie ihm also Ihre Stimme gegeben?«

Sie gab keine Antwort.

»Was hat Joe über mich gesagt?«, fragte er.

»Dass Sie diese Herausforderung annehmen würden. Dass Sie sich den Kopf zermartern würden, um eine Möglichkeit zu finden, die Tat auszuführen. Er hat gesagt, Sie seien sehr einfallsreich und würden drei oder vier Methoden finden, ein Attentat zu verüben, und wir würden eine Menge von Ihnen lernen.«

»Und Sie haben was gesagt?«

»Nicht vergessen, das war vor acht Jahren. Ich war zu sehr von mir selbst überzeugt, fürchte ich. Ich habe behauptet, Sie würden niemals auch nur in die Nähe kommen.«

»Und er hat gesagt?«

»Diesen Fehler hätten schon viele andere Leute gemacht.«

Reacher zuckte mit den Schultern. »Vor acht Jahren war ich noch in der Army – vermutlich zehntausend Meilen entfernt und bis zum Hals in der Scheiße.«

Sie nickte. »Darüber war Joe sich im Klaren. Unsere Diskussion war eher theoretisch.«

Er musterte sie. »Aber jetzt ist sie anscheinend nicht mehr theoretisch. Acht Jahre später wollen Sie seinen Vorschlag in die Tat umsetzen. Und ich frage mich noch immer, warum.«

»Weil ich jetzt darüber zu entscheiden habe. Und weil ich unter starkem Erfolgsdruck stehe.«

Er schwieg.

»Wären Sie unter Umständen dazu bereit?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht viel über Armstrong. Hab früher kaum was über ihn gehört.«

»So ist's allen ergangen«, bestätigte Froelich. »Er war ein Überraschungskandidat. Juniorsenator aus North Dakota, Familienvater, mit Ehefrau und erwachsener Tochter, kümmert sich in Ferngesprächen um seine kranke alte Mutter, hat die Nation nie auf sich aufmerksam gemacht. Aber für einen Politiker ist er in Ordnung. Besser als die meisten. Mir gefällt er bisher sehr gut.«

Reacher nickte. Sagte nichts.

»Wir würden Sie natürlich bezahlen«, fuhr Froelich fort. »Das wäre kein Problem. Sie wissen schon, ein professionelles Honorar, solange es im Rahmen bleibt.«

»Geld interessiert mich nicht besonders«,

entgegnete Reacher. »Und ich brauche keinen Job.«

»Sie könnten sich freiwillig zur Verfügung stellen.«

»Ich war Soldat. Soldaten melden sich nie freiwillig für irgendwas.«

»Joe hat Sie anders geschildert. Er meinte, Sie hätten schon alles Mögliche gemacht.«

»Ich bin nicht gern angestellt.«

»Nun, wenn Sie kein Geld annehmen wollen, hätten wir sicher nichts dagegen.«

Er überlegte. »Wollte jemand diese Sache richtig aufziehen, würden vermutlich Spesen anfallen.«

»Die ersetzen wir, versteht sich. Was dieser jemand auch braucht.

Alles offiziell und gegen Quittung, hinterher.«

Er betrachtete die Tischplatte. »Was sollte dieser jemand genau tun?«

»Ich will *Sie,* nicht irgendeinen Jemand. Sie sollen nur die Rolle eines Attentäters spielen. Unsere Sicherheitsvorkehrungen von außen begutachten. Etwaige Lücken aufspüren. Mir mit Datum, Ort und Uhrzeit beweisen, wo der Vizepräsident verwundbar war. Wenn Sie wollen, könnte ich Ihnen schon einige seiner Termine für kommende Woche geben.«

»Bieten Sie die allen Attentätern an? Wenn Sie beabsichtigen, diese Sache wirklich durchzuziehen, sollte sie realistisch ablaufen, finden Sie nicht auch?«

»Okay«, sagte sie.

»Denken Sie noch immer, dass niemand an ihn herankönnte?«

Sie überlegte sich ihre Antwort sorgfältig. »Bei Abwägung aller Gege-benheiten, ja. Wir geben uns größte Mühe. Ich denke, dass wir alles im Griff haben.«

»Sie glauben also, dass Joe damals Unrecht hatte?«

Froelich gab keine Antwort.

»Warum haben Joe und Sie sich getrennt?«, fragte er.

Sie wich seinem Blick aus, dann schüttelte sie den Kopf. »Das ist Privatsache.«

»Wie alt sind Sie?«

»Fünfunddreißig.«

»Vor acht Jahren waren Sie also siebenundzwanzig.«

Sie lächelte. »Joe war fast sechsunddreißig. Ein älterer Mann. Ich habe seinen Geburtstag mit ihm gefeiert. Und seinen siebenunddreißigsten.«

Reacher rückte etwas von ihr ab und betrachtete sie nochmals. *Joe hatte einen guten Geschmack,* dachte er. Aus der Nähe sah sie gut aus. Roch gut. Makelloser Teint, schöne Augen, lange Wimpern. Hübsche Wangenpartie, eine kleine gerade Nase. Sie war attraktiv, kein Zweifel. Er fragte sich, wie es wäre, sie in den Armen zu halten, sie zu küssen. Mit ihr ins Bett zu gehen. Er stellte sich vor, wie Joe dieselben Gedanken durch den Kopf gegangen waren, als sie zum ersten Mal in seiner Abteilung aufkreuzte. Und er hatte es irgendwann herausbekommen. *Gut gemacht, Joe.*

»Ich hab vergessen, ihm eine Glückwunschkarte zu schicken«, sagte er. »Beide Male.«

»Ich glaube nicht, dass ihn das gestört hat.«

»Wir haben uns nicht sehr nahe gestanden«,

erklärte Reacher. »Ich weiß eigentlich nicht, weshalb.«

»Er hatte Sie gern«, sagte sie. »Das merkte man ihm an. Er hat gelegentlich über Sie gesprochen. Ich denke, er war auf seine Weise ziemlich stolz auf Sie.«

Reacher wusste nichts darauf zu sagen.

»Helfen Sie mir also?«, fragte sie.

»Wie war er? Als Boss, meine ich.«

»Klasse. Beruflich war er ein Superstar.«

»Und als Liebhaber?«

»Auch ziemlich gut.«

Eine längere Pause.

»Wo sind Sie gewesen, seit Sie aus der Army

ausgeschieden sind?«, fragte Froelich. »Sie haben keine wesentlichen Spuren hinterlassen.«

»Das war der Plan«, sagte Reacher. »Ich bleibe lieber für mich.«

Fragen in ihrem Blick.

»Keine Sorge«, fügte er hinzu. »Ich bin nicht radioaktiv.«

»Das weiß ich, weil ich's überprüft habe«, sagte sie. »Aber seit ich Sie jetzt kenne, bin ich ein bisschen neugierig. Zuvor waren Sie nur ein Name.«

Er starrte die Tischplatte an und versuchte sich als jemand zu sehen, der durch gelegentliche Äußerungen seines Bruders beschrieben wurde. Das war eine interessante Perspektive.

»Helfen Sie mir also?«, fragte sie wieder.

Froelich knöpfte wegen der Wärme in der Bar ihren Mantel auf. Darunter trug sie eine weiße Bluse. Sie rückte etwas näher an ihn heran, wandte sich ihm halb zu. Sie waren sich so nahe wie ein Liebespaar bei einem Tête-à-Tête.

»Weiß ich nicht«, antwortete er.

»Die Sache wäre gefährlich«, sagte sie. »Ich muss Sie warnen, dass außer mir niemand wissen wird, dass Sie dort draußen unterwegs sind. Das ist ein großes Problem, wenn Sie irgendwo entdeckt werden.

Vielleicht ist es eine schlechte Idee, und ich sollte Sie nicht um diesen Gefallen bitten.«

»Ich würde nirgends entdeckt werden«, erwiderte Reacher.

Sie lächelte. »Genau das würden Sie sagen, hat

Joe mir vor acht Jahren erklärt.«

Er schwieg.

»Die Sache ist sehr wichtig«, meinte sie. »Und dringend.«

»Wollen Sie mir nicht verraten, warum sie wichtig ist?«

»Das habe ich bereits.«

»Wollen Sie es mir wirklich nicht verraten?«

Sie gab keine Antwort.

»Ich glaube nicht, dass die Sache rein theoretisch ist«, sagte er.

Sie schwieg.

»Ich denke, Sie sind mit einer konkreten Situation konfrontiert«, sagte er.

Sie schwieg.

»Ich glaube, Sie wissen, dass dort draußen jemand unterwegs ist«, sagte er. »Eine aktive Bedrohung.«

Sie sah weg. »Das kann ich nicht kommentieren.«

»Ich war in der Army, solche Antworten kenne ich von früher.«

»Es geht nur um ein Sicherheitsaudit. Übernehmen Sie's für mich?«

Reacher schwieg lange.

»Ich müsste zwei Bedingungen stellen«, sagte er dann.

Froelich hob die Augenbrauen. »Welche?«

»Erstens müsste ich irgendwo arbeiten, wo's kalt ist.«

»Weshalb?«

»Weil ich gerade hundertneunundachtzig Dollar für warme Klamotten ausgegeben habe.«

Sie lächelte. »Wo er unterwegs sein wird, dürfte es Mitte November kalt genug für Sie sein.«

»Okay«, sagte Reacher. Er zog ein Streichholzbriefchen aus der Tasche, schob es ihr hin und deutete auf den aufgedruckten Namen und die Adresse. »Und in diesem Klub hier tritt diese Woche ein altes Geschwisterpaar auf, das sich Sorgen macht, es könnte um seine Gage betrogen werden. Musiker. Wahrscheinlich ist ihre Angst unbegründet, aber ich muss sichergehen. Ich möchte, dass Sie mit den hiesigen Cops reden.«

»Freunde von Ihnen?«

»Seit kurzem.«

»Wann soll Zahltag sein?«

»Freitagabend nach ihrem letzten Auftritt. Gegen Mitternacht. Die beiden müssen ihr Geld kriegen und ihr Zeug ins Auto laden dürfen.

Sie wollen nach New York.«

»Ich sorge dafür, dass einer unserer Agenten täglich nach ihnen sieht. Besser als die Cops, denke ich. Wir haben hier eine Außenstelle. In Atlantic City wird jede Menge Geld gewaschen. Das liegt an den Spielkasinos. Sie machen's also?«

Reacher schwieg wieder und dachte an seinen Bruder. *Joe ist zurückgekommen, um mich zu verfolgen. Ich hab gewusst, dass er das eines Tages tun würde.* Seine Tasse war leer, aber noch warm. Er hielt sie leicht schräg und beobachtete, wie der Kaffeesatz auf ihn zufloss: langsam und braun wie Flussschlamm.

»Wann muss es gemacht werden?«, fragte er.

In genau diesem Augenblick wurden weniger als hundertdreißig Meilen entfernt in einem Lagerhaus hinter dem Inner Harbor von Baltimore endlich zwei Waffen mit dazu passender Munition bar bezahlt. Ein Haufen Geld. Gute Waffen. Spezielle Munition. Die Planung für den zweiten Anschlag hatte mit einer objektiven Analyse der Gründe für das Fehlschlagen des ersten Attentats begonnen. Als realistisch denkenden Profis widerstrebte es ihnen, die Schuld an dem gesamten Debakel unzulänglicher Hardware zu geben, aber sie waren sich darüber einig, dass mehr Feuerkraft nicht schaden konnte. Deshalb hatten sie nach einem passenden Lieferanten gesucht und ihn gefunden. Er hatte, was sie wollten. Der Preis war angemessen. Sie handelten eine Garantie aus, die ihrer üblichen Vereinbarung entsprach. Sie erklärten dem Mann, falls es irgendein Problem mit der Ware gebe, würden sie zurückkommen und ihn durch einen gezielten Schuss ins Rückgrat in den Rollstuhl bringen.

Die Waffen zu beschaffen war die letzte Etappe ihrer Vorbereitungen. Jetzt waren sie bereit.

In den zehn Wochen zwischen Wahl und Amtseinführung hatte der designierte Vizepräsident Brook Armstrong sechs wichtige Aufgaben zu erfüllen. Die sechste und am wenigsten wichtige war die Fortführung seiner Arbeit als Juniorsenator aus North Dakota, bis seine Amtsperiode offiziell endete. Sein Heimatstaat hatte fast sechshundertfünfzigtausend Einwohner, von denen jeder sich jederzeit mit einem Anliegen an ihn wenden konnte. Doch Armstrong setzte voraus, dass alle wussten, dass ihre Angelegenheiten sich in der Schwebe befanden, bis sein Nachfolger ihn ablöste. Zum Glück hielt auch der Kongress sich bis Januar mit der Arbeit zurück, weshalb ihn seine Amtspflichten als Senator nicht sonderlich belasteten.

Die fünfte Aufgabe bestand daraus, zu Hause seinen Nachfolger zu installieren. Er hatte in North

Dakota zwei Kundgebungen anberaumt, um den neuen Mann der Presse vorzustellen. Das musste ein visuelles Ereignis werden: Schulter an Schulter, viel Grinsen und Händeschütteln für die Kameras, während Armstrong einen metaphorischen Schritt zurücktrat und der Neue einen nach vorn machte. Die erste Kundgebung würde am zwanzigsten November stattfinden, die zweite vier Tage später. Beide waren lästige Pflichtveranstaltungen, denen er sich aus Loyalität der Partei gegenüber jedoch nicht entziehen konnte.

Die vierte Aufgabe war, dass er einiges dazulernen musste. Beispielsweise würde er dem Nationalen Sicherheitsrat angehören und dort mit Dingen konfrontiert werden, die der Juniorsenator aus North Dakota nicht wissen konnte. Ein CIA-Mitarbeiter war ihm als persönlicher Tutor zugeteilt worden, und Pentagon und Außenministerium würden ebenfalls Leute abstellen, die ihn einweisen sollten. Alles wurde so flexibel wie möglich gehandhabt, aber es

bedeutete trotzdem viel Arbeit, die er neben seinen sonstigen Verpflichtungen zu erledigen hatte.

Ab der dritten Aufgabe begannen die Dinge ziemlich wichtig zu werden. Im ganzen Land gab es Spender, die den Wahlkampf finanziell unterstützt hatten. Den wirklich großen Geldgebern würde auf andere Weise gedankt werden, aber auch die Privatpersonen sollten an seinem Erfolg teilhaben. Deshalb hatte die Partei mehrere große Empfänge in Washington arrangiert, auf denen sich die Spender drängen und das Gefühl haben konnten, im Mittelpunkt zu stehen. Ihre örtlichen Wahlkomitees würden sie einladen hinzufliegen, sich fein zu machen und unter die Parteiprominenz zu mischen. Man würde sie vorerst im Unklaren darüber lassen, ob der neue Präsident oder der neue Vizepräsident ihr Gastgeber wäre. Tatsächlich war für drei Viertel dieser Veranstaltungen bereits Armstrong eingeplant.

Ab der zweiten Aufgabe wurden die Dinge

tatsächlich wichtig. Sie bestand daraus, der Wall Street schönzutun. Ein Regierungswechsel bedeutete immer auch für die Finanzwelt einen Einschnitt. An sich gab es keinen Grund, weshalb der Übergang nicht nahtlos stattfinden sollte, aber zeitweilige Nervosität und Unsicherheit konnten sich unter Umständen rasch zu einer Lawine entwickeln, und labile Märkte waren Gift für eine Präsidentschaft. Deshalb wurde viel Mühe darauf verwandt, die Investoren zu überzeugen. Dafür war vor allem der designierte Präsident zuständig, der die einflussreichsten Finanzgrößen zu ausführlichen Gesprächen in Washington empfangen würde, aber Armstrong sollte sich mit der zweiten Garnitur in New York beschäftigen. Dazu waren in den kommenden zehn Wochen fünf Reisen nach New York angesetzt.

Armstrongs erste und wichtigste Aufgabe bestand jedoch in der Leitung des Übergangsteams. Die neue Regierung brauchte fast achttausend Mitarbeiter, von denen rund achthundert – darunter

ungefähr achtzig in Spitzenpositionen – vom Senat bestätigt werden mussten.

Es war Armstrongs Job, an ihrer Auswahl teilzunehmen und danach durch seine Verbindungen im Senat dafür zu sorgen, dass ihr Bestätigungsverfahren zügig ablief. Organisiert wurde der Übergang in einem Verwaltungsgebäude in der G-Street, aber für Armstrong war es sinnvoll, ihn in seinem alten Büro im Senatsgebäude zu koordinieren.

Diese Tätigkeit machte nicht viel Spaß und war Knochenarbeit, aber das bedeutete eben den Unterschied zwischen dem Mann auf dem ersten und dem zweiten Listenplatz.

Deshalb lief die dritte Woche nach der Wahl folgendermaßen ab: Armstrong verbrachte Dienstag, Mittwoch und Donnerstag in der Hauptstadt und arbeitete mit dem Übergangsteam zusammen. Da seine Frau einen wohlverdienten

Nachwahlurlaub daheim in North Dakota machte, lebte er in seinem Reihenhaus in Georgetown vorübergehend als Strohwitwer. Froelich beorderte ihre besten Agenten in das Team, das den Vizepräsidenten zu schützen hatte, und schärfte allen höchste Wachsamkeit ein.

Vier Secret-Service-Agenten hielten sich Tag und Nacht bei ihm im Haus auf, und vier städtische Cops in zwei Fahrzeugen standen ständig vor und hinter dem Haus Posten. Eine Limousine des Secret Service holte ihn jeden Morgen ab und brachte ihn, von dem so genannten »Gun Car« eskortiert, ins Senatsgebäude. Zu Beginn und Ende jeder Fahrt fand der übliche effiziente Transfer über den Gehsteig statt.

Danach blieben drei Agenten den ganzen Tag über in Armstrongs Nähe. Seine persönliche Leibwache: drei große Männer in dunklen Anzügen, weißen Hemden, dezenten Krawatten, auch im November mit Sonnenbrille. Sie umgaben

ihn unauffällig, lächelten niemals, behielten sein Umfeld im Auge und veränderten ihre Positionen ständig, um maximalen Schutz zu gewährleisten. Manchmal konnte Armstrong leise Stimmen hören, die aus ihren Ohrhörern drangen. Jeder der drei Agenten trug ein Mikrofon am Handgelenk und eine Pistole unter dem Jackett. Der Aufwand war beeindruckend, aber er wusste auch, dass ihm im Senatsgebäude keine wirkliche Gefahr drohte. Draußen hielten städtische Cops Wache, drinnen kontrollierte der eigene Sicherheitsdienst. Alle Ein- und Ausgänge waren mit Metalldetektoren gesichert, und die einzigen Leute, mit denen er Umgang pflegte, waren Abgeordnete oder Senatoren und ihre Mitarbeiter, die sich schon etlichen Sicherheitsüberprüfungen hatten unterziehen müssen.

Aber Froelich sah die Sache nicht so gelassen wie er. Sie hielt in Georgetown und auf dem Kapitol Ausschau nach Reacher, ohne eine Spur von ihm zu entdecken. Er war nicht da. Auch sonst

ließ sich niemand blicken, der Anlass zur Sorge hätte geben können. Diese Tatsache hätte sie beruhigen sollen, aber das tat sie nicht.

Der erste Empfang für Geldgeber, die mittlere Beträge gespendet hatten, fand am Donnerstagabend im Ballsaal eines Hauses einer großen Hotelkette statt. Das gesamte Gebäude wurde nachmittags mit Spürhunden abgesucht, und städtische Cops bezogen in seinem Innern Schlüsselpositionen, auf denen sie ausharren würden, bis Armstrong viele Stunden später das Hotel verließ. Froelich postierte zwei Secret-Service-Agenten am Eingang, sechs in der Hotelhalle und acht im Ballsaal selbst. Weitere vier sicherten die Ladezone hinter dem Hotel, über die Armstrong hereinkommen würde. Unauffällige Videokameras überwachten die gesamte Hotelhalle und den Ballsaal, und jede hatte ihren eigenen Recorder. Alle Recorder hingen an einem zentralen Zeitsignalgenerator, sodass die gesamte Veranstaltung in Echtzeit aufgezeichnet werden

würde.

Die Gästeliste umfasste tausend Namen. Novemberwetter bedeutete, dass die Gäste nicht auf dem Gehsteig Schlange stehen konnten, während der Rahmen der Veranstaltung erforderte, dass die Sicherheitsmaßnahmen unauffällig waren; deshalb wurde das im Winter übliche Standardverfahren angewandt: Die Gäste wurden sofort von der Straße geholt und durch einen am Eingang aufgestellten Metalldetektor in die Hotelhalle geschleust. Dort schoben sie sich langsam bis zum Eingang des Ballsaals vor. Sobald sie ihn erreichten, wurden ihre gedruckten Einladungen kontrolliert, und sie mussten einen Lichtbildausweis vorzeigen. Die Einladungen wurden kurz mit der Schrift nach unten auf eine Glasscheibe gelegt und dann als Souvenir zurückgegeben. Unter dem Glas befand sich eine Videokamera, die dasselbe Zeitsignal wie die anderen erhielt, sodass Namen und Gesichter in der Videoaufzeichnung permanent miteinander

gekoppelt waren. Anschließend gingen sie durch einen zweiten Metalldetektor und in den Ballsaal. Froelichs Agenten waren ernst, aber freundlich und erweckten den Eindruck, als schützten sie die Gäste vor irgendeiner nicht näher bezeichneten Gefahr, statt Armstrong vor *ihnen* zu schützen.

Froelich verbrachte ihre Zeit damit, die Videomonitore anzustarren und Ausschau nach verdächtigen Gesichtern zu halten. Sie entdeckte keine, machte sich aber trotzdem weiter Sorgen. Auch von Reacher war keine Spur zu sehen. Sie wusste nicht, ob sie deswegen erleichtert sein oder sich darüber ärgern sollte. *Macht er' s, oder macht er' s nicht?* Sie überlegte, ob sie schummeln und seine Personenbeschreibung an ihr Team verteilen sollte. Aber sie ließ es dann doch bleiben.

Egal, ob wir gewinnen oder verlieren, ich muss wissen, woran ich bin, sagte sie sich.

Als Armstrongs kleiner Konvoi aus zwei Limousinen eine halbe Stunde später in der Ladezone vor dem Hintereingang hielt, hatte jeder Gast schon ein paar Gläser Billigsekt getrunken und so viele matschige Kanapees gegessen, wie er wollte. Seine dreiköpfige persönliche Leibwache brachte ihn durch einen rückwärtigen Korridor in den Ballsaal und hielt dort ungefähr drei Meter Abstand. Sein Auftritt sollte zwei Stunden dauern, sodass er für jeden Gast zirka sieben Sekunden Zeit hatte. An einer Absperrung vor einer Menge stehend wären sieben Sekunden eine kleine Ewigkeit gewesen, aber diese Situation war anders, vor allem was die Händedruckmethode betraf. Im Wahlkampf lernt man als Politiker sehr rasch, einen Händedruck zu vermeiden, indem man nicht die Handfläche, sondern den *Handrücken* seines Gegenübers ergreift.

Das erzeugt eine Muss-mich-wegen-der-vielen-

Unterstützungbeeilen-Hektik und bedeutet vor allem, dass nicht der Parteigänger, sondern der Politiker entscheidet, wann er loslassen will. Aber bei einer Veranstaltung dieser Art durfte Armstrong nicht mit dieser Masche arbeiten. Deshalb musste er allen richtig die Hand schütteln und schnell sein, um das Siebensekundenlimit einzuhalten. Manche Gäste gaben sich mit einem kurzen Händedruck zufrieden, andere hingegen blieben etwas länger stehen und überschütteten ihn mit überschwänglichen Glückwünschen. Es gab Männer, die mit der linken Hand seinen rechten Unterarm umfassten.

Andere legten ihm einen Arm um die Schultern, um sich zur Erinnerung knipsen zu lassen. Manche waren enttäuscht, weil seine Frau nicht da war. Wieder andere nicht. Vor allem eine Frau nicht, die seine Hand fest umfasste und zehn bis zwölf Sekunden lang in ihrer hielt, ihn sogar leicht zu

sich heranzog und ihm etwas ins Ohr flüsterte. Sie war überraschend kräftig und brachte ihn fast aus dem Gleichgewicht. Er bekam gar nicht richtig mit, was sie ihm zuflüsterte. Vielleicht ihre Zimmernummer? Sie war schlank und attraktiv, hatte schwarzes Haar und ein strahlendes Lächeln, sodass ihn das nicht wirklich störte. Er lächelte nur dankend und wandte sich dem nächsten Gast zu. Seine drei Leibwächter vom Secret Service verzogen keine Miene.

Armstrong machte eine Runde durch den Saal, aß nichts, trank nichts und verließ das Hotel nach zwei Stunden elf Minuten durch den Hinterausgang. Seine Leibwache verfrachtete ihn in seine Limousine und fuhr ihn nach Hause. Die Überquerung des Gehsteigs fand ohne besondere Vorkommnisse statt, und weitere acht Minuten später war sein Haus abgesperrt und für die Nacht gesichert. Im Hotel zogen sich die restlichen Secret-Service-Agenten unbemerkt zurück, und nach gut einer Stunde waren auch die letzten Gäste

gegangen.

Froelich fuhr in ihr Büro zurück und rief Stuyvesant kurz vor Mitternacht zu Hause an. Er nahm sofort den Hörer ab und machte den Eindruck, als habe er schon darauf gewartet, dass sein Telefon klingelte.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Okay«, antwortete er. »Irgendwelche Probleme?«

»Ich hab keine bemerkt.«

»Sie sollten sich das Video trotzdem ansehen. Auf Gesichter achten.«

»Das hab ich vor.«

»Zufrieden, was morgen betrifft?«

»Ich bin nie zufrieden.«

»Ist Ihr Außenstehender schon aktiv?«

»Vergeudete Zeit. Drei volle Tage, und er lässt sich nirgends blicken.«

»Was habe ich Ihnen gesagt? Das war nicht notwendig.«

Am Freitagvormittag gab es in Washington nichts zu erledigen, deshalb blieb Armstrong zu Hause und ließ seinen CIA-Mann zu einer zweistündigen Einweisung kommen. Dann übten die zu seinem Schutz eingeteilten Secret-Service-Agenten die Fahrt mit einer Wagenkolonne in einem gepanzerten Cadillac, der von zwei Suburbans, zwei Streifenwagen und einer Motorradeskorte begleitet wurde. Sie fuhren ihn zur Andrews Air Force Base, damit er mittags nach New York fliegen konnte. Aus Höflichkeit gestattete das noch amtierende Präsidenten-duo ihm, die Air Force Two zu benutzen, die diese Bezeichnung allerdings erst verwenden durfte, wenn ein richtig ins Amt

eingeführter Vizepräsident sich an Bord befand, sodass sie im Augenblick nichts weiter als eine höchst komfortable Privatmaschine war. Sie landete auf dem La-Guardia-Flughafen.

Drei Fahrzeuge der Secret-Service-Außenstelle New York holten Armstrong und sein Team ab und brachten sie von einer Motorradeskorte der New Yorker Polizei begleitet nach Süden zur Wall Street.

Froelich stand bereits im Börsengebäude in Position. Ihre Außenstelle New York hatte viel Erfahrung in der Zusammenarbeit mit der hiesigen Polizei, und nach Froelichs Ansicht war das Gebäude ausreichend sicher. Armstrongs Beruhigungsgespräche fanden in einem Privatbüro statt und dauerten zwei Stunden, deshalb konnte sie sich bis zum Fototermin entspannen. Die Medienleute des Übergangsteams wollten Fotos, die Armstrong irgendwann nach Börsenschluss auf dem Gehsteig vor der Säulenvorhalle der Börse

zeigten. Froelich gelang es nicht, ihnen das auszureden, weil solche Fotos, die Wirtschaftskompetenz suggerieren sollten, dringend gebraucht wurden. Aber sie war äußerst unglücklich darüber, dass ihr Schützling längere Zeit unter freiem Himmel verweilen sollte. Sie wies ihre Agenten an, die Fotografen einzeln mit Videokameras aufzunehmen, ihre Presseausweise zweimal zu kontrollieren und jede Kamera- und Westentasche genau zu durchsuchen. Sie sprach über Funk mit dem zuständigen NYPD-Lieutenant und ließ sich nochmals bestätigen, dass die Umgebung im Umkreis von dreihundert Metern und bis zu einer Höhe von hundertfünfzig Metern sicher war. Erst dann erlaubte sie Armstrong, mit einer Gruppe von Bankern und Maklern ins Freie zu treten, wo sie fünf qualvolle Minuten lang posierten. Die Fotografen kauerten zu Armstrongs Füßen auf dem Gehsteig, um die Gruppe unter dem Architrav mit der in Stein gemeißelten Inschrift *New York Stock Exchange* ins Bild zu bekommen. *Viel zu nahe,* dachte Froelich. Armstrong und die

Finanzmen-schen hielten den Blick endlos lange optimistisch und entschlossen in die Ferne gerichtet. Dann war's zum Glück vorbei. Armstrong verabschiedete sich mit seinem patentierten Ich bliebe-gern-länger-Winken und ging ins Gebäude zurück. Die Banker und Makler folgten ihm, und die Fotografen verliefen sich. Froelich entspannte sich wieder. Die nächsten Programmpunkte waren die routinemäßige Rückfahrt zur Air Force Two und ein Flug nach North Dakota, wo Armstrong am nächsten Tag auf der ersten seiner Versammlungen zur Amtsübergabe sprechen würde, was bedeutete, dass etwa vierzehn Stunden ohne größeren Druck vor ihr lagen.

Kurz vor dem La-Guardia-Flughafen klingelte ihr Handy im Wagen.

Der Anrufer war ihr Kollege in leitender Stellung auf der anderen Seite der Organisation, der von seinem Schreibtisch im Finanzministerium aus

telefonierte.

»Dieses Bankkonto, das wir beobachten«, sagte er, »der Inhaber hat gerade wieder angerufen. Er lässt sich telegrafisch zwanzig Riesen zur Western Union in Chicago überweisen.«

»In bar?«

»Nein, Bankscheck.«

»Ein Western-Union-Bankscheck? Über zwanzig Riesen? Damit bezahlt er jemanden für etwas. Waren oder Dienstleistungen. Todsicher!«

Ihr Kollege äußerte sich nicht dazu. Sie schaltete das Handy aus und behielt es noch eine Sekunde in der Hand. *Chicago*? Dorthin wollte Armstrong garantiert nicht.

Die Air Force Two landete in Bismarck, und Armstrong fuhr zu seiner Frau nach Hause, um die Nacht in seinem eigenen Bett im Haus der Familie

im Seengebiet südlich der Stadt zu verbringen. Das Haus war ein großer Altbau mit einer Wohnung über dem Garagenblock, die der Secret Service für sich requirierte. Froelich zog Mrs. Armstrongs Leibwächter ab, damit das Ehepaar ungestört war. Sie gab allen Leibwächtern die Nacht frei und teilte vier Agenten zur Bewachung des Hauses ein: zwei auf der Vorder-, zwei auf der Rückseite. State Trooper, deren Fahrzeuge in einem Radius von dreihundert Metern parkten, bildeten den äußeren Sicherungsring. Zur Kontrolle schritt sie ihn selbst ab. Als sie in die Einfahrt zurückkam, klingelte ihr Handy.

»Froelich?«, fragte Reacher.

»Woher haben Sie diese Nummer?«

»Ich war bei der Militärpolizei. Ich weiß, wie man Telefonnummern rauskriegt.«

»Wo sind Sie?«

»Vergessen Sie die beiden alten Musiker nicht, okay? In Atlantic City? Heute Abend geht's ums Ganze.«

Am anderen Ende wurde aufgelegt. Sie stieg in die Wohnung hinauf und vertrödelte einige Zeit. Um ein Uhr morgens rief sie die Außenstelle Atlantic City an, die ihr bestätigte, dass das alte Geschwisterpaar pünktlich seine volle Gage erhalten hatte und zur I-95 begleitet worden war. Sie schaltete ihr Handy aus, blieb noch eine Zeit lang am Fenster sitzen und dachte über alles Mögliche nach. Die Nacht war still und sehr finster. Sehr einsam. Kalt. In der Ferne schlug gelegentlich ein Hund an. Froelich hasste solche Nächte. Kein Mond, keine Sterne.

Häusliche Situationen waren immer am riskantesten. Irgendwann ging die ständige Bewachung jedem auf die Nerven, und obwohl

Armstrong noch Spaß an diesem neuartigen Erlebnis hatte, spürte sie, dass er sich eine Auszeit wünschte. Und seine Frau erst recht. Deshalb wollte Froelich niemand im Haus und verließ sich auf einen äußeren Verteidigungsring. Sie wusste, dass sie mehr hätte tun sollen, aber es gab kaum eine andere Möglichkeit – zumindest nicht, bevor sie Armstrong mitteilten, in welcher Gefahr er gegenwärtig schwebte. Aber das hatten sie noch nicht getan, weil der Secret Service das nie tat.

Der Samstagmorgen in North Dakota brach sonnig und kalt an, und die Vorbereitungen begannen gleich nach dem Frühstück. Die Kundgebung würde um vierzehn Uhr auf dem Gelände eines kirchlichen Gemeindezentrums im Süden von Bismarck stattfinden. Froelich war überrascht gewesen, dass die Versammlung unter freiem Himmel abgehalten werden sollte. Aber Armstrong hatte ihr nur erklärt, sie müsse eben einen Wintermantel tragen, denn seine Landsleute zögen sich normalerweise erst lange nach dem

Thanksgiving Day in Gebäude zurück. An diesem Punkt hatte sie den fast irrationalen Drang verspürt, die ganze Veranstaltung abzusagen. Aber sie wusste, dass das Übergangsteam das nicht akzeptieren würde. Außerdem wollte sie nicht schon so früh Kämpfe führen, die sie nur verlieren konnte. Deshalb schwieg sie. Dann war sie nahe daran gewesen vorzuschlagen, Armstrong solle unter seinem Mantel eine Kevlarweste tragen, hatte dann aber schließlich doch den Gedanken verworfen. *Der arme Kerl hat vier, vielleicht acht Jahre dieser Art vor sich,* dachte sie. *Er ist noch nicht mal in sein Amt eingeführt. Zu früh.* Später wünschte sie sich, sie wäre ihrem Instinkt gefolgt.

Das Gelände des kirchlichen Gemeindezentrums hatte ungefähr die Größe eines Fußballfelds und wurde im Norden von der Kirche begrenzt: einem hübschen weiß gestrichenen Holzbau, der in jeder Beziehung traditionell war. Die anderen drei

Seiten waren gut eingezäunt; zwei von ihnen grenzten an ältere Wohnsiedlungen, und die dritte bildete die Straßenfront. Dort führte ein breites Einfahrtstor auf einen kleinen Parkplatz. Froelich ließ ihn für diesen Tag sperren und postierte zwei Agenten und einen Streifenwagen der hiesigen Polizei am Tor, während zwölf weitere Cops zu Fuß am Zaun entlang patrouillierten. Sie ließ die umliegenden Straßen von je zwei Streifenwagen sichern und die Kirche von Spürhunden der hiesigen Polizei durchsuchen und danach absperren. Weil Armstrong von seiner Frau begleitet werden würde, verdoppelte sie die Leibwache auf sechs Agenten, die Anweisung hatten, stets in unmittelbarer Nähe des Ehepaars zu bleiben. Dagegen hatte Armstrong nichts einzuwenden. Inmitten einer wachsamen Schar aus sechs taffen Kerlen aufzutreten ließ ihn sehr prominent wirken. Auch sein designierter Nachfolger würde darüber glücklich sein. Vielleicht färbte ein wenig von der Aura eines Mitglieds der Washingtoner Machtelite auf ihn ab.

Die Armstrongs hatten es sich zur Regel gemacht, bei öffentlichen Veranstaltungen nie etwas zu essen. Man konnte schnell wie ein Idiot aussehen, wenn man fettige Finger hatte oder mit vollem Mund zu reden versuchte. Deshalb nahmen sie ihr Mittagessen zu Hause ein und fuhren in einer Wagenkolonne zum Gemeindezentrum, wo sie sofort zur Sache kamen. Eine leichte Übung. In gewisser Weise sogar entspannend. Lokalpolitik war nicht mehr Armstrongs Problem. Auch sein Nachfolger würde damit keine großen Probleme haben. Er hatte erst vor kurzem eine stattliche Mehrheit eingefahren und sonnte sich jetzt im Glanz von Armstrongs Prominenz. So bestand der Nachmittag aus nicht viel mehr als einem angenehmen Spaziergang in angenehmer Umgebung. Armstrongs Frau sah blendend aus, sein Nachfolger wich nicht von seiner Seite, die Journalisten stellten keine peinlichen Fragen, die vier großen Fernsehgesellschaften und CNN waren da, alle Lokalzeitungen hatten Fotografen geschickt, und Korrespondenten der *Washington*

Post und der *New York Times* hatten sich ebenfalls eingefunden. Insgesamt klappte alles so gut, dass Armstrong sich zu wünschen begann, er hätte die zweite dieser Veranstaltungen gar nicht erst angesetzt. Sie war eigentlich überflüssig.

Froelich beobachtete die Gesichter und die Grenzen des Sicherheitsbereichs. Sie beobachtete die Menge und bemühte sich, jede Veränderung in ihrem Herdenverhalten zu erkennen, das Nervosität, Unruhe oder plötzliche Panik ankündigen konnte. Sie sah nichts. Auch keine Spur von Reacher.

Armstrong blieb eine halbe Stunde länger als vorgesehen, weil die Herbstsonne das Gelände in goldenes Licht tauchte, der Tag windstill war, er sich gut amüsierte und an diesem Abend außer einem privaten Essen mit Spitzenpolitikern aus North Dakota nichts vorhatte. Also wurde seine Frau nach Hause gebracht, und seine Leibwache begleitete ihn zu den wartenden Limousinen und

fuhr ihn nach Norden in die Stadt Bismarck. Neben dem Restaurant lag ein Hotel, in dem Froelich für die Zeit, die bis zum Abendessen zu überbrücken war, Zimmer reserviert hatte. Armstrong machte ein einstündiges Nickerchen, duschte dann und zog sich an. Das Abendessen verlief in entspannter Atmosphäre, bis sein Stabschef einen Anruf erhielt. Der aus dem Amt scheidende Präsident und sein Vizepräsident luden den designierten Präsidenten und seinen Vizepräsidenten offiziell zu einer eintägigen Übergangskonferenz ein, die früh am nächsten Morgen in der Naval Support Facility in Thurmont beginnen sollte. Das war eine konventionelle Einladung, denn es gab bestimmt viele Dinge zu besprechen. Und sie wurde auf traditionelle Weise übermittelt – in letzter Minute und leicht herablassend –, weil die Abgewählten der Welt ein letztes Mal ihre Macht demonstrieren wollten. Aber Froelich war begeistert, denn der inoffizielle Name der Naval Support Facility in Thurmont war Camp David, und es gab auf der ganzen Welt keinen sichereren Ort als diese

bewaldete Lichtung in den Bergen Marylands. Sie entschied, dass sie alle sofort zur Andrews Air Force Base zurückfliegen und mit Hubschraubern des Marinekorps zum Sommersitz des Präsidenten hinausfliegen sollten. Verbrachten sie die Nacht und den ganzen Tag dort draußen, würde sie sich vierundzwanzig Stunden lang entspannen können.

Aber am späten Sonntagmorgen fand ein Marinesteward sie beim Frühstück im Kasino und stöpselte ein Telefon in eine Steckdose in der Sockelleiste neben ihrem Stuhl ein. In Camp David benutzte niemand Handys oder schnurlose Telefone. Ist alles viel zu leicht elektronisch abzuhören.

»Ein von Ihrer Zentrale weitervermittelter Anruf, Ma'am«, sagte der Steward.

Einige Sekunden lang herrschte Schweigen, dann war eine Stimme zu hören.

»Wir sollten uns treffen«, sagte Reacher.

»Warum?«

»Kann ich Ihnen am Telefon nicht sagen.«

»Wo haben Sie gesteckt?«

»Hier und dort.«

»Wo sind Sie jetzt?«

»In einem Zimmer des Hotels, in dem am Donnerstag der Empfang war.«

»Sie haben etwas Dringendes für mich?«

»Eine Schlussfolgerung.«

»Schon? Sie arbeiten erst fünf Tage. Sie haben zehn gesagt.«

»Fünf waren genug.«

Froelich umklammerte den Hörer. »Wie lautet die Schlussfolgerung?« Sie merkte, dass sie den Atem anhielt.

»Die Sache ist unmöglich«, sagte Reacher.

Sie atmete aus und lächelte. »Ich hab’s Ihnen gesagt!«

»Nein, Ihr Job ist unmöglich. Sie müssen dringend mit mir reden. Am besten, Sie kommen sofort her.«

3

Sie fuhr mit ihrem Suburban nach Washington zurück und überlegte während der gesamten Fahrt: *Wann soll ich Stuyvesant ins Spiel bringen, wenn die Nachrichten wirklich schlecht sind? Jetzt? Später?*

Schließlich hielt sie am Dupont Circle, rief ihn zu Hause an und legte ihm diese Frage selbst vor.

»Ich komme ins Spiel, wenn ich muss«, sagte er. »Wen haben Sie eingesetzt?«

»Joe Reachers Bruder.«

»Sie meinen *unseren* Joe Reacher? Ich wusste nicht, dass er einen Bruder hatte.«

»Nun, er hatte einen.«

»Wie ist er?«

»Genau wie Joe, vielleicht etwas taffer.«

»Älter oder jünger?«

»Beides«, sagte Froelich. »Er hat jünger angefangen, aber jetzt ist er älter.«

Stuyvesant schwieg einen Augenblick.

»Ist er so clever wie Joe?«, fragte er dann.

»Weiß ich noch nicht«, erwiderte sie.

Stuyvesant überlegte. »Rufen Sie mich also an, wenn's sein muss.

Lieber früher als später, okay? Und reden Sie mit sonst niemandem darüber.«

Sie beendete das Gespräch, ordnete sich wieder in den Sonntagsverkehr ein, fuhr die letzte Meile und parkte vor dem Hotel. Der junge Mann an der Rezeption erwartete sie und schickte sie gleich ins Zimmer 1201 im zwölften Stock hinauf. Sie folgte einem Zimmerkellner. Er trug ein Tablett mit einer

Kanne Kaffee und zwei Kaffeetassen. Keine Milch, kein Zucker, keine Löffel, aber eine einzelne rosa Rose in einer schlanken Porzellanvase. Das Zimmer entsprach dem Standard eines besseren City-Hotels. Zwei französische Betten, geblümte Vorhänge, nichts sagende Lithografien an den Wänden, ein Tisch, zwei Stühle, ein Schreibtisch mit einem komplizierten Telefon, ein Sideboard mit einem Fernseher, eine Verbindungstür zum Zimmer nebenan. Reacher saß auf dem vorderen Bett. Zu einer schwarzen Bomberjacke trug er ein schwarzes T-Shirt, schwarze Jeans und schwarze Schuhe. Er hatte einen Ohrhörer im Ohr und ein ziemlich gut gefälschtes Secret-Service-Abzeichen an seiner Jacke. Er war frisch rasiert und trug sein sehr kurz geschnittenes Haar sorgfältig gescheitelt.

»Was haben Sie für mich?«, fragte sie.

»Später«, sagte er.

Der Zimmerkellner stellte das Tablett auf den

Tisch und verließ wortlos den Raum. Froelich sah ihm nach, bis sie das Türschloss klicken hörte, und wandte sich dann erneut Reacher zu. Musterte ihn nachdenklich.

»Sie sehen genau wie einer von uns aus«, stellte sie fest.

»Sie schulden mir einen Haufen Geld«, sagte er.

»Zwanzig Riesen?«

Er lächelte. »Den größten Teil davon. Man hat Sie darüber informiert?«

Sie nickte. »Aber wozu ein Bankscheck? Das war mir rätselhaft.«

»Nicht mehr lange.«

Er stand auf, trat an den Tisch, nahm die Tassen und schenkte Kaffee ein.

»Sie haben den Zimmerservice genau rechtzeitig bestellt«, sagte sie.

Er lächelte wieder. »Ich wusste, wo Sie waren und dass Sie mit dem Auto zurückfahren würden. Heute am Sonntag ist nicht viel Verkehr, da war die voraussichtliche Ankunftszeit leicht auszurechnen.«

»Was haben Sie mir also Dringendes mitzuteilen?«

»Dass Sie gut sind«, sagte er. »Dass Sie wirklich sehr gut sind und ich nicht glaube, dass jemand bessere Arbeit leistet als Sie.«

Sie verzog das Gesicht. »Aber?«

»Aber Sie sind nicht gut genug. Sie müssen akzeptieren, dass dieser Jemand, der dort draußen lauert, einfach reinmarschieren und den Job erledigen könnte.«

»Ich habe nie gesagt, dass dort draußen jemand

lauert.«

Er schwieg.

»Geben Sie mir einfach die Informationen, Reacher.«

»Dreieinhalb«, sagte er.

»Dreieinhalb was? Von zehn?«

»Nein, Armstrong ist dreieinhalb Mal tot.«

Sie starrte ihn an. »Schon?«

»Das ist meine Bewertung«, antwortete er.

»Was meinen Sie mit einem halben Mal?«

»Dreimal eindeutig, einmal möglicherweise.«

Sie machte auf halbem Weg zum Tisch Halt und blieb verwirrt stehen.

»In fünf *Tagen*?«, fragte sie. »Wie? Wo versagen wir?«

»Trinken Sie einen Kaffee«, sagte er.

Sie bewegte sich wie ein Roboter auf den Tisch zu. Reacher reichte ihr eine Kaffeetasse. Sie nahm sie und wich bis ans Bett zurück. Die Tasse klirrte auf der Untertasse.

»Zwei grundsätzliche Strategien«, erklärte Reacher. »Wie im Kino –

John Malkovich oder Edward Fox. Haben Sie diese Filme gesehen?«

Sie nickte mit ausdrucksloser Miene. »Wir lassen einen Mann alle Filme überwachen. In der Abteilung Personenschutzforschung. Er analysiert sämtliche Attentatsfilme. John Malkovich hat in *Die zweite Chance* an der Seite von Clint

Eastwood gespielt.«

»Und mit René Russo«, sagte Reacher. »Sie war ziemlich gut.«

»Edward Fox war Hauptdarsteller in *Der Schakal,* aber dieser Film ist schon älter.«

Reacher nickte. »John Malkovich wollte den Präsidenten der Vereinigten Staaten ermorden, und Edward Fox hatte es auf den französischen Staatspräsidenten abgesehen. Zwei fähige Attentäter, die allein gearbeitet haben. Aber in einem Punkt waren sie grundsätzlich verschieden. John Malkovich wusste, dass er das Attentat nicht überleben, dass er eine Sekunde nach dem Präsidenten sterben würde. Dagegen wollte Edward Fox nach dem Anschlag lebend entkommen.«

»Aber er hat's nicht geschafft.«

»Das war ein Film, Froelich. Musste so ausgehen. In Wirklichkeit hätte er mühelos entkommen können.«

»Also?«

»Also haben wir zwei Strategien zu berücksichtigen. Ein Selbstmordattentat aus nächster Nähe oder einen sauberen Job aus größerer Entfernung.«

»Das wissen wir längst. Wie gesagt, haben wir einen Mann darauf angesetzt. Wir bekommen Transkriptionen, Analysen, Memos, Positionspapiere. Tauchen neue Sachen auf, reden wir manchmal mit den Drehbuchautoren. Wir wollen wissen, woher sie ihre Ideen haben.«

»Und was lernen Sie daraus?«

Sie zuckte mit den Schultern und nahm einen Schluck Kaffee. Er sah, wie sie überlegte.

» *Der Schakal* hat uns beeindruckt, glaube ich«, antwortete sie.

»Edward Fox spielt einen Berufskiller, der sich ein Gewehr so konstruieren lässt, dass man es als Krücke benutzen kann. Als Kriegsversehrter getarnt gelangt er einige Stunden vor einem öffentlichen Auftritt des Präsidenten in ein nahe gelegenes Gebäude und will ihn aus einem der oberen Stockwerke mit einem Kopfschuss erledigen. Er verwendet einen Schalldämpfer, um anschließend flüchten zu können. Theoretisch hätte die Sache funktionieren können. Aber diese Story spielt vor langer Zeit. Anfang der sechziger Jahre, glaube ich. General de Gaulle nach der Algerienkrise, stimmt's? Heutzutage richten wir weit größere Schutzzonen ein. Dazu hat dieser Film beigetragen, glaube ich. Und natürlich unsere eigenen Probleme in den sechziger Jahren.«

»Und *Die zweite Chance*?«, fragte Reacher.

»John Malkovich stellt einen abtrünnigen CIA-Agenten dar«, sagte sie. »Er baut sich in seinem Keller eine Pistole aus Kunststoff, die er durch Metalldetektoren schmuggelt, und schleicht sich in eine Wahlversammlung ein, um den Präsidenten aus nächster Nähe zu erschießen. Worauf er, wie Sie ganz richtig sagen, selbst sofort erschossen werden würde.«

»Aber der alte Clint wirft sich in die Schusslinie«, sagte Reacher.

»Ein guter Film, fand ich.«

»Unmöglich, fanden wir«, sagte Froelich. »Zwei grundsätzliche Fehler. Erstens ist die Idee absurd, man könnte aus Hobbymaterial eine funktionierende Pistole basteln. Solches Zeug untersuchen wir dauernd. Seine Waffe wäre explodiert, hätte ihm die Hand am Gelenk abgerissen. Die Kugel wäre einfach aus den Splittern zu Boden gefallen.

Und zweitens hat er in der Vorbereitungsphase ungefähr hunderttausend Dollar ausgegeben. Für unzählige Reisen, als Briefkästen angemietete Büros und eine Fünfzigtausenddollarspende an die Partei, um überhaupt zur Wahlversammlung eingeladen zu werden. Nach unserer Einschätzung könnte ein manischer Typ wie er niemals so mit Geld um sich werfen. Wir haben uns nicht weiter damit befasst.«

»Das war nur ein Film«, sagte Reacher. »Aber er war beispielhaft.«

»Wofür?«

»Für die Idee, sich Zutritt zu einer Wahlversammlung zu verschaffen und die Zielperson aus nächster Nähe ins Visier zu nehmen – im Gegensatz zu der alten Idee, sich für Sicherheit durch große Entfernung zu entscheiden.«

Froelich reagierte nicht sofort. Dann lächelte sie. »Ist das alles, was Sie haben?«, fragte sie. »Ideen?

Und ich habe mir schon Sorgen gemacht.«

»Ein konkretes Beispiel: der Empfang, der am Donnerstagabend hier stattgefunden hat«, sagte Reacher. »Für tausend Gäste. Ort und Zeit im Voraus bekannt gegeben.«

»Sie haben die Webseite des Übergangsteams gefunden?«

Reacher nickte. »Die war sehr nützlich. Jede Menge Informationen.«

»Alle von uns geprüft.«

»Aber sie hat mir trotzdem verraten, wo Armstrong sich aufhalten würde«, sagte Reacher. »Und zu welchem Zweck, in welchem Umfeld.

Beispielsweise auf dem Empfang, der am Donnerstagabend hier stattgefunden hat. Mit den tausend Gästen.«

»Was ist mit denen?«

»Einer der Gäste war eine schwarzhaarige Frau, die Armstrongs Hand ergriffen und ihn ein bisschen aus dem Gleichgewicht gebracht hat.«

Froelich starrte ihn verblüfft an. »Sie waren dort?«

Reacher schüttelte den Kopf. »Nein, aber ich hab davon gehört.«

»Wie?«

Er ignorierte die Frage. »Haben Sie das gesehen?«

»Nur auf Video«, sagte sie. »Hinterher.«

»Diese Frau hätte Armstrong ermorden können. Das war die erste Gelegenheit. Bis dahin haben Sie wirklich gute Arbeit geleistet. Ihre Schutzmaßnahmen tagsüber auf dem Kapitol waren

erstklassig.«

Sie lächelte erneut, diesmal etwas herablassend. »Hätte können?

Sie vergeuden meine Zeit, Reacher. Ich wollte mehr als *hätte können*.

Ich meine, passieren *könnte* alles. Ein Blitz könnte das Gebäude treffen. Sogar ein Meteorit. Das Universum könnte aufhören sich auszudehnen, und die Zeit könnte rückwärts laufen. Diese Frau gehörte zu den eingeladenen Gästen. Sie hatte für die Partei gespendet, sie ist durch zwei Metalldetektoren gegangen, und sie hat am Eingang einen Lichtbildausweis vorgelegt.«

»Wie John Malkovich.«

»Das haben wir schon abgehandelt.«

»Nehmen wir mal an, sie wäre eine Nahkampfexpertin gewesen.

Vielleicht beim Militär für verdeckte Einsätze ausgebildet. Sie hätte Armstrong das Genick brechen können.«

»Hätte, hätte.«

»Nehmen wir mal an, sie wäre bewaffnet gewesen.«

»Das war sie nicht. Sie ist durch zwei Metalldetektoren gegangen.«

Reacher griff in seine Jackentasche und zog einen schmalen braunen Gegenstand heraus.

»Wissen Sie, was das ist?«

Das Ding sah wie ein Taschenmesser aus, ungefähr zehn Zentimeter lang, mit leicht gekrümmten Griffschalen. Als er auf einen Knopf drückte, schnappte eine braun gefleckte Klinge

heraus.

»Zu hundert Prozent aus Keramikmaterial«, erklärte er. »Im Prinzip das gleiche Zeug wie eine Badezimmerkachel. Härter als alles – mit Ausnahme von Diamanten. Jedenfalls härter und schärfer als Stahl.

Und Metalldetektoren sprechen nicht darauf an. Die Frau hätte dieses Ding in ihrer linken Hand halten können. Sie hätte Armstrong damit vom Bauchnabel bis zum Kinn aufschlitzen können. Oder ihm die Kehle durchschneiden. Oder es ihm ins Auge stoßen.«

Er hielt ihr die Waffe hin. Froelich griff danach, betrachtete sie von allen Seiten.

»Wird von einer Firma Böker hergestellt«, sagte Reacher. »In der deutschen Stadt Solingen. Diese Dinger sind teuer, aber relativ leicht erhältlich.«

Froelich zuckte mit den Schultern. »Okay, Sie

haben also ein Messer gekauft. Das beweist gar nichts.«

»Dieses Messer war am Donnerstagabend hier im Ballsaal. Die Frau hat es mit stoßbereiter Klinge in ihrer Tasche umklammert gehalten, während sie Armstrong die Hand schüttelte und ihn zu sich heranzog.

Dabei war sein Bauch keine zehn Zentimeter von der Klinge entfernt.«

Froelich starrte ihn an. »Im Ernst? Wer war sie?«

»Sie war eine Parteigängerin namens Elizabeth Wright – aus Elizabeth, New Jersey. Sie hat viertausend Dollar für den Wahlkampf gespendet, je einen Tausender in ihrem Namen, im Namen ihres Mannes und im Namen ihrer beiden Kinder. Sie hat einen Monat lang Wurfsendungen eingetütet, in ihrem Vorgarten ein großes Plakat aufgestellt und am Wahltag alle Freunde und Bekannten angerufen, um sie daran zu erinnern,

unbedingt zur Wahl zu gehen.«

»Wozu sollte sie dann ein Messer mitnehmen?«

»Nun, in Wirklichkeit hat sie's nicht getan.«

Er stand auf und trat an die Verbindungstür. Öffnete sie auf seiner Seite und klopfte laut ans zweite Türblatt.

»Okay, Neagley!«, rief er.

Die innere Tür ging auf, und eine Frau kam aus dem anderen Zimmer herüber. Sie war um die Ende dreißig, mittelgroß und schlank, trug Jeans und ein weiches graues Sweatshirt. Sie hatte schwarze Haare, dunkle Augen, ein strahlendes Lächeln. Ihre ganze Art, sich zu bewegen, und die Sehnen ihrer Handgelenke verrieten, dass sie viel Zeit im Fitnessstudio verbrachte.

»Sie sind die Frau auf dem Video«, sagte Froelich.

Reacher lächelte. »Frances Neagley, dies ist M. E. Froelich. M. E.

Froelich, dies ist Frances Neagley.«

»Emmy?«, fragte Frances Neagley. »Wie der Fernsehpreis?«

»Anfangsbuchstaben«, erklärte Reacher ihr.

Froelich starrte ihn an. »Wer ist sie?«

»Der beste Master Sergeant, mit dem ich je zusammengearbeitet habe. Ausgewiesene Expertin für sämtliche Nahkampfarten, die Sie sich nur vorstellen können. Mir macht sie jedenfalls Heidenangst. Sie ist ungefähr gleichzeitig mit mir entlassen worden. Arbeitet als Sicherheitsberaterin in Chicago.«

»Chicago«, wiederholte Froelich. »Deshalb ist der Scheck dorthin gegangen.«

Reacher nickte. »Sie hat alles bezahlt, weil ich weder Kreditkarte noch Scheckbuch besitze. Was Sie vermutlich längst wissen.«

»Okay, was ist mit Elizabeth Wright aus New Jersey passiert?«

»Ich habe diese Klamotten gekauft«, sagte Reacher. »Oder vielmehr haben Sie sie für mich gekauft. Und diese Schuhe. Auch die Sonnenbrille. Meine Version von Secret-Service-Arbeitskleidung. Ich bin zum Friseur gegangen. Habe mich jeden Morgen rasiert. Ich wollte glaubwürdig wirken. Dann habe ich am Donnerstag hier auf dem Flughafen ein paar Flüge aus Newark abgewartet, die Fluggäste beobachtet, mich an Ms. Wright rangemacht und ihr erklärt, ich sei ein Secret-Service-Agent, in Washington sei ein Sicherheitschaos ausgebrochen und sie solle mitkommen.«

»Woher haben Sie gewusst, dass sie zum Empfang

wollte?«

»Das wusste ich nicht. Ich habe mir alle Frauen angesehen und versucht, sie nach ihrem Aussehen und ihrem Gepäck zu beurteilen. War nicht einfach. Elizabeth Wright war die sechste Frau, die ich angesprochen habe.«

»Und sie hat Ihnen geglaubt?«

»Ich konnte einen überzeugenden Dienstausweis vorlegen. Diesen Ohrstöpsel hatte ich im Radio Shack gekauft, für zwei Dollar. Inklusive Elektrokabel, das oben in meiner Jacke verschwindet, sehen Sie? Ich hatte einen gemieteten Lincoln Town Car, schwarz. Glauben Sie mir, ich habe echt gewirkt. *Sie* hat mir geglaubt und die ganze Sache eigentlich sehr aufregend gefunden. Ich habe sie in dieses Zimmer gebracht und den ganzen Abend lang bewacht, während Neagley auf dem Empfang war. Ich habe die ganze Zeit so getan, als würde ich über Sprechfunk auf

dem Laufenden gehalten und über meine Armbanduhr selbst Instruktionen geben.«

Froelich sah zu Neagley hinüber.

»Wir wollten aus einem ganz bestimmten Grund jemanden aus New Jersey«, erklärte Neagley. »Die dortigen Führerscheine sind am leichtesten zu fälschen. Wussten Sie das? Ich hatte einen Laptop und einen Farbdrucker mitgebracht. Damit habe ich Reachers Secret-Service-Ausweis produziert. Keine Ahnung, ob er Ähnlichkeit mit einem echten hatte, aber er sah wirklich klasse aus. Also habe ich einen Führerschein aus New Jersey mit meinem Bild und ihrem Namen und ihrer Adresse hergestellt, ihn ausgedruckt, mit einem Gerät laminiert, das wir für sechzig Dollar bei Staples gekauft hatten, die Kanten mit Sandpapier geglättet, die Oberfläche etwas verkratzt und ihn in meine Handtasche gesteckt. Dann habe ich mich ein bisschen aufgedonnert und bin mit Ms. Wrights Einladung nach unten gefahren. In den Ballsaal

haben sie mich ohne Schwierigkeiten reingelassen – mit dem Messer in der Tasche.«

»Und?«

»Ich habe mich unter die Gäste gemischt, mir Ihren Kandidaten geschnappt und ihn ein paar Sekunden lang fest gehalten.«

Froelich starrte sie forschend an. »Wie hätten Sie's getan?«

»Ich hielt seine rechte Hand in meiner Rechten. Als ich ihn zu mir heranzog, hat er sich leicht gedreht, sodass seine rechte Halsseite exponiert war. Ich hatte eine fast zehn Zentimeter lange scharfe Klinge.

Mit der hätte ich ihm die Halsschlagader durchtrennen können. Er wäre innerhalb von dreißig Sekunden verblutet. Eine schnelle Armbewegung hätte genügt. Ihre Leute waren drei Meter entfernt. Anschließend hätten sie mich

natürlich durchlöchert, aber da wär es schon passiert gewesen.«

Froelich war blass und schweigsam.

»Ohne Messer wär's schwieriger geworden«, sagte Neagley. »Aber nicht unmöglich. Ihm das Genick zu brechen hätte viel Kraft erfordert, weil er eine ziemlich kräftige Halsmuskulatur hat. Deshalb hätte ich mich wohl für einen Schlag mit dem linken Ellbogen gegen den Kehlkopf entschieden, kräftig genug, um ihn zu zertrümmern. Ich wäre wahrscheinlich vor ihm tot gewesen, aber er wäre gleich danach erstickt – außer Sie haben Leute, die innerhalb einer Minute einen Luftröhrenschnitt vornehmen können, was ich nicht glaube.«

»Nein«, pflichtete Froelich ihr bei. »Die haben wir nicht.« Dann verfiel sie wieder in Schweigen.

»Tut mir Leid, wenn ich Ihnen den Tag verderbe«, sagte Neagley.

»Aber Sie wollten's doch wissen, oder? Es hat keinen Zweck, ein Sicherheitsaudit durchzuführen und Ihnen das Ergebnis vorzuenthalten.«

Froelich nickte. »Was haben Sie ihm zugeflüstert?«

»›Ich hab ein Messer.‹ Nur so aus Spaß. Aber sehr leise. Darauf angesprochen, hätte ich behauptet, ich hätte gesagt: ›Ich bin besser.‹ Als ob ich mich an ihn ranmachen wollte. Ich denke, dass das gelegentlich vorkommt.«

Froelich nickte wieder. »Das kommt vor«, sagte sie. »Was noch?«

»Nun, in seinem hiesigen Haus ist er sicher«, sagte Neagley.

»Das haben Sie kontrolliert?«

»Jeden Tag«, antwortete Reacher. »Wir waren seit Dienstagabend in Georgetown im Einsatz.«

»Ich habe Sie nicht gesehen.«

»Das war der Plan.«

»Woher haben Sie gewusst, wo er wohnt?«

»Wir sind Ihren Limousinen gefolgt.«

Froelich schwieg.

»Gute Limousinen«, sagte Reacher. »Raffinierte Taktik.«

»Der Freitagmorgen war besonders gut«, meinte Neagley.

»Aber der restliche Freitag war ziemlich schlimm«, fuhr Reacher fort.

»Fehlende Koordinierung hat zu einem schweren

Kommunikationsfehler geführt.«

»Wo?«

»Ihre Leute in Washington hatten ein Video aus dem Ballsaal, aber Ihre Leute in New York haben es offenbar nie gesehen, denn Neagley war nicht nur die Frau im Partykleid am Donnerstagabend, sondern auch in der Fotografenmeute vor der Börse.«

»Irgendeine Zeitung in North Dakota hat eine Webseite«, erklärte Neagley. »Wie alle anderen mit einer Grafik ihres Titels. Den habe ich runtergeladen, ihn laminiert, mit Messingösen versehen und mir mit einer Nylonschnur als Presseausweis um den Hals gehängt. Dann bin ich durch Secondhandshops in Lower Manhattan gezogen und habe eine gebrauchte Fotoausrüstung erstanden. Hab die ganze Zeit eine Kamera vor mein Gesicht gehalten, damit Armstrong mich nicht wiedererkennen konnte.«

»Sie sollten eine Zulassungsliste führen«, sagte Reacher. »Den Zugang irgendwie kontrollieren.«

»Das dürfen wir nicht«, entgegnete Froelich. »Das wäre gegen die Verfassung. Der Erste Verfassungszusatz garantiert Journalisten ungehinderten Zugang, wann und wo sie wollen. Aber sie werden alle einer Leibesvisitation unterzogen.«

»Ich war nicht bewaffnet«, sagte Neagley. »Ich habe Ihre Kontrollen nur so zum Spaß unterlaufen. Aber diese Kontrollen sind so lax, dass ich ohne weiteres eine Bazooka hätte durchschmuggeln können.«

Reacher stand auf und trat an das Sideboard, zog eine Schublade auf und nahm einen Packen Fotos heraus: Farbbilder im Format dreizehn mal achtzehn Zentimeter von einem Fotoschnelldienst. Er hielt die erste Aufnahme hoch. Sie zeigte Armstrong von schräg unten vor der Börse stehend,

deren Architrav mit der eingemeißelten Inschrift *New York Stock Exchange* wie ein Heiligenschein über seinem Kopf schwebte.

»Von Neagley aufgenommen«, sagte Reacher. »Gutes Bild, finde ich. Vielleicht sollten wir es an eine Zeitschrift verkaufen, um einen Teil der zwanzig Mille reinzubekommen.«

Er ging zum Bett, setzte sich auf die Kante und gab Froelich das Foto. Sie hielt es in der Hand und starrte es schweigend an.

»Entscheidend ist, dass ich keine anderthalb Meter von ihm entfernt war«, sagte Neagley. »Ich hätte jederzeit an ihn heran gekonnt. Wieder eine John-Malkovich-Situation, aber er wäre mit mir draufgegangen.«

Froelich nickte mit ausdrucksloser Miene. Reacher reichte ihr das nächste Foto – eine aus offenbar großer Entfernung mit einem Teleobjektiv gemachte körnige Aufnahme, deren Fotograf sich

sehr hoch über der Straße befunden hatte. Sie zeigte Armstrong als winzige Gestalt vor dem Eingang der New Yorker Börse. Um seinen Kopf war mit Kugelschreiber ein primitiver Zielkreis mit Fadenkreuz gezeichnet.

»Das ist die halbe Chance«, sagte Reacher. »Ich war im sechzigsten Stock eines weniger als dreihundert Meter entfernten Bürogebäudes.

In der von der Polizei festgelegten Schutzzone, aber höher, als sie kontrolliert hat.«

»Mit einem Gewehr?«

Er schüttelte den Kopf. »Mit einem Stück Holz in Form und Größe eines Gewehrs. Und natürlich einer weiteren Kamera und einem starken Teleobjektiv. Aber ich hab die Sache realistisch durchgespielt. Ich wollte sehen, was möglich ist. Weil ein gewehrförmiges Paket bestimmt aufgefallen wäre, habe ich mir den großen quadratischen Karton eines Computermonitors

besorgt und das Stück Holz diagonal hineingelegt. Dann habe ich den Karton auf einem kleinen Rollwagen in den Aufzug geschoben und so getan, als sei er sehr schwer. Unterwegs bin ich ein paar Cops begegnet. Sie haben mich vermutlich für einen Ausfahrer gehalten. Im Finanzviertel ist Freitag nach Börsenschluss die beste Zeit für Lieferungen. In einem leeren Konferenzraum habe ich ein geeignetes Fenster gefunden. Es hat sich nicht öffnen lassen, deshalb hätte ich einen Kreis aus dem Glas schneiden müssen. Aber es wäre möglich gewesen, einen Schuss abzugeben, so wie ich dieses Bild geknipst habe. Und ich wäre Edward Fox gewesen und hätte nach dem Schuss unerkannt verschwinden können.«

Froelich nickte. »Wieso nur halb?«, fragte sie. »Sieht so aus, als hätten Sie ihn echt erwischt.«

»Nicht in Manhattan«, sagte Reacher. »Ich war ungefähr zweihundertsiebzig Meter entfernt und in zweihundert Meter Höhe. Das ergibt eine

Schussweite von mindestens dreihundertdreißig Metern. Normalerweise kein Problem für mich, aber der böige Wind und die Thermik in den Straßenschluchten hätten die Sache zu einer Lotterie gemacht.

Die zwischen den Wolkenkratzern verwirbelte Luft ist in ständiger Bewegung: aufwärts, abwärts, seitlich. Unter diesen Verhältnissen kann niemand einen Treffer garantieren. Eigentlich ist das eine gute Nachricht für Sie. Kein kompetenter Scharfschütze würde in Manhattan aus größerer Entfernung schießen. Das täte nur ein Idiot, und der würde ohnehin nicht treffen.«

Froelich nickte wieder, diesmal fast erleichtert. »Okay«, sagte sie.

Sie macht sich keine Sorgen wegen eines Idioten, dachte Reacher.

Muss also ein Profi sein.

»Gut«, fuhr er fort. »Sagen wir insgesamt drei Male, wenn Sie wollen, und streichen wir die halbe Chance. Wegen New York müssen Sie sich keine Sorgen machen! Dort war alles unsicher.«

»Bismarck hingegen nicht«, sagte Neagley. »Wir sind gegen Mitternacht angekommen. Mit Linienflügen von Chicago aus.«

»Ich habe Sie aus einer Meile Entfernung angerufen«, sagte Reacher. »Wegen der Musiker.«

Er gab ihr die beiden nächsten Fotos.

»Infrarotfilm«, erklärte er. »Nachtaufnahmen.«

Das erste Foto zeigte die Rückseite des Hauses der Familie Armstrong. Die Farben dieser Infrarotaufnahme waren verfälscht und verwaschen, aber das Bild war aus ziemlich geringer Entfernung aufgenommen. Alle Einzelheiten waren deutlich zu erkennen. Türen, Fenster. Froelich sah sogar einen ihrer Agenten im

Garten stehen.

»Wo befanden Sie sich da?«, fragte sie.

»Auf dem Nachbargrundstück«, erwiderte Reacher. »Kaum dreißig Meter entfernt. Eine einfache Nachtübung, Einsickern in die feindlichen Linien bei Dunkelheit. Das lernt jeder Infanterist, lautlos und unerkannt.

Ein paar Hunde haben gekläfft, aber denen sind wir ausgewichen. Die State Trooper in ihren Wagen haben natürlich nichts bemerkt.«

Neagley deutete auf die zweite Aufnahme. Sie zeigte die Straßenfront des Hauses. Gleiche Farben, gleiche Einzelheiten, gleiche Entfernung.

»Ich war auf der gegenüberliegenden Straßenseite«, sagte sie.

»Hinter einer Garage.«

Reacher setzte sich auf der Bettkante etwas nach vorn. »Der Plan wäre gewesen, dass jeder ein M16 mit dem Aufsatz für Gewehrgranaten gehabt hätte und zusätzlich ein weiteres Sturmgewehr mit reichlich Munition. Vielleicht sogar ein Maschinengewehr M60 auf einer Dreibeinlafette. Zeit genug, um sie aufzubauen, hätten wir jedenfalls gehabt. Mit den M16 hätten wir Brandgranaten ins Haus geschossen, gleichzeitig je eine von vorn und hinten ins Erdgeschoss, und Armstrong wäre entweder in seinem Bett verbrannt, oder wir hätten ihn erschossen, wenn er aus der Tür gerannt oder aus einem Fenster gesprungen wäre. Angegriffen hätten wir gegen vier Uhr morgens. Der Schock und die Verwirrung wären vollkommen gewesen. Im allgemeinen Durcheinander hätten wir Ihre Agenten mühelos einzeln erledigen und das ganze Haus in Trümmer legen können. Vermutlich wäre uns auch die Flucht gelungen, und danach hätte eine Großfahndung begonnen, die uns dort draußen in der Provinz Probleme bereitet hätte, aber mit ein wenig Glück

hätten wir's vermutlich geschafft. Also wieder Edward Fox.«

Danach herrschte Schweigen.

»Das glaube ich nicht«, begann Froelich. Sie starrte die Fotos an.

»Das kann nicht am Freitagabend gewesen sein, das war in irgendeiner anderen Nacht. Sie sind nicht wirklich dort gewesen.«

Reacher schwieg.

»Oder etwa doch?«, fragte sie.

»Nun, sehen Sie sich das an«, entgegnete Reacher. Er reichte ihr die nächste Aufnahme, ein mit einem Teleobjektiv gemachtes Foto. Es zeigte Froelich, wie sie mit dem Handy telefonierend am Fenster des Apartments über der Garage saß und in die Dunkelheit hinausstarrte.

Ihre Wärmesignatur war in eigenartigen Rot-, Orange- und Purpurtönen abgebildet. Sie war es, ganz ohne Zweifel. Wie zum Greifen nahe.

»Ich habe mit New Jersey telefoniert«, bemerkte sie leise. »Mit Ihren Musikerfreunden hat alles problemlos geklappt.«

»Gut«, sagte Reacher. »Danke, dass Sie das arrangiert haben.«

Sie starrte die drei Infrarotfotos an und verharrte in Schweigen.

»Der Ballsaal und Armstrongs Haus boten also eindeutige Chancen«, sagte Reacher. »Zwei zu null für die Bösewichte. Aber der nächste Tag war wirklich übel. Gestern. Diese Veranstaltung auf dem Gelände des Gemeindezentrums.«

Er gab ihr das letzte Bild. Das Foto war mit gewöhnlichem Tageslichtfilm aus ziemlicher Höhe aufgenommen. Es zeigte Armstrong, der im

Wintermantel über den Rasen des Gemeindezentrums schlenderte.

In der tief stehenden Herbstsonne warf er einen langen Schatten. Er war von einer Gruppe von Menschen umringt, aber sein Kopf war deutlich sichtbar. Auch auf dieser Aufnahme war ein primitiver Zielkreis mit Fadenkreuz eingezeichnet.

»Ich war auf dem Kirchturm«, sagte Reacher.

»Die Kirche war abgesperrt.«

»Ab acht Uhr morgens. Ich war seit fünf Uhr oben.«

»Sie ist durchsucht worden.«

»Ich war ganz oben, wo die Glocken hängen. Eine Holzleiter hinauf, hinter einer Falltür. Ich habe Pfeffer auf die Leiter gestreut. Ihre Hunde haben das Interesse verloren und sind unten geblieben.«

»Das war eine Einheit der dortigen Polizei.«

»Sie hat schlampig gearbeitet.«

»Ich habe mit dem Gedanken gespielt, die Veranstaltung abzusagen.«

»Das hätten Sie tun sollen.«

»Dann habe ich überlegt, ihn aufzufordern, eine Kevlarweste zu tragen.«

»Das hätte nichts genutzt. Ich hätte auf seinen Kopf gezielt. Gestern war ein herrlicher Tag, Froelich. Wolkenlos, sonnig, windstill. Kühle Luft. *Ideale* Verhältnisse. Ich war kaum hundert Meter von ihm entfernt. Ich hätte ihm die Augen ausschießen können.«

Sie starrte ihn an.

»John Malkovich oder Edward Fox?«, fragte sie.

»Ich hätte Armstrong erschossen und in den folgenden drei bis vier Sekunden auf möglichst viele andere Leute gezielt. Vor allem Cops, denke ich, aber auch Frauen und Kinder. Ich hätte versucht, sie nicht zu töten, sondern nur zu verwunden. Am besten durch Bauchschüsse.

Das ist effektiver. Leute, die sich stark blutend auf dem Boden wälzen, hätten eine Massenpanik hervorgerufen und mir wahrscheinlich die Flucht ermöglicht. Ich wäre innerhalb von zehn Sekunden aus der Kirche gestürmt und in der benachbarten Wohnsiedlung untergetaucht.

Neagley hat mit einem Auto bereitgestanden. Sie wäre losgefahren, als die Schüsse fielen. Also wäre ich vermutlich Edward Fox gewesen.«

Froelich stand auf und ging ans Fenster. Stützte sich mit beiden Handflächen aufs Fensterbrett und starrte ins Freie.

»Das ist eine Katastrophe«, sagte sie.

Reacher schwieg.

»Ich fürchte, ich habe Ihre Beharrlichkeit unterschätzt«, sagte sie.

»Ich wusste nicht, dass das ein Guerillakrieg bis zum Letzten sein würde.«

Reacher zuckte mit den Schultern. »Attentäter sind nicht unbedingt die liebenswürdigsten Menschen. Und *sie* bestimmen hier, nach welchen Regeln gespielt wird.«

Froelich nickte. »Und ich wusste nicht, dass Sie Unterstützung von außen bekommen würden – vor allem nicht von einer Frau.«

»Ich hab Sie gewissermaßen vorgewarnt«, erklärte Reacher, »und Ihnen gesagt, dass es nichts bringen würde, nach mir Ausschau zu halten. Sie

können nicht erwarten, dass Attentäter ihre Absichten telefonisch ankündigen.«

»Ja, ich weiß«, erwiderte sie. »Aber ich habe mir einen Einzeltäter vorgestellt, das ist alles.«

»Es wird immer ein Team sein«, sagte Reacher. »Es gibt keine Einzeltäter.«

Sie lächelte spöttisch.

»Sie glauben dem Warren Report also nicht?«, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Sie auch nicht«, antwortete er. »Kein Profi wird ihn jemals für wahr halten.«

»Heute komme ich mir ganz und gar nicht wie ein Profi vor«, meinte sie.

Neagley stand auf und setzte sich mit dem Rücken zur Scheibe neben Froelich auf die Fensterbank.

»Kontext«, sagte sie. »Daran müssen Sie jetzt denken. In Wirklichkeit ist die Sache halb so schlimm. Reacher und ich waren Spezialisten der Criminal Investigation Division der U. S. Army. Wir sind auf allen möglichen Gebieten ausgebildet worden. Vor allem dazu, selbstständig zu denken und erfinderisch zu sein. Und rücksichtslos, versteht sich, und selbstbewusst. Härter als die Leute, für die wir zuständig waren – und manche von *denen* waren verdammt hart. Deshalb sind wir außergewöhnlich. So spezialisierte Leute wie wir … von denen gibt's im ganzen Land vermutlich nicht mehr als zehntausend.«

»Zehntausend sind eine Menge«, sagte Froelich.

»Von zweihunderteinundachtzig Millionen? Und wie viele sind gegenwärtig im richtigen Alter, verfügbar und motiviert? Das ist ein statistisch unbedeutender Bruchteil der Bevölkerung. Machen

Sie sich also keine Vorwürfe. Denn das, was Sie anstreben, ist ohnehin unmöglich. Als Politiker muss er diese öffentlichen Auftritte absolvieren. Wir hätten niemals auch nur im Traum daran gedacht, jemanden tun zu lassen, was Armstrong tut.«

Froelich drehte sich um, schluckte einmal und nickte vage.

»Danke«, sagte sie. »Dass Sie versucht haben, mich ein bisschen aufzumuntern. Aber ich muss über einiges nachdenken, nicht wahr?«

»Schutzzonen«, sagte Reacher. »Erweitern Sie die Absperrungen auf einen Radius von einer halben Meile. Halten Sie die Öffentlichkeit von ihm fern, und sorgen Sie dafür, dass vier Agenten ständig Tuchfühlung mit ihm halten. Mehr können Sie nicht tun.«

Froelich schüttelte den Kopf. »Keine Chance«, entgegnete sie. »Das würde als unangemessen

gelten. Sogar als undemokratisch. Und in den kommenden drei Jahren wird's viele solche Wochenenden geben.

Nach drei Jahren wird alles noch viel schlimmer, weil sie dann im letzten Jahr ihrer Amtszeit sind und wiedergewählt werden wollen und sich erst recht volksnah geben. Und in ungefähr sechs Jahren wird Armstrong selbst als Präsident kandidieren wollen. Haben Sie gesehen, wie das abläuft? Mit New Hampshire beginnend eine Massenveranstaltung nach der anderen? Bürgerversammlungen in Hemdsärmeln?

Diners mit Hunderten von Gästen, um Spenden zu sammeln? Ein Alptraum!«

Danach herrschte Schweigen. Neagley ging zum Sideboard, nahm zwei dünne Schnellhefter aus der Schublade, in der die Fotos gelegen hatten, und hielt einen davon hoch.

»Ein schriftlicher Bericht«, erklärte sie.

»Wichtige Punkte und Empfehlungen aus professionellem Blickwinkel.«

»Okay«, sagte Froelich.

Neagley nahm den zweiten Schnellhefter.

»Und unsere Spesen«, sagte sie. »Alle einzeln aufgeführt. Mit Belegen und allem. Den Scheck sollten Sie auf Reacher ausstellen lassen.

Er hat das Geld vorgestreckt.«

»Okay«, sagte Froelich wieder. Sie nahm die Schnellhefter entgegen und hielt sie gegen ihre Brust gedrückt, als böten sie ihr Schutz.

»Und denken Sie an Elizabeth Wright aus New Jersey«, schaltete sich Reacher ein. »Die dürfen Sie nicht vergessen. Sie hat eine Entschädigung verdient. Ich hab ihr gesagt, dass sie als Ersatz für den verpassten Empfang wahrscheinlich zum Amtseinführungsball des Präsidenten eingeladen

wird.«

»Okay«, sagte Froelich zum dritten Mal. »Von mir aus. Ich kümmere mich darum.«

Sie blieb stehen.

»Das ist eine Katastrophe«, wiederholte sie.

»Sie haben einen unmöglichen Job«, meinte Reacher. »Kein Grund, sich deswegen verrückt zu machen.«

Sie nickte. »Das hat Joe auch immer gemeint. Er hat gesagt, angesichts der Umstände sollten wir eine Erfolgsquote von fünfundneunzig Prozent als Triumph betrachten.«

»Vierundneunzig«, sagte Reacher. »Von siebzehn Präsidenten habt ihr einen verloren, seit ihr den Personenschutz übernommen habt.

Eine Fehlerquote von sechs Prozent. Das ist nicht

allzu schlecht.«

»Vierundneunzig, fünfundneunzig«, sagte sie. »Was auch immer.

Vielleicht hatte er Recht.«

»Ich glaube, Joe hatte in vielerlei Hinsicht Recht.«

»Aber wir haben noch nie einen Vizepräsidenten verloren«, stellte sie fest. »Bisher nicht.«

Sie klemmte sich die Schnellhefter unter den Arm, sammelte die Fotos ein und steckte sie in ihre Umhängetasche. Dann musterte sie die Zimmerwände, als wollte sie sich ihre Details einprägen. Eine geistesabwesende Geste. Sie nickte und ging zur Tür.

»Muss weiter«, sagte sie.

Als sich die Tür mit leisem Klicken hinter ihr

schloss, herrschte eine Weile Stille. Dann richtete Neagley sich auf und löste die Klettverschlüsse an den Manschetten ihres Sweatshirts und reckte sich. Sie warf den Kopf in den Nacken und gähnte herzhaft. Ihre schwarze Mähne fiel wallend über ihre Schultern. Das Sweatshirt rutschte hoch und ließ einen durchtrainierten Waschbrettbauch erkennen.

»Du siehst noch immer gut aus«, bemerkte er.

»Du auch, besonders in Schwarz.«

»Kommt mir wie eine Uniform vor. Ist fünf Jahre her, dass ich eine getragen hab.«

Neagley hörte auf, sich zu recken, strich ihr Haar glatt und zog ihr Sweatshirt wieder herunter.

»Sind wir hier fertig?«, fragte sie.

»Müde?«

»Fix und fertig. Wir haben uns den Arsch aufgerissen, um dieser armen Frau den Sonntag zu verderben.«

»Was hältst du von ihr?«

»Ich finde sie sympathisch. Und wie ich ihr erklärt habe, hat sie einen unmöglichen Job. Ich glaube, dass sie insgesamt gute Arbeit leistet, und bezweifle, dass jemand es besser könnte. Im Grunde weiß sie das selbst – aber es macht sie fertig, dass sie sich mit fünfundneunzig statt hundert Prozent begnügen muss.«

»Stimmt.«

»Wer ist dieser Joe, den sie erwähnt hat?«

»Ein alter Exfreund.«

»Kanntest du ihn?«

»Mein Bruder. Sie hat mit ihm zusammengelebt.«

»Wann?«

»Sie haben sich vor sechs Jahren getrennt.«

»Wie ist er?«

Reacher sah zu Boden. Verbesserte *ist* nicht zu *war*.

»Wie eine zivilisierte Ausgabe von mir«, erwiderte er.

»Dann will sie jetzt vielleicht auch mit dir ins Bett. Zivilisiertes Verhalten kann eine überschätzte Tugend sein. Und Frauen finden es amüsant, den kompletten Satz zu sammeln.«

Reacher schwieg.

»So, ich mache mich jetzt auf den Heimweg«, sagte Neagley.

»Zurück nach Chicago, in die reale Welt. Aber

ich muss sagen, dass es Spaß gemacht hat, wieder mit dir zusammenzuarbeiten.«

»Lügnerin.«

»Nein, das ist mein Ernst.«

»Dann bleib hier. Ich gehe jede Wette ein, dass sie innerhalb einer Stunde zurückkommt.«

Neagley lächelte. »Wozu, um dich einzuladen, mit ihr auszugehen?«

Reacher schüttelte den Kopf. »Nein, um uns zu erzählen, welches Problem sie wirklich hat.«

4

Froelich ging zu ihrem Suburban. Warf die Schnellhefter achtlos auf den Beifahrersitz. Ließ den Motor an und blieb mit dem rechten Fuß auf dem Bremspedal. Holte das Handy aus ihrer Umhängetasche, tippte Stuyvesants Privatnummer Ziffer für Ziffer ein, hielt dann mit dem Zeigefinger auf der Ruftaste inne. Froelich sah durch die Windschutzscheibe, kämpfte mit sich, blickte auf das Handy hinunter und wieder auf die Straße hinaus. Dann klappte sie das Handy zu und ließ es auf die Schnellhefter fallen. Legte den Gang ein, trat das Gaspedal durch und fuhr mit laut quietschenden Reifen an. Wendete auf der Straße, bog rechts ab und fuhr in ihr Büro.

Der Zimmerkellner kam zurück, um das Kaffeetablett zu holen. Reacher schlüpfte aus seiner Jacke und hängte sie in den Kleiderschrank.

Dann zog er das T-Shirt aus dem Hosenbund

seiner Jeans.

»Bist du zur Wahl gegangen?«, fragte Neagley.

Er schüttelte den Kopf. »Ich bin nirgendwo als Wähler registriert.

Warst du wählen?«

»Klar«, sagte sie. »Ich wähle immer.«

»Hast du für Armstrong gestimmt?«

»Niemand stimmt für den Vizepräsidenten. Außer vielleicht seine Angehörigen.«

»Aber hast du seine Partei gewählt?«

Sie nickte. »Ja. Hättest du's auch getan?«

»Ich glaube schon«, antwortete er. »Hattest du früher jemals was von Armstrong gehört?«

»Eigentlich nicht«, sagte sie. »Ich meine, ich

interessiere mich für Politik, aber ich gehöre nicht zu den Leuten, die alle hundert Senatoren aufzählen können.«

»Würdest du für ein politisches Amt kandidieren?«

»Niemals! Ich halte mich lieber im Hintergrund, Reacher. Ich war Sergeant, und das bleibe ich im Innersten mein Leben lang. Darum wollte ich auch nie Officer werden.«

»Du hättest das Zeug dazu gehabt.«

Sie zuckte mit den Schultern und lächelte. »Schon möglich. Aber ich hatte nicht den Wunsch danach. Und weißt du was? Sergeants haben viel Macht. Mehr, als ihr Jungs jemals gewusst habt.«

»Hey, ich hab's gewusst«, sagte er. »Glaub mir, ich hab's gewusst.«

»Sie kommt nicht zurück, das steht fest. Wir sitzen hier rum, quatschen und vergeuden Zeit, und ich verpasse alle möglichen Flüge.«

»Sie kommt zurück.«

Froelich parkte in der Tiefgarage und fuhr nach oben. Die Abteilung Personenschutz hatte immer Dienst, aber die Sonntage waren trotzdem irgendwie anders. Die Leute zogen sich anders an, auf den Korridoren war es ruhiger, die Telefone klingelten weniger. Manche Leute verbrachten den Tag zu Hause. *Wie zum Beispiel Stuyvesant.* Sie schloss ihre Bürotür, setzte sich an den Schreibtisch und zog eine Schublade auf. Nahm die Dinge heraus, die sie brauchte, und steckte sie in einen großen braunen Umschlag. Dann schlug sie den Schnellhefter mit Reachers Spesenabrechnung auf, notierte sich die Endsumme und schaltete dann den Aktenvernichter ein. Steckte den ganzen Ordnerinhalt Blatt für Blatt hinein und ließ dann den Abschlussbericht mit den Empfehlungen und

die Farbfotos Stück für Stück folgen.

Zuletzt schob sie noch die Schnellhefter hinein und wirbelte die langen gekräuselten Streifen im Abfallbehälter durcheinander, bis sie völlig unkenntlich waren. Anschließend schaltete sie das Gerät aus, nahm den Umschlag und fuhr wieder in die Tiefgarage hinunter.

Reacher sah ihren Wagen vom Fenster des Hotelzimmers aus. Er kam um die Ecke und wurde langsamer. Auf der Straße herrschte praktisch kein Verkehr. Später Nachmittag an einem Novembersonntag in Washington. Die Touristen befanden sich in ihren Hotels und machten sich für den Abend fein. Die Einheimischen waren zu Hause, lasen ihre Zeitung, sahen sich Football im Fernsehen an, schrieben Schecks für Rechnungen aus oder erledigten Hausarbeiten. Draußen wurde es allmählich dunkel. Die ersten Straßenlampen flammten auf. Der schwarze Suburban fuhr mit Licht. Er wendete in weitem Bogen über beide

Fahrbahnen und hielt auf dem für Taxis reservierten Standplatz.

»Sie ist wieder da«, sagte Reacher.

Neagley gesellte sich zu ihm ans Fenster. »Wir können ihr nicht helfen.«

»Vielleicht will sie keine Hilfe.«

»Wozu wäre sie dann zurückgekommen?«

»Keine Ahnung«, entgegnete er. »Zweifel klären? Eine Bestätigung einholen? Vielleicht will sie nur mit uns reden. Du weißt schon: Ein geteiltes Problem ist ein halbes Problem.«

»Weshalb mit uns reden?«

»Weil wir sie nicht eingestellt haben und sie nicht entlassen können.

Und wir sind keine Konkurrenten um ihren Job.

Du weißt, wie diese Organisationen funktionieren.«

» *Darf* sie überhaupt mit uns reden?«

»Hast du nie mit jemandem geredet, mit dem du nicht hättest reden dürfen?«

Neagley verzog das Gesicht. »Manchmal. Zum Beispiel mit dir.«

»Und ich hab mit dir geredet, was schlimmer war, weil du kein Officer warst.«

»Aber ich hatte das Zeug dazu.«

»Stimmt«, sagte er und sah wieder nach unten. »Jetzt sitzt sie einfach da.«

»Mit ihrem Handy. Sie ruft jemanden an.«

Das Telefon im Zimmer klingelte.

»Offenbar uns«, bemerkte Reacher.

Er nahm den Hörer ab.

»Wir sind noch da«, sagte er.

Dann hörte er kurz zu.

»Okay«, sagte er.

»Kommt sie rauf?«, fragte Neagley. Er nickte und ging wieder zum Fenster. Froelich stieg gerade aus dem Wagen. Sie trug einen Umschlag unter dem Arm, überquerte rasch den Gehsteig und kam außer Sicht. Zwei Minuten später hörten sie das entfernte Klingelzeichen eines Aufzugs, der im zwölften Stock hielt. Kurz darauf wurde an ihre Tür geklopft. Reacher öffnete. Froelich trat ein und blieb mitten im Zimmer stehen. Sie sah erst flüchtig zu Neagley und dann zu Reacher hinüber.

»Kann ich Sie kurz unter vier Augen sprechen?«, fragte sie ihn.

»Nicht nötig«, sagte er. »Die Antwort lautet ja.«

»Sie kennen die Frage doch gar nicht.«

»Sie vertrauen mir, weil Sie Joe vertraut haben und Joe mir vertraut hat, damit schließt sich der Kreis. Jetzt wollen Sie wissen, ob ich Neagley vertraue, damit auch *dieser* Kreis geschlossen ist, und die Antwort lautet ja. Ich vertraue ihr rückhaltlos, also können Sie's auch tun.«

»Okay«, sagte Froelich. »Ich denke, das war die Frage.«

»Ziehen Sie also die Jacke aus, und machen Sie's sich bequem.

Möchten Sie noch einen Kaffee?«

Froelich streifte ihre Jacke ab und warf sie auf eins der Betten, kam an den Tisch und legte den

braunen Umschlag darauf.

»Ja, Kaffee wäre schön«, erwiderte sie.

Reacher rief den Zimmerservice an und bestellte eine große Kanne mit drei Tassen.

»Ich hab Ihnen bisher nur die halbe Wahrheit gesagt«, begann Froelich.

»Hab ich mir gedacht«, entgegnete Reacher.

Froelich nickte entschuldigend, nahm den Umschlag vom Tisch, öffnete die Verschlussklappe und zog eine Klarsichthülle heraus. In der Hülle steckte etwas.

»Dies ist ein Foto von etwas, das mit der Post gekommen ist«, sagte sie.

Sie ließ es auf den Tisch fallen. Reacher und Neagley rückten ihre Stühle näher heran, um es sich anzusehen. In der Klarsichthülle, ein

Standardprodukt aus dem Bürobedarfshandel, steckte ein achtzehn mal vierundzwanzig Zentimeter großes Farbfoto eines einzelnen Blatts Schreibmaschinenpapier. Auf einer Holzunterlage neben dem weißen Blatt lag ein Holzlineal, das die Größenverhältnisse erkennen ließ. Das Blatt schien normale Briefgröße zu haben. Ungefähr drei Zentimeter oberhalb der Blattmitte standen drei Wörter: *Sie werden sterben.* Die großen Buchstaben waren gestochen scharf, offenbar nach einer Computervorlage gedruckt.

Im Zimmer herrschte Schweigen.

»Wann ist das gekommen?«, fragte Reacher.

»Am Montag nach der Wahl«, antwortete Froelich. »Als gewöhnlicher Brief.«

»An Armstrong adressiert?«

Froelich nickte. »An den Senat. Aber er hat's noch nicht gesehen.

Wir öffnen alle für unsere Schützlinge eingehenden Sendungen und geben weiter, was wir für geeignet halten. Das hier ist uns als nicht geeignet erschienen. Was halten Sie davon?«

»Dazu gibt's zweierlei zu sagen, denke ich. Erstens stimmt die Aussage.«

»Nicht, wenn ich's verhindern kann.«

»Haben Sie das Geheimnis der Unsterblichkeit entdeckt? Jeder muss sterben, Froelich. Ich, Sie, wir alle. Vielleicht erst mit hundert, aber wir werden nicht ewig leben. Deshalb ist das im Prinzip eine Tatsachenbehauptung. Eine zutreffende Vorhersage, nicht nur eine Drohung.«

»Was eine Frage aufwirft«, sagte Neagley. »Ist der Absender clever genug, um seine Aussage absichtlich so formuliert zu haben?«

»Aus welchem Grund?«

»Um nicht angeklagt werden zu können, wenn Sie ihn oder sie aufspüren? Um behaupten zu können, hey, das war keine Drohung, sondern eine Tatsachenbehauptung. Lässt das Ergebnis der Spurensicherung einen Schluss auf die Intelligenz des Absenders zu?«

Froelich musterte sie überrascht und mit einem gewissen Respekt.

»Dazu kommen wir noch«, sagte sie. »Und wir wissen ziemlich sicher, dass wir's mit einem Er, nicht mit einer Sie zu tun haben.«

»Weshalb?«

»Dazu kommen wir noch«, wiederholte Froelich.

»Aber wieso macht Ihnen das Sorgen?«, fragte Reacher. »Das ist der zweite Punkt. Solche Leute bekommen doch bestimmt säckeweise Drohbriefe.«

Froelich nickte. »Normalerweise mehrere tausend im Jahr. Aber die meisten sind an den Präsidenten adressiert. Ein speziell an den Vizepräsidenten gerichteter Drohbrief ist eher ungewöhnlich. Die meisten sind auf Papierfetzen gekritzelt – mit Bleistift, Rechtschreibfehlern, Durchstreichungen –, haben also irgendwelche Mängel. Dieser nicht.

Er fiel von Anfang an aus der Reihe. Deshalb haben wir ihn uns sehr genau angesehen.«

»Wo ist er aufgegeben worden?«

»In Las Vegas«, erwiderte Froelich. »Was uns nicht wirklich weiterhilft. In Bezug auf Amerikaner, die im eigenen Land verreisen, hat Vegas die meisten Durchreisenden von allen amerikanischen Großstädten.«

»Sind Sie sicher, dass der Absender Amerikaner ist?«

»Das ist eine Frage der statistischen Wahrscheinlichkeit. Wir haben noch nie einen Drohbrief von einem Ausländer erhalten.«

»Und Sie glauben nicht, dass er in Vegas wohnt?«

»Sehr unwahrscheinlich. Unserer Meinung nach ist er dorthin gereist, um den Brief aufzugeben.«

»Wieso?«, fragte Neagley.

»Aufgrund der Spurensicherungsergebnisse«, sagte Froelich. »Sie sind spektakulär. Sie lassen auf einen sehr überlegt und vorsichtig arbeitenden Mann schließen.«

»Details?«

»Waren Sie eine Spezialistin? Bei der Militärpolizei?«

»Sie war darauf spezialisiert, Leuten das Genick zu brechen«, sagte Reacher. »Aber ich vermute, dass sie sich nebenbei auch für den übrigen Kram interessiert hat.«

»Hören Sie nicht auf ihn«, sagte Neagley. »Ich war ein halbes Jahr zur Ausbildung in einem FBI-Labor.«

Froelich nickte. »Wir haben das hier ans FBI weitergegeben. Seine technische Ausrüstung ist besser als unsere.«

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür. Reacher stand auf und sah durch den Spion. Draußen stand der Zimmerkellner mit dem Kaffee. Reacher öffnete die Tür und nahm ihm das Tablett ab. Eine große Kanne, drei Tassen, keine Milch, kein Zucker, keine Löffel und eine einzelne rosa Rose in einer schlanken Porzellanvase. Er stellte das Tablett auf den Tisch. Froelich schob das Foto beiseite, um Platz zu schaffen. Neagley begann den

Kaffee einzugießen.

»Was hat das FBI gefunden?«, fragte sie.

»Der Umschlag war clean«, antwortete Froelich. »Braunes Kraftpapier, Standardgröße mit Papprücken, gummierte Verschlussklappe, zusätzlich eine Metallklammer. Die Adresse war auf ein Selbstklebeetikett gedruckt, vermutlich mit demselben Drucker wie der Brieftext. Der Bogen war nicht gefaltet, die Verschlussklappe mit Leitungswasser angefeuchtet. Kein Speichel, keine DNA. Keine Fingerabdrücke an der Metallklammer. Auf dem Umschlag wurden fünf verschiedene Sätze von Fingerabdrücken gefunden. Drei davon gehören Postangestellten.

Ihre Fingerabdrücke sind wie die aller Staatsbediensteten gespeichert.

Das ist eine Voraussetzung für ihre Einstellung. Der vierte Satz stammt von einem Angestellten in der Poststelle des Senats und der fünfte von

unserer Agentin, die den Brief geöffnet hat.«

Neagley nickte. »Den Umschlag können wir also vergessen, bis auf die Tatsache, dass die Verwendung von Leitungswasser ziemlich clever war. Der Kerl liest offenbar viel, hält sich auf dem Laufenden.«

»Was ist mit dem Brief selbst?«, fragte Reacher.

Froelich nahm das Foto vom Tisch und hielt es schräg ins Licht der Deckenlampe.

»Ziemlich verrückt«, entgegnete sie. »Das FBI-Labor hat festgestellt, dass es sich um Papier der Georgia-Pacific Company handelt: hochweißes, hundertzwanzig Gramm pro Quadratmeter schweres, ultraglattes, säurefreies Laserpapier in der Standardgröße zweihundertzehn mal zweihundertsiebenundneunzig Millimeter. Hierzulande ist Georgia-Pacific der drittgrößte Lieferant für Druckerpapiere. Die Firma verkauft jede Woche Hunderte von Tonnen. Deshalb ist ein

einzelnes Blatt völlig anonym. Aber fünfhundert Blatt kosten ein bis zwei Dollar mehr als gewöhnliches Laserpapier, was bedeutsam sein könnte –oder auch nicht.«

»Und der Drucker?«

»Ein Laserdrucker von Hewlett-Packard. Das zeigt die Zusammensetzung des Toners. Aber das Modell lässt sich nicht feststellen, weil alle HP-Laserdrucker denselben Toner verwenden. Die Schrift ist Times New Roman von Microsoft Works 4.5 für Windows 95, zwanzig Punkte, fett.«

»Das FBI kann die verwendete Software feststellen?«

Froelich nickte. »Dort arbeitet ein Kerl, der darauf spezialisiert ist.

Jede Programmversion verändert das Schriftbild kaum merklich. Programmierer lassen die Abstände zwischen den Wörtern gleich, basteln

aber gern an den Buchstabenabständen herum. Sieht man sehr genau hin, kann man solche Veränderungen sozusagen ahnen, sie dann ausmessen und so das Programm identifizieren. Aber das hilft uns nicht weiter. In Amerika muss es noch unzählige PCs geben, die mit Works 4.5 laufen.«

»Keine Fingerabdrücke, nehme ich an«, schlug Neagley vor.

»Da fängt's an, verrückt zu werden«, antwortete Froelich. Sie schob das Kaffeetablett etwas zur Seite und legte das Foto auf den Tisch.

Deutete auf die Oberkante. »Hier am oberen Rand haben wir mikroskopische Spuren von Talkumpuder.« Dann zeigte sie auf eine Stelle drei Zentimeter tiefer. »Und hier zwei deutliche Talkumflecken, auf Vorder- und Rückseite je einer.«

»Latexhandschuhe«, schlug Neagley vor.

»Genau«, sagte Froelich. »Wegwerfhandschuhe wie in Arzt- oder Zahnarztpraxen. Sie werden in Boxen zu fünfzig oder hundert Paaren verkauft. Die Handschuhe sind innen mit Talkum bestäubt, damit sie sich leichter anziehen lassen. Aber auch in die Boxen gerät immer etwas Talkum, das dann außen an den Handschuhen haftet. Der Staub am oberen Rand ist eingebrannt, die beiden anderen Spuren jedoch nicht.«

»Okay«, sagte Neagley. »Der Kerl zieht also seine Handschuhe an, öffnet eine neue Packung Laserpapier, fächert es etwas auseinander, damit es nicht zusammenklebt, wobei Talkumstaub von seinem darüber streifenden Daumen an die Oberkante gerät, legt es in den Drucker und druckt seine Botschaft, wobei er den Staub einbrennt.«

»Weil Laserdrucker mit Wärme arbeiten«, fuhr Froelich fort. »Das Tonerpulver wird durch eine elektrostatische Ladung in Form des gewünschten

Buchstabens aufs Papier gebracht und dort durch Erwärmung fixiert. Kurzzeitig um die hundert Grad Celsius, glaube ich.«

Neagley beugte sich über das Foto. »Dann hebt er das Papier aus der Ablage, indem er es zwischen Daumen und Zeigefinger nimmt, und hinterlässt dabei die beiden anderen Spuren, die nicht eingebrannt sind, weil keine Erwärmung mehr stattfindet. Und wissen Sie was? Der Drucker steht irgendwo zu Hause, nicht in einem Büro.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Diese Abdrücke auf Vorder- und Rückseite bedeuten, dass das Papier senkrecht aus dem Drucker kommt. Wie Toast aus einem Toaster.

Käme es liegend heraus, würden die Abdrücke anders aussehen. Vorn wäre ein großer Daumenabdruck drauf, aber der rückwärtige wäre kleiner und schwächer. Und die einzigen HP-Laserdrucker mit senkrechtem Papiereinzug sind

die kleinen Modelle. Für den Privatgebrauch.

Ich habe selbst einen. Für Büros viel zu langsam. Und eine Tonerkartusche reicht nur für zweieinhalbtausend Seiten. Ein reines Amateurgerät. Also hat dieser Kerl den Text und das Etikett bei sich zu Hause gedruckt.«

Froelich nickte. »Das ist nur logisch, denke ich. Es würde ein bisschen seltsam wirken, in einem Büro vor den Augen von Kollegen mit Latexhandschuhen zu arbeiten.«

Neagley lächelte, als mache sie Fortschritte. »Okay, er ist also zu Hause, nimmt das Blatt aus dem Drucker, steckt es sofort in den Umschlag und befeuchtet die Klappe mit Leitungswasser, solange er noch Handschuhe trägt. Daher hinterlässt er keine Fingerabdrücke.«

Froelichs Gesichtsausdruck veränderte sich. »Nein, jetzt wird's *vollkommen* verrückt.« Sie wies auf das Foto. Tippte mit dem Fingernagel auf

eine Stelle, die einige Zentimeter unterhalb und leicht rechts der Mitte der Schriftzeile lag. »Was würde man hier erwarten, wenn dies zum Beispiel ein gewöhnlicher Brief wäre?«

»Eine Unterschrift«, antwortete Reacher.

»Genau«, bestätigte Froelich. Sie ließ ihren Fingernagel auf der Stelle. »Und was wir hier *haben,* ist ein Daumenabdruck. Ein großer, deutlicher, scharf definierter Daumenabdruck. Offenbar absichtlich hinterlassen. Klar gezeichnet, genau senkrecht, messerscharf. Viel zu groß, um von einer Frau zu stammen. Der Kerl hat seine Message mit einem Daumenabdruck signiert.«

Reacher zog das Foto unter Froelichs Zeigefinger heraus und betrachtete es.

»Sie sind natürlich dabei, den Fingerabdruck zu überprüfen«, sagte Neagley.

»Aber Sie werden nichts finden«, meinte

Reacher. »Der Absender muss sich völlig sicher sein, dass seine Fingerabdrücke nirgends gespeichert sind.«

»Bisher sind wir nicht fündig geworden«, räumte Froelich ein.

»Was *wirklich* verrückt ist«, sagte Reacher. »Er signiert die Message mit seinem Daumenabdruck, was er unbesorgt tun kann, weil seine Fingerabdrücke nirgends gespeichert sind, aber er gibt sich größte Mühe, sie sonst nirgends zu hinterlassen. Weshalb?«

»Effekthascherei?«, fragte Neagley. »Sinn für Dramatik? Pedanterie?«

»Jedenfalls ist das die Erklärung für das teure Papier«, fuhr Reacher fort. »Die glatte Oberfläche nimmt den Abdruck gut auf. Billiges Papier wäre zu porös.«

»Womit haben sie ihn im Labor sichtbar

gemacht?«, wollte Neagley wissen. »Mit Joddämpfen? Ninhydrin?«

Froelich schüttelte den Kopf. »Er war gleich unter dem Fluoroskop zu sehen.«

Reacher schwieg eine Weile, studierte nur das Foto. Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Ein nebelfeuchter Großstadtabend.

»Was noch?«, sagte er zu Froelich. »Warum sind Sie so nervös?«

»Sollte sie noch mehr brauchen?«, fragte Neagley ihn.

Reacher nickte. *Du weißt, wie diese Organisationen funktionieren,* hatte er ihr erklärt.

»Es muss noch mehr geben«, sagte er. »Ich meine, okay, dieser Brief ist beängstigend genug, nehme ich an, aber reicht das, um jemanden wirklich in Panik zu versetzen?«

Froelich seufzte und ließ einen zweiten Gegenstand aus dem Umschlag herausrutschen. Er entsprach fast völlig dem Ersten. Eine Klarsichthülle mit einem achtzehn mal vierundzwanzig Zentimeter großen Farbfoto. Die Aufnahme zeigte ein weißes Blatt Papier. Darauf standen sechs Wörter: *Der designierte Vize-Präsident Armstrong wird sterben*. Das Papier lag auf einer anderen Unterlage und hatte ein anderes Lineal neben sich liegen. Die Unterlage bestand aus grauem Verbundmaterial, das Lineal aus durchsichtigem Kunststoff.

»Beide sind so gut wie identisch«, erklärte Froelich. »Die Untersuchung hat gleiche Ergebnisse erbracht, und der Daumenabdruck als Signatur ist ebenfalls gleich.«

»Und?«

»Dieser Brief hat auf dem Schreibtisch meines Chefs gelegen«, entgegnete Froelich. »Er war

eines Morgens einfach *da*. Kein Umschlag, nichts. Und wir können uns absolut nicht erklären, wie er dorthin gekommen ist.«

Reacher stand auf und trat ans Fenster. Fand die Zugschnur und schloss die Vorhänge. Ohne ersichtlichen Grund. Es erschien ihm einfach angebracht.

»Wann ist er aufgetaucht?«, fragte er.

»Drei Tage, nachdem der andere mit der Post gekommen war«, erwiderte Froelich.

»Auf Sie zielend«, stellte Neagley fest. »Mehr als auf Armstrong selbst. Weshalb? Um sicherzugehen, dass Sie die erste Warnung ernst nehmen?«

»Wir haben sie bereits ernst genommen«, meinte Froelich.

»Wann verlässt Armstrong Camp David?«, fragte Reacher.

»Sie werden dort heute gemeinsam zu Abend essen«, sagte Froelich. »Sich danach vielleicht noch ein bisschen unterhalten und vermutlich irgendwann nach Mitternacht zurückfliegen.«

»Wer ist Ihr Boss?«

»Ein Mann namens Stuyvesant«, antwortete Froelich. »Wie die Zigarette.«

»Haben Sie ihn von den letzten fünf Tagen in Kenntnis gesetzt?«

Froelich schüttelte den Kopf. »Ich hab beschlossen, es nicht zu tun.«

»Vernünftig«, sagte Reacher. »Und was genau erwarten Sie von uns?«

Froelich schwieg einen Moment.

»Keine Ahnung«, sagte sie. »Das frage ich mich seit sechs Tagen – seit ich beschlossen habe, Sie

aufzuspüren. Ich hab mich gefragt: Was willst du in einer solchen Situation wirklich? Und wissen Sie was? Ich will eigentlich nur mit jemandem reden, das heißt: Ich will mit Joe reden. Weil's hier Komplikationen gibt. Das merken Sie ja auch, oder?

Und Joe hätte den Weg durchs Labyrinth gefunden. Clever genug war er.«

»Sie wollen, dass ich Joe bin?«, fragte Reacher.

»Nein, ich wünschte, Joe wäre noch am Leben.«

Reacher nickte. »Da geht's Ihnen wie mir. Aber er ist's nicht.«

»Vielleicht könnten Sie sich als Zweitbester in die Bresche werfen.«

Sie hielt erneut inne.

»Entschuldigung«, sagte sie dann. »Das war nicht besonders taktvoll.«

»Erzählen Sie mir von den Neandertalern«, forderte Reacher sie auf.

»Bei Ihnen im Dienst.«

Froelich nickte. »Das war auch mein erster Gedanke.«

»Das ist eindeutig eine Möglichkeit«, sagte er. »Irgendein Typ wird neidisch und missgünstig, spielt Ihnen diesen Streich und hofft, dass Sie durchdrehen und wie eine Idiotin dastehen.«

»Mein erster Gedanke«, wiederholte sie.

»Irgendwelche Kandidaten, die sich aufdrängen?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Auf den ersten Blick keiner. Bei genauerem Hinsehen jeder. In meiner früheren Gehaltsklasse gibt's Leute, die

man übergangen hat, als ich befördert wurde. Jeder von ihnen hat Freunde, Verbündete und Anhänger in den Gehaltsklassen darunter. Wie Netzwerke innerhalb von Netzwerken. Könnte jeder gewesen sein.«

»Intuition?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann keinen Favoriten benennen. Und unsere Fingerabdrücke sind alle gespeichert. Auch für uns gilt das als Einstellungsvoraussetzung. Und im Zeitraum zwischen Wahl und Amtseinführung sind wir durch die Bank sehr beschäftigt, haben noch mehr als sonst zu tun. Da hat niemand Zeit für ein Wochenende in Las Vegas.«

»Brauchte kein Wochenende zu sein. Für Hin- und Rückflug reicht ein einziger Tag.«

Froelich schwieg.

»Was ist mit Disziplinproblemen?«, wollte

Reacher wissen. »Missfällt jemandem die *Art,* wie Sie das Team führen? Haben Sie schon mal Zoff mit jemandem gehabt? Leistet jemand zu wenig?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich hab ein paar Dinge geändert. Mit ein paar Leuten gesprochen. Aber ich bin taktvoll vorgegangen. Und der Daumenabdruck passt ohnehin zu niemandem. Deshalb glaube ich an eine echte Bedrohung von außerhalb.«

»Ich auch«, pflichtete Neagley ihr bei. »Aber es muss *irgendeine* Insiderbeteiligung geben, oder? Ich meine, wer könnte sonst durch Ihr Dienstgebäude marschieren und etwas auf dem Schreibtisch Ihres Chefs hinterlassen?«

Froelich nickte. »Ich möchte, dass Sie mitkommen und sich das Gebäude ansehen«, sagte sie. »Tun Sie mir diesen Gefallen?«

Sie fuhren die kurze Strecke im Suburban, Froelichs Dienstwagen. Reacher machte es sich hinten bequem, während Neagley vorn neben

Froelich saß. Die Nachtluft war feucht vom Nebel und Nieselregen.

Der Asphalt glänzte nass. Reacher erhaschte einen Blick auf den Zaun des Weißen Hauses und die Fassade des Treasury Buildings, bevor Froelich abbog und einer schmalen Zufahrt folgte, die zu einer Garageneinfahrt führte. Dort gab es eine steile Abfahrtsrampe und einen Wachmann in einem von grellem Neonlicht erhellten Glaskasten. Sie parkte den Suburban am Ende einer Reihe von sechs identischen Fahrzeugen. Hier und dort standen Lincoln Town Cars und dazwischen Cadillacs verschiedener Größen und Baujahre mit hässlich veränderten Fensterrahmen für neu eingebaute Panzerglasscheiben. Alle Fahrzeuge waren schwarz und auf Hochglanz poliert. Die gesamte Tiefgarage – Wände, Decken und Böden – war glänzend weiß gestrichen. Der Gesamteindruck erinnerte an ein Schwarzweißfoto. Der Ausgang lag hinter einer Tür, in die ein kleines Bullauge aus Drahtglas eingelassen war. Froelich

führte sie hindurch und eine schmale Mahagonitreppe in einen kleinen Eingangsbereich im Erdgeschoss hinauf.

Dort gab es marmorne Wandpfeiler und eine einzelne Aufzugtür.

»Sie beide dürften eigentlich nicht hier herein«, stellte Froelich fest.

»Sagen Sie also nichts, und bleiben Sie dicht bei mir, okay?«

Dann hielt sie einen Moment inne. »Aber kommen Sie erst mal mit, und sehen Sie sich was anderes an.«

Sie führte sie durch eine weitere unauffällige Tür und um eine Ecke in eine riesige dunkle Halle, die ihnen groß wie ein Footballfeld erschien.

»Die Eingangshalle des Gebäudes«, erklärte sie. Ihre Stimme hallte durch die marmorne Leere. Die

Beleuchtung war spärlich. Weißer Stein wirkte im Halbdunkel grau.

»Hier«, sagte sie.

An den Wänden waren riesige Marmortafeln angebracht, deren Kanten im klassischen Stil durch Rundstäbe gebildet wurden. In die Tafel, unter der sie standen, war oben die Inschrift *The United States Department Of The Treasury* eingemeißelt. Der Schriftzug war über zweieinhalb Meter lang. Darunter stand in einer zweiten Zeile: *Gedenktafel*. In der oberen linken Ecke der Tafel beginnend folgte eine Liste mit Namen und Daten. Etwa drei bis vier Dutzend. Der vorletzte Name war *J. Reacher, 1997,* der letzte *M. B. Gordon, 1997*. Danach folgte reichlich freier Platz. Ungefähr eineinhalb Spalten.

»Das ist Joe«, sagte Froelich. »Unsere Würdigung.«

Reacher sah zum Namen seines Bruders auf.

Jeder Buchstabe war ungefähr fünf Zentimeter hoch und mit Blattgold beschichtet. Der Marmor wirkte kalt; er war geädert und gefleckt wie Marmor in aller Welt.

Plötzlich tauchte vor seinem inneren Auge ein Bild von Joes Gesicht auf, vielleicht mit zwölf Jahren, vielleicht beim Frühstück oder Abendessen. Dann, als Joe ihrer beider Elternhaus verließ, damals ein Dienstbungalow in den Tropen, das Hemd schweißnass, den Seesack auf der Schulter, zum Flugplatz unterwegs, um die zehntausend Meilen weite Reise nach West Point anzutreten. Anschließend am offenen Grab bei der Beerdigung ihrer Mutter, wo er Joe zum letzten Mal gesehen hatte. Er hatte auch Molly Beth Gordon kennen gelernt – ganz kurz vor ihrem Tod. Sie war eine hübsche, lebhafte Blondine gewesen.

M. E. Froelich eigentlich sehr ähnlich.

»Nein, das ist nicht Joe«, sagte er. »Oder Molly

Beth. Das sind nur Namen.«

Neagley musterte ihn fragend. Froelich schwieg und führte sie wieder in den kleinen Eingangsbereich mit der einzelnen Aufzugtür. Sie fuhren drei Etagen in eine Welt voller schmaler Flure, niedriger Decken und zweckmäßiger An- und Umbauten hinauf. Schalldämmplatten als Deckenverkleidung, Halogenlicht, weißes Linoleum unter grauen Läufern, durch schulterhohe Trennwände in Waben unterteilte Großraumbüros. Reihen von Telefonen, Faxgeräte, Papierstapel, überall Computer. Das Surren von Festplatten und Ventilatoren, das gedämpfte Kreischen von Modems und das leise Klingeln von Telefonen vereinigte sich zu hektischem Brummen. Im Empfangsbereich saß ein Mann im Anzug. Er hielt einen Telefonhörer zwischen Kinn und Schulter geklemmt und notierte etwas, sodass er nur mit einem erstaunten Blick und einem geistesabwesenden Nicken reagieren konnte.

»Officer vom Dienst«, erklärte Froelich. »Dreischichtensystem, Tag und Nacht. Dieser Platz ist ständig besetzt.«

»Ist das der einzige Eingang?«, fragte Reacher.

»Ganz hinten gibt's noch eine Feuertreppe«, erwiderte Froelich.

»Aber eins nach dem anderen. Sehen Sie die Kameras?«

Sie wies zur Decke. Dort waren kleine Überwachungskameras so angebracht, dass sie jeden Winkel der Korridore erfassten.

»Die müssen Sie berücksichtigen«, meinte sie.

Froelich führte sie tiefer in den Komplex hinein, bog mal links, mal rechts ab, bis sie allem Anschein nach am anderen Ende der Etage

angelangt waren. Dort endete ein langer schmaler Korridor in einem fensterlosen quadratischen Bereich. An einer Wand befand sich ein Arbeitsplatz für eine Sekretärin: Schreibtisch, Aktenschränke, Regale mit Ringheftern und lose aufgestapelten Memos. An der Wand hing ein Porträt des noch amtierenden Präsidenten, und in einer Ecke steckte die Flagge Amerikas in einem Standfuß. Neben der Flagge befand sich ein Garderobenständer. Sonst nichts. Alles wirkte sauber und ordentlich aufgeräumt. Hinter dem Schreibtisch lag der Notausgang zur Feuertreppe, an dessen massiver Stahltür man ein Azetatschild mit einem rennenden grünen Männchen angebracht hatte. Über dem Notausgang hing eine Überwachungskamera. Dem Arbeitsplatz der Sekretärin gegenüber befand sich eine einzelne Tür ohne Namensschild.

Sie war geschlossen.

»Stuyvesants Büro«, sagte Froelich.

Sie öffnete die Tür und führte die beiden hinein. Als sie den Lichtschalter betätigte, füllte helles Halogenlicht den Raum. Das Büro sah ziemlich klein aus. Kleiner als der quadratische Vorraum draußen. Es besaß ein Fenster, dessen weiße Lamellenjalousie geschlossen war.

»Lässt das Fenster sich öffnen?«, fragte Neagley.

»Nein«, antwortete Froelich. »Und außerdem führt es auf die Pennsylvania Avenue hinaus. Ein Fassadenkletterer, der draußen in den dritten Stock unterwegs ist, würde auffallen, das können Sie mir glauben.«

In dem kleinen Büro dominierte ein riesiger Schreibtisch mit einer Platte aus grauem Verbundmaterial. Er war völlig leer. Dahinter stand ein lederner Chefsessel.

»Benutzt er kein Telefon?«, fragte Reacher.

»Das befindet sich in einer Schublade«,

erwiderte Froelich. »Er hat nicht gern etwas auf dem Schreibtisch.«

An einer Wand standen hohe Schränke, die mit demselben Material wie die Schreibtischplatte verkleidet waren. Die restliche Einrichtung bestand aus zwei Ledersesseln für Besucher. Der Raum strahlte Ruhe und Gelassenheit aus.

»Okay«, sagte Froelich. »Der Drohbrief ging am Montag nach der Wahl ein. Am Mittwochabend fuhr Stuyvesant dann gegen halb acht nach Hause. Er hat seinen Schreibtisch wie immer aufgeräumt verlassen. Seine Sekretärin ging eine halbe Stunde später. Hat vor dem Weggehen noch einen Blick in sein Büro geworfen, wie immer. Sie kann bestätigen, dass sein Schreibtisch leer war. Jedes Blatt Papier wäre sofort aufgefallen.«

Reacher nickte. Die Schreibtischplatte sah wie das Vorderdeck eines Schlachtschiffs aus, das von

einem Admiral inspiziert werden sollte.

Auf ihr wäre jedes Stäubchen aufgefallen.

»Am Donnerstagmorgen um acht kommt die Sekretärin wieder zum Dienst«, sagte Froelich. »Sie setzt sich gleich an ihren Schreibtisch und beginnt zu arbeiten. Macht Stuyvesants Tür gar nicht auf. Um zehn nach acht kreuzt Stuyvesant selbst auf. Er trägt einen Regenmantel und hat einen Aktenkoffer in der Hand. Zieht den Mantel aus und hängt ihn an den Garderobenständer. Seine Sekretärin spricht ihn an, er stellt den Aktenkoffer auf ihren Schreibtisch und wechselt ein paar Worte mit ihr. Dann öffnet er die Tür zu seinem Büro und geht hinein. Er hat nichts in der Hand. Sein Aktenkoffer steht immer noch auf dem Schreibtisch der Sekretärin. Nach etwa vier bis fünf Sekunden kommt er wieder heraus und ruft seine Sekretärin herein. Beide können bestätigen, dass das Blatt Papier zu diesem Zeitpunkt auf dem Schreibtisch gelegen hat.«

Neagley sah sich im Büro um, begutachtete die Tür, den Schreibtisch, die Entfernung zwischen Tür und Schreibtisch.

»Haben die beiden das nur ausgesagt?«, fragte sie. »Oder wird auf Videoband aufgezeichnet, was die Überwachungskameras aufnehmen?«

»Beides«, entgegnete Froelich. »Jede Kamera hat ihren eigenen Recorder. Ich habe mir das Band angesehen, und alles – ihr Kommen und Gehen – läuft genau so ab, wie sie es geschildert haben.«

»Falls sie nicht unter einer Decke stecken, hat also keiner von ihnen das Blatt auf den Schreibtisch gelegt.«

Froelich nickte. »So ist es.«

»Wer war's also?«, fragte Reacher. »Wen zeigt das Videoband noch?«

»Die Putzkolonne«, sagte Froelich.

Sie führte Neagley und Reacher in ihr eigenes Büro, zog drei Videokassetten aus einer Schreibtischschublade und trat an ein Regal, auf dem ein kleiner Sony-Fernseher mit integriertem Recorder zwischen Laserdrucker und Faxgerät eingezwängt stand.

»Das hier sind Kopien«, sagte sie. »Die Originale haben wir sicher verwahrt. Die Recorder werden durch Zeitschalter aktiviert und nehmen jeweils sechs Stunden auf. Von sechs Uhr morgens bis Mittag, Mittag bis achtzehn Uhr, achtzehn Uhr bis Mitternacht, Mitternacht bis sechs Uhr, dann wieder von vorn.«

Sie nahm die Fernbedienung aus einer anderen Schublade und schaltete den Fernseher ein. Schob die erste Videokassette in das Gerät, das klickte und surrte. Dann erschien ein trübes Bild.

»Mittwochabend«, sagte sie. »Ab achtzehn Uhr.«

Das Bild war grau und milchig und leicht

verschwommen, aber trotzdem ausreichend scharf. Die über dem Kopf der Sekretärin montierte Kamera erfasste den gesamten Vorraum. Die Sekretärin saß am Schreibtisch, telefonierte. Sie war nicht mehr jung, hatte weißes Haar.

Stuyvesants Tür konnte man rechts im Bild sehen. Unten links waren Datum und Zeit eingeblendet. Als Froelich den schnellen Vorlauf einschaltete, kam Bewegung ins Bild. Der weißhaarige Kopf der Sekretärin bewegte sich ruckelnd. Ihre rechte Hand fuhr auf und ab, als sie Gespräche beendete und neue Anrufe entgegennahm. Ein Bürobote kam herbeigeeilt, übergab ihr einen Stapel Hauspost, wandte sich ab und hastete davon. Die Sekretärin sortierte den Stapel mit der Geschwindigkeit einer Maschine. Schnitt einen Umschlag nach dem anderen auf, legte ihren Inhalt ordentlich aufeinander und versah jedes einzelne Blatt mit einem Stempel.

»Was macht sie da?«, fragte Reacher.

»Eingangsstempel«, antwortete Froelich. »Unsere ganze Organisation basiert auf akribisch geführten Akten. Das war schon immer so.«

Die Sekretärin blätterte die Seiten mit der Linken halb um und stempelte sie mit der Rechten. Der schnelle Vorlauf ließ ihre Bewegungen hektisch wirken. Das eingespielte Datum in der linken unteren Ecke blieb unverändert. Die Zeit lief so schnell ab, dass sie gerade noch zu erkennen war. Reacher achtete nicht mehr auf den Fernsehschirm, sondern sah sich in Froelichs Büro um. Ein typisches staatliches Büro, das zivile Gegenstück zu den Dienstzimmern, in denen er gearbeitet hatte: betont schlicht und für viel Geld in ein schönes altes Gebäude hineingezwängt. Strapazierfähiger grauer Nylonteppichboden, Laminatmöbel, Computerkabel in weißen Kunststoffröhren zusammengefasst. Überall Aktenstapel, Berichte und Memos mit Nadeln an einer Pinnwand befestigt. In einem Schrank mit Glastüren nahmen Verfahrenshandbücher zwei volle Regalreihen ein.

Der Raum war fensterlos, aber es gab trotzdem eine Pflanze. Sie stand in einem Plastiktopf auf dem Schreibtisch: welk und trocken, ums Überleben kämpfend. Keine Fotos an den Wänden. Nichts Persönliches bis auf eine Spur ihres Parfüms in der Luft und am Bezugsstoff ihres Drehsessels.

»So, jetzt geht Stuyvesant nach Hause«, sagte sie.

Reacher konzentrierte sich wieder auf den Fernsehschirm und sah auf dem Zeitzähler erst 19.30 Uhr, dann 19.31 Uhr ablaufen. Stuyvesant war ein großer Mann, breitschultrig, leicht gebeugt, an den Schläfen ergrauend. Er hielt einen schmalen Aktenkoffer in der Hand. Der schnelle Vorlauf bewirkte, dass er sich absurd energisch bewegte. Er rannte zum Garderobenständer und riss einen schwarzen Regenmantel herunter. Warf ihn sich über die Schultern und rannte zum Schreibtisch seiner Sekretärin zurück. Beugte sich abrupt zu ihr hinunter, sagte etwas, rannte davon

und verschwand aus dem Erfassungsbereich der Kamera. Froelich drückte den Knopf fester, sodass sich die Vorlaufgeschwindigkeit nochmals verdoppelte. Die Sekretärin zuckte und schwankte auf ihrem Drehstuhl. Die Anzeige des Zeitzählers verschwamm. Als die Neunzehn zu einer Zwanzig wurde, sprang die Sekretärin auf. Froelich ließ das Video wieder ein wenig langsamer laufen, um zu zeigen, wie sie kurz die Tür von Stuyvesants Büro öffnete.

Sie behielt die Klinke in der Hand, warf einen Blick in den Raum, wandte sich sofort wieder ab und schloss die Tür. Lief im Vorraum umher, sammelte ihre persönlichen Gegenstände, wie Handtasche, Schirm und Mantel, ein und verschwand in Richtung Korridor. Froelich verdoppelte die Vorlaufgeschwindigkeit erneut, aber jetzt raste nur der Zeitzähler – das Bild blieb völlig statisch.

»Wann kommt die Putzkolonne?«, fragte Reacher.

»Kurz vor Mitternacht«, erwiderte Froelich.

»So spät?«

»Das Reinigungspersonal arbeitet nachts. Wir sind Tag und Nacht im Dienst.«

»Und vorher ist nichts zu sehen?«

»Absolut nichts.«

»Okay, dann bitte weiter.«

Froelich drückte auf weitere Knöpfe und wechselte so zwischen schnellem Vorlauf und normaler Geschwindigkeit, bei der sie die eingeblendete Zeit kontrollieren konnte, hin und her. Ab 23.50 Uhr ließ sie das Video wieder normal laufen. Der Zeitzähler sprang von Sekunde zu Sekunde. Um 23.52 Uhr waren auf dem Korridor Bewegungen zu erkennen. Aus dem Halbdunkel tauchte eine dreiköpfige Gruppe auf: zwei Frauen und ein Mann, alle in dunklen

Overalls. Sie schienen Hispanier zu sein. Alle drei waren klein und stämmig, schwarzhaarig. Der Mann schob einen hochbeinigen Wagen. Vorn war mit Klammern ein schwarzer Müllsack befestigt; auf den Ablageflächen dahinter stapelten sich Putzlappen und Papiertücher neben allen möglichen Sprühflaschen. Eine der Frauen trug einen Staubsauger wie einen Rucksack auf dem Rücken. Sein Schlauch endete in einem langen Rohr mit breiter Saugöffnung. Die andere Frau hielt in einer Hand einen Putzeimer und in der anderen einen Mopp. Der Mopp besaß einen quadratischen Schaumstoffkopf und in der Mitte des Stiels einen komplizierten Hebelmechanismus, mit dem überschüssiges Wasser herausgedrückt werden konnte. Alle drei hatten Gummihandschuhe an, die ihre Hände blass aussehen ließen. Durchsichtiges, vielleicht leicht gelbliches Kunststoffmaterial. Alle drei wirkten müde, sahen jedoch ordentlich, sauber und professionell aus. Froelich hielt das Video an und ließ die drei zur Bewegungslosigkeit erstarren, bevor sie

Stuyvesants Tür erreichten.

»Wer sind diese Leute?«, fragte Reacher.

»Staatliche Angestellte«, antwortete Froelich. »In Washington besteht Reinigungspersonal überwiegend aus Zeitarbeitern – Mindestlöhne, keine Sozialleistungen, ständig wechselnde Niemands. Das ist in allen Großstädten so. Aber wir stellen eigene Leute ein. Das FBI ebenfalls. Wir müssen logischerweise großen Wert auf Zuverlässigkeit legen. Bewerber werden zu einem Einstellungsgespräch gebeten, ihr Vorleben wird unter die Lupe genommen. Sie kommen hier nur rein, wenn sie gute Leute sind. Dann bekommen sie ein anständiges Gehalt, Sozialleistungen, Beihilfen im Krankheitsfall, bezahlten Urlaub und so weiter. Die Raumpfleger sind Angestellte des Treasury Departments wie wir alle.«

»Und das wissen sie zu würdigen?«

Froelich nickte. »Im Allgemeinen sind sie absolut

zuverlässig.«

»Aber Sie glauben, dass diese Raumpfleger den Brief eingeschmuggelt haben.«

»Das ist die einzig mögliche Schlussfolgerung.«

Reacher deutete auf den Fernsehschirm. »Wo befindet er sich in diesem Augenblick?«

»Könnte in einem steifen Umschlag im Müllsack stecken oder mit Klebeband in einer Klarsichthülle auf der Unterseite einer der Ablageflächen befestigt sein. Könnte auch in einem Umschlag unter dem Overall des Mannes auf seinem Rücken kleben.«

Sie drückte auf den Startknopf, und die drei betraten Stuyvesants Büro. Die Tür schloss sich hinter ihnen. Die Kamera starrte ins Leere.

Der Zeitzähler tickte weiter, fünf Minuten, sieben, acht. Dann war das Videoband zu Ende.

»Mitternacht«, sagte Froelich.

Sie holte die Kassette heraus und schob die Nächste hinein. Als sie auf den Startknopf drückte, wechselte das Datum zu Donnerstag. Der Zeitzähler begann genau um Mitternacht. Er kroch weiter, zwei Minuten, vier, sechs.

»Die arbeiten wirklich gründlich«, warf Neagley ein. »Unser Reinigungspersonal wäre in dieser Zeit mit dem ganzen Gebäude fertig.

Einmal flüchtig drüberwischen reicht.«

»Stuyvesant legt großen Wert auf ein sauberes Arbeitsumfeld«, sagte Froelich.

Sieben Minuten nach Mitternacht ging die Tür wieder auf, und die drei kamen heraus.

»Sie glauben also, dass der Brief jetzt auf dem Schreibtisch liegt«, bemerkte Reacher.

Froelich nickte wortlos. Das Video zeigte, wie die drei sich jetzt mit dem Vorraum und dem Arbeitsplatz der Sekretärin beschäftigten. Sie ließen nichts aus. Alles wurde gründlich abgestaubt, abgewischt und poliert, jeder Quadratzentimeter Teppichboden gesaugt. Der Inhalt des Papierkorbs wanderte in den Müllsack, der aufs Doppelte seiner vorherigen Größe angeschwollen war. Der Mann wirkte ein wenig erschöpft. Er schob seinen Wagen Schritt für Schritt rückwärts, und die Frauen folgten ihm. Um sechzehn Minuten nach Mitternacht verschwanden sie im Halbdunkel des Korridors.

»Das war's«, sagte Froelich. »In den folgenden fünf Stunden und vierundvierzig Minuten passiert absolut nichts mehr. Dann folgt wieder ein Bandwechsel, und zwischen sechs und acht Uhr morgens ist ebenfalls nichts zu sehen, bis die Sekretärin zur Arbeit kommt. Dann läuft alles genau so ab, wie Stuyvesant und sie es geschildert haben.«

»Wie man erwarten könnte«, sagte eine tiefe Stimme von der Tür her. »Ich denke, dass man sich auf unser Wort verlassen kann.

Schließlich bin ich seit fünfundzwanzig Jahren im Staatsdienst – und meine Sekretärin noch länger, glaube ich.«

5

Der Mann an der Tür war Stuyvesant. Reacher erkannte ihn vom Überwachungsvideo. Er war groß, breitschultrig, über fünfzig, noch einigermaßen fit. Ein gut geschnittenes Gesicht, müde Augen. Er trug Anzug und Krawatte – und

das an einem Sonntag. Froelich betrachtete ihn sorgenvoll. Aber er hatte im Moment nur Augen für Neagley.

»Sie sind die Frau auf dem Video«, sagte er. »Im Ballsaal, Donnerstagabend.«

Er überlegte, wie es schien, angestrengt. Sah dann von Neagley zu Reacher und trat über die Schwelle in Froelichs Büro.

»Und Sie sind Joe Reachers Bruder«, fuhr er fort. »Sie sehen ihm sehr ähnlich.«

Reacher nickte. »Jack Reacher«, sagte er und streckte ihm die Hand entgegen.

Stuyvesant schüttelte sie. »Mein Beileid zu Ihrem Verlust«, erwiderte er. »Fünf Jahre zu spät, das weiß ich, aber das Treasury Department gedenkt Ihres Bruders noch immer mit großer Sympathie.«

Reacher nickte erneut. »Darf ich Ihnen Frances

Neagley vorstellen?«, sagte er.

»Reacher hat sie hinzugezogen, damit sie ihn bei dem Audit unterstützt«, erklärte Froelich.

Stuyvesant lächelte flüchtig. »Ja, das habe ich mitbekommen«, sagte er. »Cleverer Schachzug. Wie ist das Audit ausgegangen?«

Sie gab keine Antwort.

»Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie gekränkt habe, Sir«, sagte Froelich dann. »Weil ich so über das Video gesprochen habe.

Ich wollte nur die Situation erläutern.«

»Wie ist das Audit ausgegangen?«, wiederholte Stuyvesant.

Sie schwieg.

»So schlimm?«, fragte Stuyvesant. »Nun, das will

ich doch hoffen.

Ich habe Joe Reacher auch gekannt. Nicht so gut wie Sie, aber wir hatten gelegentlich miteinander zu tun. Er war imponierend. Ich setze voraus, dass sein Bruder mindestens so clever ist und Ms. Neagley ihn vermutlich noch übertrifft. Also müssen sie Möglichkeiten gefunden haben, an die Zielperson heranzukommen. Stimmt's?«

»Drei glasklare Chancen«, antwortete Froelich.

Stuyvesant nickte. »Im Ballsaal, nehme ich an«, sagte er. »Dann wahrscheinlich im Haus der Armstrongs und auch bei dieser verdammten Versammlung unter freiem Himmel in Bismarck. Hab ich Recht?«

»Ja«, erwiderte Froelich.

»Extremes Anforderungsniveau für einen Attentäter«, sagte Neagley.

»Das sich vermutlich so nicht wiederholt.«

Stuyvesant hob abwehrend eine Hand. »Kommen Sie, wir gehen in den Konferenzraum«, sagte er. »Ich möchte über Baseball reden.«

Er führte sie durch schmale, verwinkelte Flure in einen verhältnismäßig großen Raum tief im Innern des Gebäudes. Dort stand ein langer Tisch mit zehn Stühlen, je fünf auf einer Seite. Keine Fenster. Die gleiche graue Nylonauslegeware auf dem Boden, die gleichen weißen Schalldämmplatten an der Decke. Das gleiche grelle Halogenlicht. An einer Wand befand sich ein halb hoher Schrank. Seine Türen waren geschlossen, auf der Ablagefläche standen drei Telefone: zwei weiße und ein rotes. Stuyvesant nahm Platz und bot ihnen mit einer Handbewegung die Stühle auf der anderen Seite des Tisches an. Reacher warf einen Blick auf das riesige schwarze Brett, an dem unzählige Memos mit dem Vermerk *Vertraulich* hingen.

»Ich will offen sprechen«, sagte Stuyvesant. »Nur begrenzt, das ist klar, weil ich glaube, dass wir Ihnen eine Erklärung schulden. Und weil Froelich Sie mit meiner anfänglichen Billigung engagiert hat und Joe Reachers Bruder gewissermaßen zur Familie gehört, was somit auch für seine Kollegin gilt.«

»Wir haben beim Militär zusammengearbeitet«, erklärte Neagley.

Stuyvesant nickte, als wüsste er dies längst. »Reden wir also über Baseball«, sagte er. »Sie interessieren sich für das Spiel?«

Alle warteten schweigend.

»Als ich hierher kam, gab es die Washington Senators schon nicht mehr«, sagte er. »Also musste ich mich mit den Baltimore Orioles zufrieden geben, was oft ein sehr gemischtes Vergnügen war. Aber verstehen Sie, was an diesem Spiel einzigartig ist?«

»Die Länge der Saison«, antwortete Reacher. »Die prozentualen Gewinnchancen.«

Stuyvesant lächelte anerkennend.

»Vielleicht sind Sie doch cleverer als Ihr Bruder«, sagte er. »Das Besondere an Baseball ist, dass die reguläre Saison hundertzweiundsechzig Spiele lang ist. Viel, viel länger als in jeder anderen Sportart: Basketball, Hockey, Football, Fußball und so weiter. Hier können die Spieler zu Saisonbeginn davon träumen, jedes einzelne Spiel der laufenden Saison zu gewinnen. Das ist schon des Öfteren passiert. Aber im Baseball ist so ein Ziel unerreichbar. Die besten Teams, die größten Champions, sie alle verlieren rund ein Drittel ihrer Spiele, mindestens fünfzig bis sechzig pro Jahr. Stellen Sie sich vor, was das aus psychologischer Sicht bedeutet. Man ist ein Klassespieler, brennt vor Ehrgeiz – und trotzdem weiß man, dass man mehrmals verlieren wird.

Darauf muss man sich mental einstellen, sonst wird man nicht damit fertig. Und Personenschutz für einen Präsidenten oder Vizepräsidenten ist genau das Gleiche. Darauf will ich hinaus. Wir können nicht jeden Tag Sieger sein. Deshalb gewöhnen wir uns daran.«

»Sie haben nur einmal verloren«, widersprach Neagley. »Das war 1963.«

»Nein«, sagte Stuyvesant. »Wir verlieren häufig. Aber nicht jede Niederlage ist bedeutsam. Genau wie im Baseball. Nicht jeder Hit, den der Gegner erzielt, bringt ihm einen Run, nicht jede Niederlage, die man einstecken muss, kostet einen die World Series. Und bei uns bedeutet nicht gleich jeder Fehler, dass unser Mann tot ist.«

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte Neagley.

»Damit will ich sagen, dass Sie trotz aller Schwachpunkte, die Ihr Audit aufgedeckt haben mag, weiter beträchtliches Vertrauen zu uns haben

sollten. Nicht jeder Fehler kostet uns einen Run. Mir ist völlig klar, dass Gelassenheit dieser Art auf Außenstehende wie Gleichgültigkeit wirken muss. Aber gerade *Sie* werden verstehen, dass wir gezwungen sind, so zu denken. Ihr Audit hat ein paar Lücken aufgedeckt, und wir haben nun abzuwägen, ob es möglich ist, sie zu schließen. Ob der Aufwand sich lohnt. Die Beurteilung werde ich allein Froelich überlassen. Aber Sie möchte ich dringend bitten, alle Zweifel abzulegen, die Sie vielleicht in Bezug auf uns hegen. Als Privatpersonen, meine ich.

Lücken im Sicherheitssystem wird's immer geben. Das gehört mit zu unserem Job. Wir leben schließlich in einer Demokratie. Daran muss man sich gewöhnen.«

Dann lehnte er sich zurück, als habe er alles gesagt, was es zu sagen gab.

»Was ist mit dieser spezifischen Drohung?«,

fragte Reacher.

Stuyvesant zögerte, dann schüttelte er den Kopf. Sein Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Die ganze Atmosphäre im Konferenzraum war anders geworden.

»Das ist genau der Punkt, an dem ich aufhöre, offen zu sprechen«, sagte er. »Froelich hat einen schlimmen Fehler gemacht, als sie Ihnen gegenüber zugegeben hat, dass es überhaupt eine Bedrohung von außen gibt. Dazu kann ich nur sagen, dass wir sehr viele Drohungen erhalten. Anschließend unternehmen wir etwas gegen sie. Aber *was,* das ist absolut vertraulich. Deshalb muss ich Ihnen strikt verbieten, jemals mit Außenstehenden über diese Situation oder irgendwelche Aspekte unserer Arbeitsweise zu sprechen, wenn Sie heute Abend dieses Gebäude verlassen. Diese Verpflichtung ist in Bundesgesetzen festgeschrieben. Verstoßen Sie dagegen, stehen mir Sanktionen zur Verfügung.«

Danach herrschte Schweigen. Froelich wirkte besorgt. Stuyvesant ignorierte sie völlig und musterte stattdessen Reacher und Neagley –erst feindselig, dann plötzlich nachdenklich. Er schien wieder angestrengt nachzudenken. Dann stand er auf und trat an den halb hohen Schrank, auf dem die Telefone standen. Ging davor in die Hocke, öffnete eine Tür und nahm zwei gelbe Schreibblöcke und zwei Kugelschreiber heraus. Kam zurück, legte je einen vor Reacher und Neagley auf den Tisch und nahm wieder auf seinem Stuhl Platz.

»Schreiben Sie mir beide Ihren vollständigen Namen auf«, forderte er sie auf. »Etwaige Pseudonyme, Geburtsdatum, Sozialversicherungsnummer, Personenkennziffer beim Militär und gegenwärtige Adresse.«

»Wozu?«, fragte Reacher.

»Tun Sie's einfach«, sagte Stuyvesant.

Reacher zögerte, bevor er nach dem

Kugelschreiber griff. Froelich starrte ihn sorgenvoll an. Neagley warf ihm einen Blick zu, zuckte mit den Schultern und begann zu schreiben. Reacher wartete noch einen Moment, dann folgte er ihrem Beispiel. Er war lange vor ihr fertig. Er hatte keinen zweiten Vornamen und keine gegenwärtige Adresse.

Stuyvesant nahm die Schreibblöcke an sich und marschierte wortlos damit aus dem Raum. Die Tür fiel laut hinter ihm ins Schloss.

»Das wird nicht einfach für mich«, sagte Froelich. »Und Sie beide habe ich auch in Schwierigkeiten gebracht.«

»Machen Sie sich deswegen keine Gedanken«, munterte Reacher sie auf. »Er will uns vielleicht nur eine Geheimhaltungsverpflichtung unterschreiben lassen, das ist alles. Er ist rausgegangen, um sie tippen zu lassen, vermute ich.«

»Aber was hat er mit mir vor?«

»Wahrscheinlich nichts.«

»Mich degradieren? Mich entlassen?«

»Er hat das Audit genehmigt. Es war wegen dieser Bedrohungen nötig. Die beiden Dinge hängen zusammen. Wir erklären ihm, dass wir Sie mit Fragen bedrängt haben.«

»Er degradiert mich«, sagte Froelich. »Die Sache mit dem Audit hat ihm von Anfang an nicht gefallen. Er hat mir erklärt, es lasse auf mangelndes Selbstvertrauen schließen.«

»Quatsch«, sagte Reacher. »Bei uns hat's solche Überprüfungen dauernd gegeben.«

»Audits *erzeugen* Selbstvertrauen«, warf Neagley ein. »Die Erfahrung haben wir gemacht.

Es ist besser, etwas sicher zu wissen, als einfach nur das Beste zu hoffen.«

Froelich äußerte sich nicht dazu. Im Konferenzraum wurde es still.

Sie warteten – fünf Minuten, dann zehn, dann fünfzehn. Reacher stand auf und reckte sich. Trat an den halb hohen Schrank und betrachtete das rote Telefon. Er nahm den Hörer ab, hielt ihn ans Ohr, ohne einen Wählton zu hören, legte ihn wieder auf und überflog die vertraulichen Memos am schwarzen Brett. Die Decke des Raums war so niedrig, dass er die Wärme der Halogenlampen auf der Schädeldecke spürte.

Er setzte sich wieder hin, drehte den Stuhl zur Seite, kippte ihn etwas nach hinten und legte seine Füße auf den Stuhl daneben. Sah auf seine Armbanduhr. Stuyvesant war nun schon zwanzig Minuten weg.

»Was zum Teufel macht er?«, fragte er. »Tippt er

die Dinger selbst?«

»Vielleicht ruft er seine Agenten zusammen«, meinte Neagley.

»Vielleicht wandern wir alle hinter Gitter, damit absolutes Schweigen garantiert ist.«

Reacher gähnte grinsend. »Wir lassen ihm noch zehn Minuten Zeit.

Dann gehen wir. Vielleicht essen wir irgendwo gemeinsam.«

Stuyvesant erschien fünf Minuten später. Er betrat den Raum und schloss die Tür hinter sich. Papiere hatte er keine dabei. Er nahm auf seinem Stuhl Platz, legte beide Hände flach auf die Tischplatte und trommelte mit den Fingerspitzen darauf.

»Okay«, begann er. »Wo waren wir? Reacher hatte eine Frage, glaube ich.«

Reacher nahm seine Füße vom Stuhl und wandte sich ihm zu.

»Tatsächlich?«, fragte er.

Stuyvesant nickte. »Sie haben nach dieser speziellen Drohung gefragt. Nun, sie kommt entweder von einem Insider oder einem Außenstehenden. Eine dritte Möglichkeit gibt's logischerweise nicht.«

»Diskutieren wir jetzt darüber?«

»So ist es«, sagte Stuyvesant.

»Wieso? Was hat sich geändert?«

Stuyvesant ignorierte die Frage. »Falls wir es mit einem Außenstehenden zu tun haben – müssen wir uns dann unbedingt Sorgen machen? Möglicherweise nicht, denn auch das ist wieder

wie Baseball.

Wenn die Yankees in die Stadt kommen und sagen, dass sie die Orioles schlagen werden, muss das nicht stimmen. Mit etwas zu prahlen, ist nicht das Gleiche wie etwas wirklich zu tun.«

Niemand sprach.

»Ich erwarte etwas Input von Ihnen«, ermunterte Stuyvesant sie.

Reacher zuckte mit den Schultern. »Okay«, sagte er. »Sie glauben, dass die Bedrohung von *außen* kommt?«

»Nein, ich glaube, dass es sich um einen internen Einschüchterungsversuch mit dem Ziel handelt, Froelichs Karriere zu beschädigen. Fragen Sie mich jetzt, was ich dagegen zu tun gedenke.«

Reacher sah erst zu Stuyvesant, dann auf seine Uhr. *Fünfundzwanzig Minuten, an einem*

Sonntagabend, tief im D. C.-Maryland-Virginia-Dreieck.

»Ich weiß, was Sie dagegen tun werden«, sagte er.

»Wirklich?«

»Sie werden Neagley und mich für interne Ermittlungen engagieren.«

»Glauben Sie?«

Reacher nickte. »Machen Sie sich Sorgen wegen eines internen Einschüchterungsversuchs, brauchen Sie interne Ermittlungen. Das ist klar. Und Sie können damit keinen Ihrer eigenen Leute beauftragen, weil Sie zufällig auf den Bösewicht stoßen könnten. Und Sie wollen das FBI nicht hinzuziehen, weil Washington nicht so funktioniert. Niemand wäscht seine schmutzige Wäsche öffentlich. Also brauchen Sie jemanden, der von außen kommt. Und hier sitzen gleich zwei vor

Ihnen, die noch dazu schon mit dem Fall befasst sind, weil Froelich sie eingeweiht hat. Sie können die Sache also entweder beenden oder sich dafür entscheiden, sie weiterzuverfolgen. Das würden Sie lieber tun, weil Sie dann eine hervorragende Agentin, die Sie erst vor kurzem befördert haben, nicht zu kritisieren brauchen. Können Sie uns also einsetzen? Natürlich. Wer wäre besser geeignet als Joe Reachers kleiner Bruder? Im Treasury Department gilt Joe Reacher praktisch als Heiliger. Also sind Sie abgesichert. Und ich bin's auch. Wegen Joe gelte ich als glaubwürdig. Und ich war beim Militär ein guter Ermittler.

Neagley auch. Das wissen Sie, weil Sie das gerade überprüft haben.

Ich vermute, dass Sie eben fünfundzwanzig Minuten damit verbracht haben, mit dem Pentagon und der National Security Agency zu telefonieren.

Dafür wollten Sie unsere persönlichen Angaben. Beide Stellen haben unsere Namen durch ihre Computer laufen lassen, und wir sind clean rausgekommen. Wahrscheinlich mehr als clean, denn unsere Sicherheitseinstufungen befinden sich bestimmt noch bei unseren Personalakten. Ich wette, dass sie weit höher sind, als sie für Ihre Zwecke sein müssten.«

Stuyvesant nickte. Er machte ein zufriedenes Gesicht.

»Eine ausgezeichnete Analyse«, sagte er. »Sie bekommen den Job, sobald ich diese Einstufungen schriftlich vorliegen habe. Das dürfte in ein bis zwei Stunden der Fall sein.«

»Das können Sie?«, fragte Neagley.

»Ich kann tun, was ich will«, antwortete Stuyvesant. »Präsidenten neigen dazu, die Leute, die hoffentlich ihr Leben schützen, mit weitreichenden Vollmachten auszustatten.«

Schweigen im Raum.

»Gehöre ich zu den Verdächtigen?«, fragte Stuyvesant.

»Nein«, entgegnete Reacher.

»Vielleicht sollte ich Ihr Hauptverdächtiger sein. Vielleicht habe ich mich gezwungen gefühlt, eine Frau des Gleichstellungszwangs wegen zu befördern, ärgere mich aber insgeheim darüber und arbeite deshalb heimlich gegen sie, um sie in Panik zu versetzen und auf diese Weise zu diskreditieren.«

Reacher schwieg.

»Ich könnte einen Freund oder Verwandten gefunden haben, dessen Fingerabdrücke nirgends gespeichert sind. Ich hätte das Blatt Papier am Mittwochabend um halb acht Uhr auf meinem Schreibtisch liegen lassen und meine Sekretärin

anweisen können, es zu übersehen. Sie hätte meine Anweisung befolgt. So wie die Raumpfleger, wenn ich ihnen befohlen hätte, das Blatt einzuschmuggeln. Auch Froelich zählt zu den Verdächtigen. Vielleicht hat sie einen Freund oder Verwandten, dessen Fingerabdrücke ebenfalls nirgends gespeichert sind. Möglicherweise inszeniert sie dieses ganze Theater, um sich spektakulär bewähren und dadurch ihre Glaubwürdigkeit erhöhen zu können.«

»Nur habe ich nichts inszeniert«, bemerkte Froelich.

»Keiner von Ihnen ist verdächtig«, sagte Reacher.

»Wieso nicht?«

»Weil Froelich freiwillig zu mir gekommen ist, obwohl sie mich aus Erzählungen meines Bruders kannte. Und Sie haben uns engagiert, gleich nachdem Sie sich über unsere militärische Laufbahn informiert hatten. Keiner von Ihnen hätte

so gehandelt, wenn Sie etwas verbergen müssten. Viel zu riskant.«

»Vielleicht halten wir uns für schlauer als Sie. Interne Ermittlungen, bei denen wir nicht auffliegen, wären die beste Tarnung, die es gibt.«

Reacher schüttelte den Kopf. »So dumm ist keiner von Ihnen beiden.«

»Gut«, sagte Stuyvesant. Er wirkte zufrieden. »Dann sollten wir uns auf einen neidischen Konkurrenten irgendwo in der Abteilung einigen.

Vermutlich arbeitet er mit den Raumpflegern zusammen.«

»Oder sie«, warf Froelich ein.

»Wo sind die Raumpfleger jetzt?«, fragte Reacher.

»Vom Dienst suspendiert«, antwortete Stuyvesant.

»Bei vollem Lohn zu Hause. Sie leben zusammen. Eine der Frauen ist die Ehefrau des Mannes, die andere seine Schwägerin. Ein anderes Team macht Überstunden, um sie zu ersetzen, und kostet mich ein Vermögen.«

»Wie lautet ihre Story?«

»Sie wissen von nichts. Sie haben das Blatt Papier nicht mitgebracht, es nie gesehen. Es lag nicht da, als sie in meinem Büro waren.«

»Aber Sie glauben ihnen nicht.«

Stuyvesant schwieg lange. Er zupfte an seinen Manschetten herum, dann legte er beide Hände wieder flach auf die Tischplatte.

»Sie sind vertrauenswürdig«, sagte er dann. »Und ziemlich nervös, weil man sie verdächtigt. Aufgeregt, sogar ängstlich. Aber auch *ruhig*.

Als könnten wir ihnen nichts nachweisen, weil

sie unschuldig sind. Sie haben einen Lügendetektortest bestanden. Alle drei.«

»Also glauben Sie ihnen.«

Stuyvesant schüttelte den Kopf. »Nein. Wie denn auch? Sie haben das Überwachungsvideo gesehen. Wer außer ihnen soll das verdammte Ding auf meinen Schreibtisch gelegt haben? Ein Gespenst?«

»Was vermuten Sie also?«

»Ich glaube, dass jemand hier im Haus, den sie kennen, sie dazu aufgefordert und ihnen erklärt hat, dies sei ein routinemäßiger Test, vielleicht auch eine Übung oder ein Geheimauftrag. Ihnen versichert hat, sie hätten nichts zu befürchten. Sie darauf vorbereitet hat, was anschließend folgen würde: die Auswertung des Videos, die Vernehmung und der Lügendetektortest. Ich denke, dass Leute, die man mit solchen Informationen beruhigt, eine Befragung mit dem Lügendetektor überstehen. Wenn sie der Überzeugung sind, nichts

Unrechtes getan zu haben und keine nachteiligen Folgen befürchten zu müssen. Wenn sie glauben, der Abteilung auf irgendeine Weise nützlich gewesen zu sein.«

»Haben Sie darüber schon mit ihnen gesprochen?«

Stuyvesant schüttelte wieder den Kopf. »Das ist dann Ihr Job«, sagte er. »Ich habe kein Talent für Vernehmungen.«

Er ging ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Stand einfach auf und verließ den Konferenzraum. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss. Reacher, Neagley und Froelich blieben an dem langen Tisch sitzend zurück.

»Sie werden nicht beliebt sein«, warnte Froelich. »Interne Ermittler sind das nie.«

»Ich bin nicht daran interessiert, beliebt zu sein«, meinte Reacher.

»Ich hab schon einen Job«, verkündete Neagley.

»Nimm einfach Urlaub«, bat Reacher. »Bleib hier, mach dich mit mir unbeliebt.«

»Gibt's dafür Geld?«

»Natürlich«, sagte Froelich.

Neagley zuckte mit den Schultern. »Okay. Ich denke, meine Partner könnten das als prestigefördernd betrachten. Wer bekommt schon einen staatlichen Ermittlungsauftrag? Ich müsste ins Hotel zurückfahren und ein paar Telefongespräche erledigen, um in Erfahrung zu bringen, ob sie eine Zeit lang ohne mich auskommen können.«

»Wollen wir nicht erst was essen gehen?«, fragte Froelich.

Neagley schüttelte den Kopf. »Nein, ich lass mir etwas aufs Zimmer bringen. Geht ohne mich.«

Sie gingen durch das Labyrinth aus Korridoren wieder zu Froelichs Büro und forderten einen Fahrer für Neagley an. Dann begleitete Froelich sie in die Garage hinunter. Als sie zurückkam, fand sie Reacher still an ihrem Schreibtisch sitzend vor.

»Haben Sie beide eine Beziehung?«, fragte sie.

»Wer?«

»Neagley und Sie.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie war irgendwie komisch, als es ums Abendessen ging.«

Reacher schüttelte den Kopf. »Nein, wir haben keine Beziehung.«

»Hatten Sie mal eine? Sie scheinen sich sehr nahe zu stehen.«

»Tatsächlich?«

»Sie mag Sie offenbar, und umgekehrt scheint's genauso zu sein.

Außerdem ist sie sehr attraktiv.«

Er nickte. »Richtig, ich mag sie. Und sie ist sehr attraktiv. Aber wir haben nie eine Beziehung gehabt.«

»Warum nicht?«

»Keine Ahnung. Es ist einfach nie dazu gekommen. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ich denke schon.«

»Ich frage mich ohnehin, was *Sie* damit zu tun haben. Sie sind die Exfreundin meines Bruders, nicht meine. Ich kenne nicht mal Ihren Vornamen.«

»M. E.«, sagte sie.

»Martha Enid?«, fragte er. »Mildred Eliza?«

»Lassen Sie uns gehen«, sagte sie. »Dinner, bei mir.«

»Bei Ihnen?«

»Am Sonntagabend sind hier alle Restaurants überfüllt, ganz abgesehen davon, dass ich sie mir ohnehin nicht leisten kann. Und ich hab noch ein paar Sachen von Joe. Vielleicht sollten Sie die mitnehmen.«

Sie wohnte jenseits des Anacostia Rivers in einem kleinen Reihenhaus in einer stinknormalen Wohngegend unweit der Bolling Air Force Base.

Es gab einen Stellplatz auf der Straße vor dem Haus und eine Haustür aus Holz, hinter der eine kleine Diele lag, an die sich unmittelbar das Wohnzimmer anschloss. Der Raum war behaglich

eingerichtet. Holzfußboden, Landhausteppiche, altmodische Möbel. Ein kleiner Fernseher, ein Regal voller Bücher, eine kleine Stereoanlage mit CDs, die eine über einen Meter lange Reihe bildeten. Es war so warm, dass Reacher sofort seine Jacke auszog und über eine Sessellehne hängte.

»Ich will nicht, dass es ein Insider war«, sagte Froelich.

»Besser als eine Bedrohung von außen.«

Sie nickte und ging an ihm vorbei zu dem bogenförmigen Durchgang, der in eine Küche mit Essplatz führte.

»Wir könnten etwas vom Chinesen kommen lassen«, schlug Reacher vor.

Sie zog ihre Kostümjacke aus, faltete sie ordentlich zusammen und legte sie auf einen Hocker.

»Keine schlechte Idee«, meinte sie.

Sie trug eine weiße Bluse, die sie ohne die Kostümjacke sanfter und femininer wirken ließ. Das Licht in der Küche war heruntergedimmt und deshalb freundlicher zu ihrem Teint als das grelle Halogenlicht im Büro. Er betrachtete sie und sah, was Joe vor acht Jahren gesehen haben musste. Sie nahm die Speisekarte eines Heimservice-Lokals aus der Schublade und gab ihre Bestellung telefonisch auf. Süßsaure Suppe und General-Tso-Hähnchen, je zweimal.

»Ist das okay?«, wollte sie wissen.

»Danke, ja. Ich weiß«, sagte er, »das hätte Joe gemocht.«

»Sie sollten sich die paar Sachen von ihm mal ansehen«, sagte sie.

Froelich ging voraus. Über dem Wohnzimmer lag ein Gästezimmer.

Dort gab es einen Einbauschrank mit einer Schiebetür. Die Innenbeleuchtung ging automatisch an, als sie die Tür öffnete. Auf dem Boden des Schranks lag aller möglicher Kram, aber an der Kleiderstange hing eine lange Reihe von Anzügen und Hemden, alle noch in den Plastikhüllen, in denen sie aus der Reinigung oder Wäscherei gekommen waren.

»Das waren seine Sachen«, stellte Froelich fest.

»Er hat sie dagelassen?«, fragte Reacher.

Sie berührte die Schulter eines Anzugs durch die Plastikhülle hindurch.

»Ich dachte, er würde sie irgendwann abholen«, erwiderte sie. »Aber er hat's nicht getan, das ganze Jahr über nicht. Anscheinend hat er sie nicht gebraucht.«

»Er muss viele Anzüge gehabt haben.«

»Ein paar Dutzend, glaube ich.«

»Wie kann ein einzelner Mensch über zwanzig Anzüge besitzen?«

»Er mochte es, elegant gekleidet zu sein«, sagte sie.

Reacher überlegte. In seiner Erinnerung war Joe immer nur in Shorts und T-Shirts herumgelaufen. Im Winter hatte er Khakihemd und -hose getragen, und wenn es sehr kalt war, eine abgewetzte lederne Pilotenjacke übergeworfen. Auf der Beerdigung ihrer Mutter hatte er einen feierlichen schwarzen Anzug angehabt, den Reacher für einen Leihanzug hielt. Vielleicht hatte Joe sich durch seine Tätigkeit in Washington verändert.

»Die sollten Sie mitnehmen«, sagte Froelich. »Sie gehören ohnehin Ihnen, da Sie sein nächster Verwandter sind.«

»Das war ich wohl«, bestätigte er.

»Hier ist auch noch ein Karton«, fuhr sie fort. »Mit Sachen, die er dagelassen und nie abgeholt hat.«

Er folgte ihrem Blick und sah unter den Anzügen einen großen Karton stehen.

»Erzählen Sie mir von Molly Beth Gordon«, forderte er sie auf.

»Was ist mit ihr?«

»Nach dem Tod der beiden hatte ich irgendwie den Eindruck, sie hätten etwas miteinander gehabt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie haben sich nahe gestanden, das stimmt. Aber sie war seine Assistentin, und er hätte sich nie mit jemandem aus dem Dienst eingelassen.«

»Warum haben Sie sich getrennt?«, fragte er.

Unten schrillte die Klingel. In der Stille des Hauses klang dieses Geräusch sehr laut.

»Unser Essen«, sagte Froelich.

Sie gingen hinunter und aßen dann am Küchentisch sitzend, ohne zu reden. Ein merkwürdig intimes und trotzdem distanziertes Beisammensein. Als säße man auf einem Langstreckenflug neben einem Fremden. Man fühlt sich verbunden, aber zugleich auch nicht.

»Sie können heute Nacht hier bleiben«, sagte sie. »Wenn Sie wollen.«

»Ich hab mein Hotelzimmer noch.«

Sie nickte. »Dann ziehen Sie eben morgen um. Sie können von hier aus arbeiten.«

»Was ist mit Neagley?«

Einen Moment lang Schweigen.

»Sie auch, wenn sie will. Unter dem Dach befindet sich ein weiteres Gästezimmer.«

»Okay«, sagte er.

Sie beendeten ihre Mahlzeit. Er warf die Packungen in den Abfall und spülte die Teller ab. Sie schaltete die Spülmaschine ein. Dann klingelte das Telefon. Sie ging ins Wohnzimmer, um den Anruf entgegenzunehmen. Sprach nicht sehr lange und kam zurück.

»Das war Stuyvesant«, sagte sie. »Er gibt Ihnen offiziell grünes Licht.«

Er nickte. »Rufen Sie Neagley an, und sagen Sie ihr, dass sie herkommen soll.«

»Jetzt?«

»Hat man ein Problem, muss man's lösen«,

erwiderte er. »Das ist meine Art. Sagen Sie ihr, dass sie in einer halben Stunde vor dem Hotel sein soll.«

»Wo wollen Sie anfangen?«

»Mit den Videos«, antwortete er. »Ich will mir die Aufnahmen noch mal ansehen und mit dem Kerl reden, der für die Videoüberwachung zuständig ist.«

Eine halbe Stunde später holten sie Neagley vor dem Hoteleingang ab. Sie hatte sich umgezogen und trug jetzt einen schwarzen Hosenanzug mit kurzer Jacke. Die Hose war eng geschnitten und sah von hinten verdammt gut aus, fand Reacher. Auch Froelich fand das, äußerte sich aber nicht dazu. Sie fuhren los und waren fünf Minuten später wieder beim Secret Service. Froelich verschwand sofort in ihrem Büro. Reacher und Neagley blieben bei dem Agenten, der für die Videoüberwachung

zuständig war – ein kleiner, hagerer, nervöser Mann in Freizeitkleidung, den man kurzfristig gerufen hatte. Er wirkte leicht weggetreten, als er die beiden in einen winzigen Raum voller Stahlregale mit Videorecordern führte. Eine Wand verschwand ganz hinter einem weiteren Regal mit Hunderten von VHS-Kassetten, ordentlich in schwarzen Plastikboxen aufgereiht. Die Recorder selbst waren schlichte graue Industriegeräte. Der winzige Raum war voller sorgfältig verlegter Kabel und an den Wänden hängender Dienstanweisungen.

Kleine Elektromotoren surrten, und der Geruch warmer Schaltungen stieg einem in die Nase.

»Das System funktioniert eigentlich automatisch«, erklärte der Mann.

»Zu jeder Kamera gehören vier Recorder mit jeweils sechs Stunden Laufzeit, deshalb wechseln wir einmal pro Tag alle Bänder, archivieren sie,

bewahren sie drei Monate auf, löschen sie und verwenden sie dann wieder.«

»Wo sind die Originale aus der fraglichen Nacht?«, erkundigte sich Reacher.

»Gleich hier«, sagte der Mann. Er wühlte in seiner Tasche und zog einen Ring mit kleinen Messingschlüsseln heraus. Ging in dem beengten Raum in die Hocke, sperrte einen niedrigen Schrank auf und holte drei schwarze Boxen heraus.

»Das sind die drei, die ich für Froelich kopiert habe«, sagte er.

»Können wir uns die irgendwo ansehen?«

»Sie sind nicht anders als die Kopien.«

»Durchs Kopieren gehen Details verloren«, meinte Reacher. »Regel Nummer eins: Immer mit den Originalen anfangen.«

»Okay«, sagte der Mann. »Sie können sie sich gleich hier ansehen.«

Er richtete sich auf, schob einige Geräte auf einer Werkbank zur Seite, drehte einen kleinen Monitor in ihre Richtung und schaltete einen einzelnen Videorecorder ein. Auf dem Bildschirm erschien ein leeres graues Quadrat.

»Für diese Dinger gibt's keine Fernbedienung«, sagte er. »Sie müssen die Knöpfe benutzen.«

Er stapelte die Boxen in chronologisch richtiger Reihenfolge.

»Haben Sie was zum Sitzen für uns?«, fragte Reacher.

Der Mann verschwand und kam wenig später mit zwei Drehstühlen zurück. Er hatte Mühe, sie vor der schmalen Werkbank aufzustellen.

Dann sah er sich um, als sei ihm nicht wohl bei dem Gedanken, zwei Fremde in seinem kleinen Reich unbeaufsichtigt zu lassen.

»Ich warte im Aufenthaltsraum«, sagte er. »Holen Sie mich, wenn Sie fertig sind.«

»Wie heißen Sie?«, fragte Neagley.

»Nendick«, murmelte der Mann verlegen.

»Okay, Nendick«, sagte sie. »Wir holen Sie dann.«

Er verließ den Raum, und Reacher schob die dritte Kassette ins Gerät.

»Weißt du was?«, sagte Neagley. »Dieser Kerl hat keinen einzigen heimlichen Blick auf meinen Po geworfen.«

»Na, so was.«

»Das tun Typen meist, wenn ich diese Hose anhabe.«

»Tatsächlich?«

»Normalerweise.«

Reacher ließ seinen Blick starr auf den leeren Bildschirm gerichtet.

»Vielleicht ist er schwul«, meinte er.

»Er trägt einen Ehering.«

»Dann bemüht er sich vielleicht, keine unsittlichen Gedanken zu haben. Oder er ist einfach nur müde.«

»Oder ich werde alt.«

Er spulte das Videoband schnell zurück. Der Elektromotor surrte.

»Das dritte Band«, sagte er. »Donnerstagmorgen. Wir fangen von hinten an.«

Der Recorder lief schnell. Reacher beobachtete das Zählwerk, hielt das Gerät an und drückte auf PLAY. Auf dem Bildschirm erschien der leere Vorraum am Donnerstag um 7.55 Uhr. Er ließ das

Video weiterlaufen und hielt es in dem Augenblick an, in dem die Sekretärin um Punkt acht Uhr ins Bild kam. Er drückte auf PLAY. Die Sekretärin betrat den Vorraum, zog ihren Mantel aus und hängte ihn an den Garderobenständer. Ging ziemlich nahe an Stuyvesants Tür vorbei und bückte sich hinter ihren Schreibtisch.

»Verstaut ihre Handtasche«, kommentierte Neagley. »Stellt sie im Fußraum neben sich auf den Boden.«

Die Sekretärin war eine Frau von ungefähr sechzig. Einen Augenblick sah sie direkt in die Kamera. Ernst, aber freundlich. Sie nahm auf ihrem Drehstuhl Platz, rückte ihn etwas näher an den Schreibtisch heran und schlug ein in Leder gebundenes Buch auf.

»Kontrolliert den Terminkalender«, erklärte Neagley.

Die Sekretärin klappte den Terminkalender

wieder zu. Dann machte sie sich daran, einen Stapel Memos zu bearbeiten. Einige verschwanden in einer Schublade, die meisten erhielten einen Eingangsstempel und wurden von der rechten Schreibtischseite auf die linke gelegt.

»Hast du schon mal so viel Papierkram gesehen?«, fragte Reacher.

»Schlimmer als bei der Army.«

Die Sekretärin unterbrach ihre Arbeit zwei Mal, um Anrufe entgegenzunehmen. Aber sie verließ ihren Platz nicht. Reacher schaltete den schnellen Vorlauf ein, bis Stuyvesant um zehn nach acht ins Bild gehastet kam. Er trug einen dunklen Regenmantel, anthrazitgrau oder schwarz. In einer Hand hielt er einen schmalen Aktenkoffer. Er zog den Mantel aus und hängte ihn an den Garderobenständer. Dann trat er an den Schreibtisch. Der Kopf der Sekretärin bewegte sich, als spreche sie mit ihm. Er stellte seinen

Aktenkoffer auf ihren Schreibtisch und rückte ihn sogar etwas zurecht, damit er genau parallel zur Kante stand. Beugte sich hinunter, um etwas mit ihr zu besprechen.

Nickte knapp, richtete sich auf, ging ohne den Aktenkoffer zur Tür seines Büros und verschwand dahinter. Der Zeitzähler tickte vier Sekunden weiter. Dann kam Stuyvesant wieder heraus und rief seine Sekretärin zu sich.

»Er hat's gefunden«, sagte Reacher.

»Das mit dem Aktenkoffer ist merkwürdig«, fand Neagley. »Wozu hat er ihn draußen gelassen?«

»Vielleicht musste er früh zu einer Besprechung und hat ihn dort draußen stehen lassen, weil er wusste, dass er gleich wieder weggehen würde.«

Er spulte die folgende Stunde in schnellem Vorlauf ab. Leute hasteten in Stuyvesants Büro und wieder heraus. Froelich tauchte zweimal auf. Dann

erschienen die Spurensicherer und nahmen den Brief in einem durchsichtigen Asservatenbeutel mit, als sie das Büro nach zwanzig Minuten verließen. Reacher schaltete auf Rücklauf. Sämtliche Aktivitäten des Donnerstagmorgens liefen nun rückwärts ab.

»Jetzt der langweilige Teil«, sagte Reacher. »Stundenlang überhaupt nichts.«

Auf dem Bildschirm war konstant nur der leere Vorraum zu sehen, während der Zeitzähler rückwärts lief. Absolut nichts passierte. Das Originalband zeigte mehr Einzelheiten als die Kopie, aber zu sehen war trotzdem nicht viel. Es war grau und milchig. Für Überwachungszwecke ausreichend, aber Preise wären damit nicht zu gewinnen gewesen.

»Weißt du was?«, sagte Reacher. »Ich war dreizehn Jahre lang Cop und habe niemals etwas Wichtiges auf einem Überwachungsvideo gesehen.

Kein einziges Mal.«

»Ich auch nicht«, bestätigte Neagley. »Die Stunden, die ich so zugebracht habe!«

Um sechs Uhr morgens hielt das Band abrupt an. Reacher warf die Kassette aus, spulte den zweiten Film bis zum Ende vor und begann wieder die geduldige Rückwärtssuche. Der Zeitzähler raste über fünf Uhr weg und war rasch bei vier Uhr angelangt. Nichts passierte. Der Vorraum lag einfach da: still, grau und leer.

»Warum machen wir das heute Abend?«, fragte Neagley.

»Weil ich ein ungeduldiger Mensch bin«, entgegnete Reacher.

»Du willst fürs Militär punkten, stimmt's? Möchtest diesen Zivilisten beweisen, wie richtige Profis arbeiten.«

»Da gibt's nichts mehr zu beweisen«, sagte Reacher. »Wir führen schon mit dreieinhalb Punkten.«

Er konzentrierte sich wieder auf den Bildschirm. Zwang sich dazu, aufmerksam hinzusehen. Vier Uhr morgens. Nichts passierte. Niemand kam, um irgendwelche Briefe zuzustellen.

»Vielleicht gibt's ja noch einen anderen Grund, dass wir das heute Abend machen«, bohrte Neagley weiter. »Könnte es sein, dass du deinen Bruder übertreffen willst?«

»Nicht nötig. Ich weiß genau, wo ich im Vergleich zu ihm gestanden habe. Und was andere darüber denken, ist mir egal.«

»Was ist mit ihm passiert?«

»Er ist gestorben.«

»Das habe ich mitbekommen. Aber wie?«

»Er wurde ermordet. Bei einem dienstlichen Einsatz. Kurz nachdem ich die Army verlassen hatte. In Georgia, südlich von Atlanta. Geheimtreffen mit einem Spitzel, der Informationen über Geldfälscher besaß.

Die beiden sind in einen Hinterhalt geraten. Joe wurde mit zwei Kopfschüssen getötet.«

»Sind die Täter geschnappt worden?«

»Nein.«

»Schrecklich.«

»Eigentlich nicht. Ich hab sie vorher erwischt.«

»Was hast du gemacht?«

»Was glaubst du?«

»Sag schon.«

»Es war ein Vater-und-Sohn-Team. Den Sohn habe ich in einem Swimmingpool ertränkt, den Vater verbrannt, nachdem ich ihn mit einem Dumdumgeschoss Kaliber 44 in die Brust getroffen hatte. Und die Moral von der Geschichte: Leg dich nicht mit mir oder den Meinen an.

Nur wär es besser gewesen, die Typen hätten das schon früher gewusst.«

»Gab's irgendwelche Probleme?«

»Ich bin schnellstens abgehauen. Hab mich eine Zeit lang nicht mehr blicken lassen. Konnte nicht zur Beerdigung.«

»Scheußliche Sache.«

»Den Kerl, mit dem er sich getroffen hat, hat's auch erwischt. Unter einer Highway-Auffahrt verblutet. Eine Frau war auch dabei. Aus Joes Dienststelle. Seine Assistentin Molly Beth Gordon. Die haben sie auf dem Flughafen Atlanta

erstochen.« »Ich hab ihren Namen auf der Gedenktafel gesehen.«

Reacher schwieg. Das Überwachungsvideo lief rückwärts. Drei Uhr morgens, dann 2.53 Uhr, 2.40 Uhr. Nichts passierte.

»Das Ganze war eine verzwickte Angelegenheit«, fuhr er plötzlich fort. »Eigentlich war er selbst daran schuld.«

»Ein hartes Urteil.«

»Er hat sich überschätzt. Ich meine, würdest du bei einem Treff in einen Hinterhalt geraten?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Ich würde die üblichen Vorsichtsmaßnahmen beachten«, sagte Neagley. »Du weißt schon: drei Stunden zu früh ankommen, die Umgebung

inspizieren, mir Rückendeckung verschaffen, die meisten Zugänge blockieren.«

»Aber Joe hat nichts dergleichen getan. Das Unglück war, dass Joe so taff ausgesehen hat. Einsfünfundneunzig groß, hundertzehn Kilo schwer, stämmig wie ein Bär. Riesige Pranken, ein Gesicht wie aus Stein gemeißelt. Körperlich wirkten wir wie Klone. Aber im Wesen waren wir völlig verschieden. Joe war mehr geistig ausgerichtet. Irgendwie *rein*. Sogar naiv. Für ihn war alles eine Schachpartie. Er bekommt einen Anruf, er vereinbart ein Treffen, er fährt hin. Als ob er einen Läufer oder Springer bewege. Er hat einfach nicht damit gerechnet, dass jemand auftauchen und das ganze Schachbrett wegsprengen könnte.«

Neagley schwieg. Das Band lief weiter rückwärts. Auf dem Bildschirm geschah nichts. Der Bürovorraum lag in fahlgrauem Licht.

»Nachträglich habe ich mich darüber geärgert, dass er so unvorsichtig vorgegangen ist«, sagte Reacher. »Aber dann wurde mir klar, dass ich ihm deswegen keine Vorwürfe machen durfte. Es ist ihm einfach nicht bewusst gewesen, wie gefährlich das Ganze war. Er dachte völlig anders.«

»Und?«

»Vermutlich war ich darüber wütend, dass ich ihm diese Sache nicht abgenommen habe.«

»Wäre das denn möglich gewesen?«

Reacher schüttelte den Kopf. »Ich hatte ihn seit sieben Jahren nicht mehr gesehen und wusste nicht, wo er sich aufhielt. Und ihm ging's genauso. Er hätte um Unterstützung bitten sollen.«

»Zu stolz?«

»Nein, zu naiv. Darauf läuft's letztlich hinaus.«

»Hätte er eine Chance gehabt? Am Tatort?«

Reacher verzog das Gesicht. »Diese Leute waren ziemlich gut, glaube ich. Halbe Profis. Trotzdem muss es irgendwann eine Möglichkeit herauszukommen gegeben haben. Aber dazu wäre eine blitzschnelle, rein instinktive Reaktion nötig gewesen. Doch Joes Instinkte waren alle seinem Verstand untergeordnet. Er hätte vermutlich erst mal Zeit zum Nachdenken gebraucht. Wie er es sonst auch tat. Das hat ihn auf andere schüchtern wirken lassen.«

»Naiv und schüchtern«, sagte Neagley. »Diesem Urteil würde sich hier niemand anschließen.«

»Denen muss er wie ein wilder Mann vorgekommen sein. Alles ist eben relativ.«

Neagley veränderte ihre Sitzhaltung, ohne den Bildschirm aus den Augen zu lassen.

»Achtung«, sagte sie. »Gleich beginnt die Geisterstunde.«

Der Zeitzähler zeigte 00.30 Uhr an und lief weiter rückwärts. Nichts passierte. Doch um 00.16 Uhr tauchten die Raumpfleger aus dem Halbdunkel des Korridors auf. Reacher ließ das Band weiter mit hoher Geschwindigkeit zurücklaufen, bis sie um 00.07 Uhr rückwärts gehend in Stuyvesants Büro verschwanden. Dann schaltete er auf normalen Vorlauf und beobachtete, wie sie wieder herauskamen und den Vorraum samt Arbeitsplatz der Sekretärin putzten.

»Was hältst du davon?«, fragte er.

»Sie machen einen ziemlich normalen Eindruck«, antwortete Neagley.

»Würden sie so ruhig wirken, wenn sie eben den Brief auf Stuyvesants Schreibtisch zurückgelassen hätten?«

Die drei beeilten sich nicht besonders. Sie wirkten weder schuldbewusst noch besorgt, weder gestresst noch aufgeregt. Sie sahen sich kein einziges Mal nach der Tür von Stuyvesants Büro um. Sie putzten nur rasch und effizient. Reacher ließ das Video wieder mit hoher Geschwindigkeit zurücklaufen, bis es genau um Mitternacht stoppte. Er warf die Kassette aus und schob die erste wieder hinein. Spulte das Videoband bis zu dem Augenblick zurück, in dem die drei kurz vor 23.52 Uhr den Vorraum betraten. Ließ es dann mit normaler Geschwindigkeit weiterlaufen und hielt es überall dort an, wo alle drei Raumpfleger deutlich zu sehen waren.

»Wo wäre der Brief also?«, fragte er.

»Froelich hat ganz richtig vermutet«, erwiderte Neagley. »Er könnte überall sein.«

Er nickte. Sie hatte Recht. Unter ihren Overalls und auf dem Putzwagen hätten die drei ein Dutzend

Briefe in Stuyvesants Büro schmuggeln können.

»Wirken sie nervös?«, fragte er.

Sie zuckte mit den Schultern. »Lass das Video weiterlaufen. Sieh dir an, wie sie sich bewegen.«

Die drei hielten geradewegs auf die Tür zu und verschwanden um Punkt 23.52 Uhr in Stuyvesants Büro.

»Zeig's mir noch mal«, verlangte Neagley.

Reacher tat, wie ihm geheißen. Neagley lehnte sich mit leicht zusammengekniffenen Augen zurück.

»Ihr Energieniveau ist ein bisschen anders als beim Herauskommen«, stellte sie fest.

»Findest du?«

Sie nickte. »Etwas langsamere Bewegungen? Als zögerten sie?«

»Oder als fürchteten sie sich vor etwas, das sie dort drinnen tun müssen?«

Er ließ die beiden Szenen nochmals ablaufen.

»Ich weiß nicht recht«, meinte Neagley. »Irgendwie schwer zu interpretieren. Und jedenfalls nichts, was als Beweismaterial verwendbar wäre. Nur ein subjektives Gefühl.«

Sie sahen sich die Szenen noch mal an. Es gab keine wirklich auffälligen Unterschiede. Vielleicht wirkten die drei beim Hineingehen etwas weniger energiegeladen als beim Herauskommen. Oder einfach nur etwas müder. Andererseits hatten sie eine Viertelstunde in Stuyvesants Büro verbracht. Der Raum war verhältnismäßig klein, schon vorher sehr sauber und aufgeräumt. Möglicherweise hatten sie es sich zur Gewohnheit gemacht, dort drinnen außerhalb des Erfassungsbereichs der

Überwachungskamera eine zehnminütige Pause einzulegen.

Raumpfleger waren nicht dumm. Hatten statt eines Briefs ihre Füße auf den Schreibtisch gelegt.

»Ich weiß nicht recht«, wiederholte Neagley.

»Nicht überzeugend?«, fragte Reacher.

»Keineswegs. Aber wen haben wir sonst?«

»Niemanden.«

Er schaltete wieder auf schnellen Rücklauf und starrte das leere Büro auf dem Bildschirm an, bis er bei acht Uhr abends angelangt war. Die Sekretärin stand vom Schreibtisch auf, streckte den Kopf in Stuyvesants Büro und ging nach Hause. Er spulte das Video bis zu 19.31 Uhr zurück und beobachtete, wie Stuyvesant das Büro verließ.

»Okay«, sagte er dann. »Die Raumpfleger waren

es. Aus eigenem Antrieb?«

»Das bezweifle ich sehr.«

»Von wem hatten sie also den Auftrag?«

Sie gingen zu Nendick in den Aufenthaltsraum und teilten ihm mit, dass sie fertig seien, damit er seinen Raum mit den Videorecordern wieder in Ordnung bringen konnte. Dann machten sie sich auf die Suche nach Froelich, die sie an ihrem Schreibtisch vorfanden, wo sie telefonierte, um Brook Armstrongs Rückflug von Camp David zu koordinieren.

»Wir müssen mit den Raumpflegern reden«, sagte Reacher.

»Jetzt?«, fragte Froelich.

»Dies ist die beste Zeit. Vernehmungen spätnachts

sind immer am effektivsten.«

Sie erwiderte seinen Blick verständnislos. »Okay. Dann fahre ich Sie hin.«

»Sie sollten lieber hier bleiben«, meinte Neagley.

»Warum?«

»Wir haben unsere militärischen Methoden. Vielleicht wollen wir ihrem Gedächtnis ein wenig handgreiflich auf die Sprünge helfen.«

Froelich starrte sie an. »Das dürfen Sie nicht! Die drei sind ebenso Angestellte des Departments wie ich.«

»Sie macht nur Spaß«, beruhigte sie Reacher. »Aber diese Leute reden vielleicht offener mit uns, wenn niemand aus dem Department dabei ist.«

»Okay, dann warte ich draußen. Aber ich komme auf jeden Fall mit.«

Sie beendete ihre Telefongespräche, räumte ihren Schreibtisch auf und fuhr mit den beiden in die Tiefgarage. Sie stiegen in den Suburban. Reacher schloss während der zwanzigminütigen Fahrt die Augen.

Er war müde. Sechs Tage schwerer Arbeit lagen hinter ihm. Als der Wagen hielt, fand Reacher sich in einem heruntergekommenen Wohnviertel mit Autowracks und Metallzäunen wieder. Hier und dort war der orangerote Lichtschein von Straßenlaternen zu sehen. Aus dem geflickten Asphalt des Gehsteigs spross Unkraut. Ein paar Straßen entfernt war das Wummern der Stereoanlage eines vorbeifahrenden Autos zu hören.

»Da wären wir«, sagte Froelich. »Nummer 2301.«

Die Nummer 2301 war die linke Hälfte eines Doppelhauses. Ein einstöckiges Holzhaus mit

paarweise angeordneten Haustüren in der Mitte und Fenstern links und rechts davon. Ein niedriger Maschendrahtzaun begrenzte den Vorgarten, dessen Rasen fast ganz vertrocknet war. Hier gab es weder Büsche noch Sträucher oder Blumen.

Trotzdem wirkte der Vorgarten gepflegt. Nirgends lag Müll herum. Die zur Haustür hinaufführenden Stufen waren sauber gekehrt.

»Ich warte hier im Wagen«, sagte Froelich.

Reacher und Neagley stiegen aus. Die Nachtluft war kalt. Sie betraten den Vorgarten durch ein niedriges Tor im Zaun und folgten einem von Rissen durchzogenen betonierten Fußweg zur Haustür. Reacher drückte auf den Klingelknopf und hörte im Inneren des Hauses eine Glocke schrillen. Sie warteten. Nach einer Weile vernahmen sie das Klatschen von Schritten auf dem Fußboden und das Scheppern, mit dem etwas Metallisches aus dem Weg geräumt wurde. Dann ging die Tür auf, und

vor ihnen stand ein Mann. Es war eindeutig der Raumpfleger aus dem Überwachungsvideo. Sie hatten ihn sich lange genug angesehen. Ein völlig durchschnittlicher Mensch. Zu einer Baumwollhose trug er ein Sweatshirt der Redskins. Er hatte einen dunklen Teint und hohe Wangenknochen. Sein schwarz glänzendes Haar war altmodisch geschnitten, sah jedoch sehr ordentlich aus.

»Ja?«, fragte er.

»Wir müssen mit Ihnen über die Sache im Büro reden«, erwiderte Reacher.

Der Mann stellte keine weiteren Fragen. Verlangte keinen Dienstausweis. Sah nur in Reachers Gesicht und stieg dann rückwärts gehend über den Gegenstand hinweg, den er zur Seite geschoben hatte, um die Haustür zu öffnen: eine Kinderwippe aus bunt lackierten Metallrohren mit kleinen Sätteln und Pferdeköpfen aus Kunststoff,

durch die unterhalb der Ohren kleine Griffstangen gesteckt worden waren.

»Kann sie nachts nicht draußen lassen«, sagte der Mann. »Würde gestohlen werden.«

In der schmalen Diele stapelten sich in Wandregalen weitere Spielsachen. Durch die offene Küchentür waren bunte Kinderzeichnungen auf der Kühlschranktür zu sehen. Es roch nach Essen. Eine weitere Tür führte ins Wohnzimmer, in dem zwei schweigende, sichtlich verängstigte Frauen saßen. Sie trugen Sonntagskleider, in denen sie ganz anders als in ihrer Arbeitsmontur aussahen.

»Wir brauchen Ihre Namen«, sagte Neagley.

Ihr Tonfall war eine Mischung aus verbindlicher Freundlichkeit und kühler Distanz. Reacher musste ein Lächeln unterdrücken. Das war Neagleys typische Art und eine ihrer Stärken.

»Julio«, antwortete der Mann.

»Anita«, sagte die erste Frau. Da sie rasch zu dem Mann hinübersah, bevor sie antwortete, nahm Reacher an, dass sie seine Frau war.

»Maria«, sagte die zweite Frau. »Ich bin Anitas Schwester.«

Im Wohnzimmer standen ein kleines Sofa und zwei Sessel. Anita und Maria rückten zusammen, damit Julio bei ihnen auf dem Sofa Platz hatte. Reacher fasste das als Einladung auf und ließ sich in einem der Sessel nieder. Neagley setzte sich in den anderen.

»Wir glauben, dass ihr den Brief auf den Schreibtisch gelegt habt, Leute«, sagte Neagley.

Keine Antwort. Keinerlei Reaktion. Nur ausdruckslose Gesichter.

»Habt ihr's getan?«, fragte Neagley.

Keine Antwort.

»Sind die Kinder schon im Bett?«, wollte Reacher wissen.

»Sie sind nicht da«, entgegnete Anita.

»Sind das Ihre oder Marias Kinder?«

»Meine.«

»Jungen oder Mädchen?«

»Zwei Mädchen.«

»Wo sind sie jetzt?«

Sie zögerte. »Bei Verwandten.«

»Warum?«

»Weil wir nachts arbeiten.«

»Nicht mehr lange«, meinte Neagley. »Sie werden bald überhaupt nicht mehr arbeiten, wenn Sie nicht bald auspacken.«

Keine Antwort.

»Keine Krankenversicherung, keine Sozialleistungen mehr.«

Keine Antwort.

»Vielleicht müssen Sie sogar ins Gefängnis.«

Schweigen.

»Was passieren soll, passiert eben«, sagte Julio.

»Hat jemand Sie aufgefordert, den Brief dort hinzulegen? Jemand, den Sie aus dem Dienst kennen?«

Keine Reaktion.

»Jemand, den Sie außerhalb des Dienstes kennen?«

»Wir haben nichts mit irgendeinem Brief gemacht.«

»Was *haben* Sie also gemacht?«, fragte Reacher.

»Wir haben geputzt. Dafür werden wir bezahlt.«

»Sie waren auffällig lange in Stuyvesants Büro.«

Julio sah zu seiner Frau, als finde er diese Aussage verwirrend.

»Wir haben das Video gesehen«, erklärte Reacher.

»Wir wissen von den Kameras«, sagte Julio.

»Sie arbeiten jede Nacht nach demselben Plan.«

»Das müssen wir.«

»Und Sie bleiben jede Nacht so lange drin.«

Julio zuckte mit den Schultern. »Ich denke schon.«

»Machen Sie dort eine Pause?«

»Nein, wir putzen.«

»Jede Nacht nach demselben Plan.«

»Ja. Außer jemand hat Kaffee verschüttet oder einen Haufen Abfall hinterlassen oder irgendwas in der Art. Das könnte uns eine Weile aufhalten.«

»Hat's in dieser Nacht in Stuyvesants Büro irgend so was gegeben?«

»Nein«, antwortete Julio. »Stuyvesant ist ein sehr ordentlicher Mann.«

»Sie sind ziemlich lange in diesem Raum gewesen.«

»Nicht länger als sonst.«

»Sie haben einen exakten Arbeitsplan?«

»Der Ablauf ist immer gleich. Wir saugen den Teppichboden, wischen Staub, leeren den Papierkorb, schaffen ein bisschen Ordnung, nehmen uns das nächste Büro vor.«

Schweigen.

»Okay«, sagte Neagley. »Passt jetzt mal auf, Leute. Auf dem Überwachungsvideo ist zu sehen, wie ihr Stuyvesants Büro betretet. Anschließend hat auf dem Schreibtisch ein Brief gelegen. Wir glauben, dass *ihr* ihn dort zurückgelassen habt, weil jemand euch dazu aufgefordert hat. Vielleicht hat er euch weisgemacht, das sei nur ein harmloser Scherz, oder versichert, es sei okay, das zu tun. Und das *war* okay. Bisher ist kein Schaden

entstanden. Aber wir müssen wissen, wer euch diesen Auftrag erteilt hat. Denn zu diesem Spiel gehört auch, dass wir das rauskriegen. Und nun seid ihr dran, uns zu sagen, wer euer Auftraggeber war. Sonst ist das Spiel vorbei, und uns bleibt nichts anderes übrig, als davon auszugehen, dass ihr aus eigenem Antrieb gehandelt habt. Und das ist *nicht* okay, sondern sehr, sehr schlecht; denn es bedeutet eine Drohung gegen den zukünftigen Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten. Und dafür könnt ihr ins Gefängnis kommen.«

Langes Schweigen.

»Wird man uns entlassen?«, fragte Maria.

»Haben Sie denn nicht zugehört?«, sagte Neagley scharf. »Sie kommen ins Gefängnis – außer Sie sagen uns, in wessen Auftrag Sie den Brief hineingeschmuggelt haben.«

Die Gesichter der drei wirkten wie zu Stein erstarrt. Ausdruckslose Blicke. Unglückliche

Mienen, aus denen die leidvolle Erfahrung von Kleinbauern sprach: *Früher oder später gibt's immer eine Missernte.*

»Komm, wir gehen«, sagte Reacher.

Sie standen auf und verließen das Haus. Erreichten den Suburban, als Froelich gerade ihr Handy zuklappte. Aus ihrem Blick sprach Panik.

»Was gibt's?«, fragte Reacher.

»Wieder ein Brief«, erwiderte sie. »Vor zehn Minuten angekommen.

Und er ist noch schlimmer.«

6

Der Brief lag mitten auf dem langen Tisch im Konferenzraum. Um ihn herum hatte sich eine kleine Menschentraube gebildet. Ein brauner Umschlag in Größe C4 mit Metallklammer und aufgerissener Verschlussklappe und ein einzelnes Blatt Schreibmaschinenpapier, auf dem neun Wörter standen: *Der Tag, an dem Armstrong sterben wird, naht rasch.* Die Mitteilung bestand aus zwei Zeilen, die exakt etwas oberhalb der Mitte angeordnet waren. Sonst war das Blatt leer. Die Anwesenden starrten den Brief an und flüsterten miteinander. Der Mann vom Empfang löste sich aus der Menge und kam auf Froelich zu.

»Ich hab den Umschlag geöffnet«, sagte er, »den Brief aber nicht angefasst, sondern ihn nur herausrutschen lassen.«

»Wie ist er angekommen?«, fragte sie.

»Der Wachmann in der Tiefgarage war auf der Toilette. Als er zurückgekommen ist, hat der Brief auf der Ablage in seinem Glaskasten gelegen. Er hat ihn mir sofort raufgebracht. Deshalb dürften auch seine Fingerabdrücke drauf sein.«

»Wann genau?«

»Vor einer halben Stunde.«

»Wie organisiert der Wachmann seine Pausen?«, wollte Reacher wissen.

Das Flüstern verstummte. Der Mann vom Empfang wandte sich Reacher zu, als wollte er fragen: *Wer zum Teufel sind Sie eigentlich?* Aber dann sah er Froelichs Gesichtsausdruck, zuckte mit den Schultern und antwortete bereitwillig.

»Er verriegelt die Schranke«, sagte er. »So steht's in der Dienstanweisung. Geht zur Toilette, kommt

zurück. Vielleicht zwei- bis dreimal pro Schicht. Er hält sich jeweils acht Stunden lang dort unten auf.«

Froelich nickte. »Niemand macht ihm einen Vorwurf. Hat schon jemand die Spurensicherung angefordert?«

»Wir haben auf Sie gewartet.«

»Okay, der Brief bleibt auf dem Tisch, niemand fasst ihn an. Dieser Raum wird verschlossen.«

»Gibt's in der Garage eine Kamera?«, fragte Reacher.

»Natürlich.«

»Dann soll Nendick uns sofort das Band von heute Abend bringen.«

Neagley verrenkte sich den Hals, um die Mitteilung lesen zu können.

»Ziemlich schwülstige Ausdrucksweise, finden Sie nicht auch? Und durch das Wort ›rasch‹ ist die Schutzbehauptung, dies sei nur eine Ankündigung, endgültig erledigt, finde ich. Es ist jetzt eine unverhohlene Drohung.«

Froelich nickte. »Allerdings«, sagte sie. »Sollte jemand nur ein Spiel oder einen Scherz beabsichtigt haben, ist daraus plötzlich bitterer Ernst geworden.«

Sie sprach laut und deutlich, und Reacher erkannte ihre Absicht rasch genug, um die Gesichter der Anwesenden zu mustern. Keines zeigte irgendeine Reaktion. Froelich sah auf ihre Uhr.

»Armstrong ist auf dem Rückflug hierher«, sagte sie.

Danach schwieg sie eine Weile.

»Stellt ein zweites Team zusammen«, befahl sie.

»Eine Hälfte nach Andrews, die andere zu Armstrongs Haus. Und lasst in der Kolonne einen zusätzlichen Wagen mitfahren. Kommt auf Umwegen wieder zurück.«

Nach einem kurzen Zögern begannen ihre Leute in Aktion zu treten.

Reacher beobachtete sie aufmerksam und war mit dem zufrieden, was er sah. Dann folgten Neagley und er Froelich in ihr Büro. Sie wählte eine FBI-Nummer und forderte dringend ein Team von Spurensicherern an.

»Nicht dass ernstlich daran zu zweifeln wäre, was sie finden werden«, sagte sie, ohne jemand Bestimmten anzusprechen. Dann klopfte es, und Nendick kam mit zwei Videokassetten herein.

»Zwei Kameras«, erklärte er. »Eine ist unter dem Dach des Glaskastens montiert, blickt schräg nach unten, soll die jeweiligen Fahrer am Steuer identifizieren. Die andere hängt draußen,

überwacht die Einfahrt, soll die hereinkommenden Fahrzeuge registrieren.«

Er legte beide Kassetten auf den Schreibtisch und ging wieder. Froelich schob die erste Kassette in den Recorder und drückte den Abspielknopf. Dieses Video zeigte die Schrägsicht aus dem Glaskasten.

Der Winkel war steil, aber in etwa richtig, um einen Fahrer durchs Seitenfenster zu erfassen. Sie ließ das Band fünfunddreißig Minuten zurücklaufen und drückte erneut auf PLAY. Der Wachmann, dessen linke Schulter von hinten zu sehen war, saß auf seinem Hocker. Er tat nichts. Sie ließ das Video so lange vorlaufen, bis er aufstand. Er drückte auf mehrere Knöpfe und ging aus dem Bild. Dreißig Sekunden lang passierte gar nichts. Dann tauchte am äußersten rechten Bildrand ein Arm auf. Ein linker Arm in einem weichen Ärmel. Vielleicht in einem Tweedmantel. Die aus dem Ärmel ragende Hand steckte in einem

Lederhandschuh. Zwischen Daumen und Zeigefinger hielt sie einen großen Umschlag. Er wurde durch das halb geschlossene Schiebefenster geschoben und fiel auf die Ablage. Dann verschwand der Arm.

»Er hat von der Kamera gewusst«, sagte Froelich.

»Ganz klar«, bestätigte Neagley. »Er war einen Meter von dem Wachhäuschen entfernt, hat den Arm weit ausgestreckt.«

»Aber hat er auch von der anderen Kamera gewusst?«, fragte Reacher.

Froelich warf die erste Kassette aus und schob die zweite ein. Spulte sie fünfunddreißig Minuten zurück. Drückte den Abspielknopf. Diesmal konnte man die Einfahrt sehen. Die Bildqualität war schlecht. Im Freien angebrachte Scheinwerfer erzeugten helle Flecken, und der Kontrast zu unbeleuchteten Stellen war stark. Die Schatten verschwammen.

Der Blickwinkel war steil und eng. Der obere Bildrand schnitt die Ausfahrt zur Straße ab. Der untere Rand endete schätzungsweise zwei Meter vor dem Glaskasten des Wachmanns. Aber die Aufnahmebreite war gut. Sogar sehr gut. Beide Wände der Einfahrt waren deutlich zu sehen. Niemand konnte sich dem Wachhäuschen nähern, ohne ins Blickfeld dieser Überwachungskamera zu geraten.

Das Video lief. Nichts passierte. Sie beobachteten den Zeitzähler, bis er zwanzig Sekunden vor dem Augenblick anzeigte, in dem der Arm erschienen war. Dann sahen sie oben an der Einfahrt eine Gestalt.

Eindeutig ein Mann. Die Schultern und der Gang waren unverkennbar.

Er trug einen dicken Tweedmantel, vielleicht grau oder dunkelbraun.

Dunkle Hose, schwere Schuhe. Ein dicker Schal um den Hals und ein Hut auf dem Kopf. Ein dunkler, breitkrempiger Hut, der tief in die Stirn gezogen war. Der Mann hielt sein Kinn an die Brust gedrückt. So erfasste die Überwachungskamera auf seinem gesamten Weg die Einfahrt entlang nur den Kopfteil des Huts.

»Er hat auch von der zweiten Kamera gewusst«, stellte Reacher fest.

Das Band lief weiter. Der Mann ging schnell und zielbewusst – er beeilte sich nicht übermäßig, rannte nicht, hatte seine Bewegungen stets unter Kontrolle. Den braunen Umschlag hielt er in der rechten Hand flach an seinen Oberschenkel gedrückt. Er kam am unteren Bildrand außer Sicht und tauchte drei Sekunden später wieder auf. Ohne den Umschlag. Er ging ebenso zielbewusst wie zuvor die Einfahrt entlang zurück und verschwand am oberen Bildrand.

Froelich hielt das Video an. »Personenbeschreibung?«

»Unmöglich«, sagte Neagley. »Männlich, eher klein, stämmig. Vermutlich Rechtshänder. Keine erkennbare Gehbehinderung. Mehr lässt sich nicht sagen. Wir haben praktisch nichts gesehen.«

»Vielleicht nicht wirklich stämmig«, warf Reacher ein. »Der Blickwinkel verkürzt alles ein wenig.«

»Er hat sich ausgekannt«, sagte Froelich, »hat von den Kameras und den Pinkelpausen des Wachmanns gewusst. Also ist er einer von unseren Leuten.«

»Nicht unbedingt«, widersprach Reacher. »Er könnte ein Außenstehender sein, der Sie ausspioniert hat. Die auf die Einfahrt gerichtete Kamera erkennt man, wenn man nach ihr sucht. Und dass eine zweite Kamera den Innenbereich überwacht, kann sich auch jeder denken.

Außerdem wäre er nach ein paar nächtlichen Beobachtungen über die Pinkelpausen informiert gewesen. Aber egal, ob er ein Insider oder Außenstehender ist – wir müssen vorhin an ihm vorbeigefahren sein, als wir uns auf den Weg zu den Raumpflegern gemacht haben. Denn selbst wenn er ein Insider ist, muss er den Wachmann beobachten, um herauszufinden, wann er auf die Toilette geht. Er muss von der gegenüberliegenden Straßenseite aus ein paar Stunden die Einfahrt beobachtet haben. Vielleicht mit einem Fernglas.«

Im Büro wurde es still.

»Ich habe niemanden gesehen«, sagte Froelich.

»Ich auch nicht«, stimmte Neagley ihr zu.

»Ich hatte die Augen geschlossen«, warf Reacher ein.

»Wir hätten ihn nicht zu sehen gekriegt«, sagte

Froelich. »Sobald ein Fahrzeug die Rampe heraufkommt, geht er natürlich in Deckung.«

»Vermutlich«, pflichtete Reacher ihr bei. »Aber wir waren ihm für kurze Zeit ganz nahe.«

»Scheiße«, sagte Froelich.

»Ja, Scheiße«, bestätigte Neagley.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Froelich.

»Nichts«, entgegnete Reacher. »Wir können nichts tun. Das alles war vor über vierzig Minuten. Ist er ein Insider, liegt er vielleicht schon im Bett. Wenn nicht, befindet er sich jetzt auf der I-95 oder irgendeiner anderen Stadtautobahn – mindestens dreißig Meilen weit entfernt. Wir können nicht die State Troopers in vier Bundesstaaten alarmieren und sie nach einem rechtshändigen Autofahrer ohne sichtbare Gehbehinderung fahnden lassen, weitere Einzelheiten leider unbekannt.«

»Sie könnten nach Hut und Mantel auf dem Rücksitz oder im Kofferraum suchen.«

»Es ist November, Froelich. Jeder hat warme Sachen im Wagen.«

»Was machen wir jetzt?«, wiederholte sie.

»Aufs Beste hoffen, fürs Schlimmste planen. Sie konzentrieren sich auf Armstrong – nur für den Fall, dass diese Sache ernst gemeint ist.

Lassen Sie ihn abschirmen. Wie Stuyvesant ganz richtig gesagt hat, muss nicht jede Attentatsdrohung gleich zum Erfolg führen.«

»Wie sieht sein Terminplan aus?«, fragte Neagley.

»Heute Abend nach Hause, morgen ins Kapitol«, antwortete Froelich.

»Dann ist vorläufig alles in Ordnung. Im Kapitol waren Ihre Leute sehr gut. Wenn Reacher und ich dort nicht an ihn herankonnten, gelingt das auch keinem anderen. Immer vorausgesetzt, dass ein anderer überhaupt an ihn herankommen *will* und Sie nicht nur so aus Spaß in Panik versetzt.«

»Glauben Sie?«

»Halten Sie sich an Stuyvesants Rezept: Tief durchatmen und nicht nachgeben. Seien Sie zuversichtlich.«

»Hab ein ungutes Gefühl. Ich will wissen, wer dieser Kerl ist.«

»Das kriegen wir früher oder später raus. Solange Sie nicht angreifen können, müssen Sie in der Defensive bleiben.«

»Sie hat Recht«, sagte Reacher. »Konzentrieren Sie sich auf Armstrong – für alle Fälle.«

Froelich nickte vage, nahm die Kassette aus dem Recorder und schob wieder die erste ein. Ließ das Video erneut laufen und starrte auf den Bildschirm, bis der Wachmann von der Toilette zurückkam, den Umschlag bemerkte, danach griff und mit ihm von der Bildfläche verschwand.

»Hab ein ungutes Gefühl«, sagte sie noch mal.

Eine Stunde später erschienen zwei FBI-Spurensicherer und fotografierten das Blatt Papier auf dem Konferenztisch. Zum Größenvergleich legten sie ein Lineal daneben und steckten anschließend Blatt und Umschlag mit einer sterilen Kunststoffpinzette in getrennte Asservatenbeutel. Froelich unterschrieb einen Vordruck, damit die Beweiskette lückenlos blieb. Die Spurensicherer nahmen Blatt und Umschlag zur Untersuchung mit. Danach setzte Froelich sich ans Telefon und verfolgte zwanzig Minuten lang Armstrongs Weg von der Landung mit dem Hubschrauber des Marine Corps auf der Andrews Air Force Base bis

zu ihm nach Hause.

»Okay, jetzt kann nichts mehr passieren«, sagte sie. »Vorerst.«

Neagley reckte sich gähnend. »Dann sollten Sie sich eine Pause gönnen und sich auf eine schwierige Woche vorbereiten.«

»Ich komme mir dumm vor«, sagte Froelich. »Weil ich nicht weiß, ob es Spiel oder Realität ist.«

»Sie geben zu viel auf Gefühle«, meinte Neagley.

Froelich sah zur Decke. »Was würde Joe jetzt tun?«

Reacher überlegte einen Augenblick, dann grinste er. »Vermutlich losziehen und sich einen neuen Anzug kaufen.«

»Nein, im Ernst.«

»Er würde kurz die Augen schließen und den Fall wie ein Schachspiel analysieren. Wissen Sie, dass er Karl Marx gelesen hat? Er erzählte mir einmal, dass der alte Marx den Trick beherrscht hat, alles auf eine einzige Frage zu reduzieren, die ›Wer profitiert davon?‹ lautete.«

»Und?«

»Nehmen wir mal an, diese Sache *ist* tatsächlich das Werk eines Insiders. Karl Marx würde sagen: ›Okay, der Insider will davon profitieren.‹ Joe würde fragen: ›Okay, *wie* will er davon profitieren?‹«

»Indem er mich vor Stuyvesant blamiert.«

»Und so dafür sorgt, dass Sie degradiert, entlassen oder sonst was werden, weil ihm das irgendwie Befriedigung verschafft. Das wäre sein Ziel – sein *einziges* Ziel, und Armstrong würde

nicht ernstlich in Gefahr schweben. Das ist ein wichtiger Punkt. Und dann würde Joe sagen:

›Gut, nehmen wir mal an, der Typ wäre kein Insider, sondern ein Außenstehender. Wie will *er* davon profitieren?‹«

»Indem er Armstrong ermordet.«

»Was ihm auf andere Weise Befriedigung verschafft. Deshalb würde Joe sagen, dass Sie vorgehen müssen, als *sei* der Kerl ein Außenstehender: sehr ruhig und ohne in Panik zu geraten und vor allem erfolgreich. Damit schlagen Sie zwei Fliegen mit einer Klappe. Bleiben Sie ruhig, bringen Sie den Insider um seinen Erfolg. Sind Sie erfolgreich, bringen Sie den Außenstehenden um *seinen* Erfolg.«

Froelich nickte frustriert. »Aber mit wem haben wir's zu tun? Was haben die Raumpfleger Ihnen erzählt?«

»Nichts«, antwortete Reacher. »Ich vermute, dass jemand, den sie kennen, sie dazu überredet hat, den Brief einzuschmuggeln. Aber sie geben nichts zu.«

»Ich erkläre Armstrong, dass er morgen zu Hause bleiben muss.«

Reacher schüttelte den Kopf. »Das dürfen Sie nicht. Fangen Sie erst mit so was an, sehen Sie nur noch Gespenster, und er verbringt die kommenden vier Jahre völlig isoliert. Sie müssen Ruhe bewahren und hartnäckig sein.«

»Leicht gesagt.«

»Leicht getan. Atmen Sie einfach tief durch.«

Froelich schwieg einen Moment, dann nickte sie.

»Gut«, sagte sie. »Ich besorge Ihnen einen Fahrer. Seien Sie um neun Uhr wieder hier. Dann findet

eine weitere Strategiesitzung statt.

Genau eine Woche nach der Letzten.«

Der Morgen war feucht und sehr kalt. Der Qualm von Autoabgasen hing über den Straßen, und auf den Gehsteigen hasteten in Schals gehüllte Fußgänger vorüber. Als Neagley und Reacher sich um acht Uhr vierzig am Taxistand vor dem Hotel trafen, wartete dort ein Wagen des Secret Service auf sie. Die schwarze Limousine parkte mit laufendem Motor in der zweiten Reihe. Der Fahrer stand neben dem Wagen.

Er war ungefähr dreißig, trug einen dunkelgrauen Wintermantel und Handschuhe, wippte auf den Zehenspitzen auf und ab und beobachtete aufmerksam die Umgebung. Sein Atem bildete in der kalten Luft Dampfwolken.

»Er sieht besorgt aus«, bemerkte Neagley.

Im Innern der Limousine war es sehr warm. Der

Fahrer schwieg hartnäckig. Nannte nicht mal seinen Namen. Drängelte sich rücksichtslos durch den morgendlichen Berufsverkehr und fuhr mit quietschenden Reifen in die Tiefgarage. Führte sie rasch in den kleinen Vorraum und in den Aufzug. Lieferte sie drei Etagen höher an der Empfangstheke ab, die heute mit einem anderen Mann besetzt war. Er zeigte den Flur entlang in Richtung Konferenzraum.

»Hat schon angefangen«, sagte er. »Beeilen Sie sich lieber.«

Der Konferenzraum war leer bis auf Froelich und Stuyvesant, die sich an dem breiten Tisch gegenübersaßen. Beide waren blass und schweigsam. Auf der polierten Fläche zwischen ihnen lagen zwei Fotos. Eines war die offizielle FBI-Aufnahme im Format dreizehn mal achtzehn Zentimeter der gestern überbrachten Mitteilung, die aus neun Wörtern bestand: *Der Tag, an dem Armstrong sterben wird, nahet rasch.* Das andere

war ein hastig gemachtes Polaroidfoto eines weiteren Blatt Papiers. Reacher trat an den Tisch und beugte sich darüber.

»Scheiße«, sagte er.

Das Polaroidfoto zeigte ein weiteres Blatt Papier, das den ersten drei genau entsprach. Auch auf diesem Blatt stand eine exakt zentrierte zweizeilige Mitteilung etwas oberhalb der Mitte. Sieben Wörter: *Eine Demonstration Ihrer Verwundbarkeit wird heute inszeniert.*

»Wann ist das gekommen?«, fragte er.

»Heute Morgen«, antwortete Froelich. »Mit der Post. An Armstrong in seinem Büro adressiert. Aber wir leiten seine Post jetzt hierher um.«

»Wo kommt es her?«

»Orlando, Florida, am Freitag aufgegeben.«

»Ein weiteres beliebtes Touristenziel«, bemerkte Stuyvesant.

Reacher nickte. »Was hat die Untersuchung der gestrigen Mitteilung erbracht?«

»Ich habe mir einen Vorausbericht am Telefon geben lassen«, entgegnete Froelich. »Alles identisch, auch der Daumenabdruck. Diese Mitteilung hier ist bestimmt gleich. Das Labor ist dabei, sie zu untersuchen.«

Reacher starrte die Fotos an. Die Daumenabdrücke waren natürlich unsichtbar, aber er hatte das Gefühl, sie trotzdem sehen zu können, als leuchteten sie im Dunkeln.

»Ich habe die Raumpfleger verhaften lassen«, sagte Stuyvesant.

Alle schwiegen.

»Instinktives Gefühl?«, fragte Stuyvesant. »Scherz oder Ernst?«

»Ernst«, sagte Neagley. »Glaube ich.«

»Spielt aber noch keine Rolle«, sagte Reacher. »Weil noch nichts passiert ist. Aber wir müssen so tun, als sei es ernst gemeint, bis das Gegenteil bewiesen ist.«

Stuyvesant nickte. »Das war Froelichs Empfehlung. Sie hat Karl Marx zitiert. Aus *Das kommunistische Manifest*.«

»Tatsächlich aus *Das Kapital*«, korrigierte Reacher ihn. Er griff nach dem Polaroidfoto, um es sich noch mal anzusehen. Es war nicht besonders scharf, aber der Sinn dieser Mitteilung war unverkennbar.

»Zwei Fragen«, sagte er. »Erstens: Wie gut sind Armstrongs Aktivitäten heute abgesichert?«

»So gut wie irgend möglich«, antwortete Froelich. »Ich habe die Zahl seiner Bewacher verdoppelt. Er wird um elf aus dem Haus gehen. Ich lasse ihn nicht mit dem Town Car, sondern wieder mit der gepanzerten Limousine fahren. Vor und nach der Fahrt benutzen wir Sichtschirme.

So kommt er überhaupt nicht ins Blickfeld. Ihm sagen wir, das sei eine weitere Einsatzübung.«

»Er weiß noch immer nichts von dieser Sache?«

»Nein«, erwiderte Froelich.

»Standardverfahren«,

sagte Stuyvesant.

»Wir erzählen ihnen nichts.«

»Tausende von Drohungen pro Jahr«, konstatierte Neagley.

Stuyvesant nickte. »Genau. Die meisten sind nur heiße Luft. Wir warten ab, bis wir uns unserer Sache ganz sicher sind. Und selbst dann machen wir nicht unbedingt eine große Geschichte daraus. Diese Leute haben Wichtigeres zu tun. Wir sind dazu da, ihnen solche Sorgen abzunehmen.«

»Okay, die zweite Frage«, sagte Reacher. »Wo befindet sich seine Frau? Und er hat eine erwachsene Tochter, stimmt's? Wir müssen davon ausgehen, dass ein Attentat auf einen Familienangehörigen eine ziemlich gute Demonstration seiner Verwundbarkeit wäre.«

Froelich nickte. »Seine Frau ist gestern wieder aus North Dakota hier in Washington eingetroffen. Solange sie sich im Haus oder in seiner näheren Umgebung aufhält, kann ihr nichts passieren. Seine Tochter arbeitet als Doktorandin in einer Wetterstation in der Antarktis. Sie lebt in einer Hütte, die von vielen Quadratkilometern Eis und Schnee umgeben ist. Einen besseren Schutz könnten

wir gar nicht gewähren.«

Reacher legte das Polaroidfoto wieder auf den Tisch.

»Sind Sie zuversichtlich, was den heutigen Tag betrifft?«, fragte Reacher.

»Ich bin schrecklich nervös.«

»Aber?«

»So zuversichtlich wie nur irgend möglich.«

»Ich möchte, dass Neagley und ich als Beobachter eingesetzt werden.«

»Sie fürchten, wir könnten Mist bauen?«

»Nein, aber ich glaube, dass Sie alle Hände voll zu tun haben werden. Ist der Typ irgendwo in der Nähe, sind Sie vielleicht zu beschäftigt, um ihn zu bemerken. Und er muss in der Nähe sein, wenn er

tatsächlich existiert und eine Show abziehen will.«

»Okay«, sagte Stuyvesant. »Ms. Neagley und Sie fungieren als Beobachter.«

Froelich fuhr sie mit ihrem Wagen nach Georgetown. Dort kamen sie kurz vor zehn Uhr an. Sie stiegen drei Straßenblocks vor Armstrongs Haus aus. Froelich fuhr weiter. Der Tag war kalt, aber eine fahle Sonne tat ihr Bestes. Neagley blieb stehen und sah sich nach allen vier Himmelsrichtungen um.

»Dislozierung?«, fragte sie.

»Kreise im Radius von drei Blocks. Du gehst im Uhrzeigersinn, ich in Gegenrichtung. Anschließend bleibst du im Süden, ich bleibe im Norden. Wir treffen uns an seinem Haus, wenn er abgefahren ist.«

Neagley nickte und marschierte nach Westen, Reacher hingegen nach Osten – der schwachen

Morgensonne entgegen. Er kannte Georgetown nicht besonders gut. Abgesehen von kurzen Zeiträumen, in denen er in der Woche zuvor Armstrongs Haus beobachtet hatte, war er dort nur einmal unmittelbar nach Beendigung seiner Militärdienstzeit gewesen. Er kannte die College-Atmosphäre, die Coffee Shops und eleganten Stadthäuser, aber nicht Georgetown, wie ein Streifenpolizist sein Revier kennt. Ein Cop verlässt sich auf seinen Sinn für *Ungereimtheiten.* Was passt nicht her? Was fällt aus dem gewohnten Rahmen? Welches Gesicht, welcher Wagen gehört nicht in dieses Viertel?

Solche Fragen konnte nur jemand beantworten, der sein Revier aus langer Erfahrung kannte. Und in einem Stadtteil wie Georgetown ließen sie sich vielleicht überhaupt nicht beantworten. Seine Einwohner stammten alle von anderswo her. Sie waren aus einem bestimmten Grund hier: um an der Universität zu studieren oder in einer Regierungsbehörde zu arbeiten. Im Grunde

genommen befand sich jedermann auf der Durchreise. Die Bevölkerung wechselte ständig. Man schloss sein Studium ab und zog fort. Man wurde abgewählt und wechselte die Stadt. Man wurde reich und zog nach Chevy Chase.

Man machte Pleite und schlief im nächsten Park.

Deshalb war praktisch jeder verdächtig, dem er begegnete. Er hätte gegen jeden Einzelnen etwas vorbringen können. Wer gehörte hierher, wer nicht? Ein alter Porsche mit einem Loch im Auspuff röhrte an ihm vorbei. In Oklahoma zugelassen. Am Steuer ein unrasierter junger Mann. Wer war er? Auf der anderen Straßenseite parkte ein fabrikneuer Mercury Sable hinter einem rostigen VW Käfer. Der rote Sable war bestimmt ein Leihwagen. Wer hatte ihn gemietet? Irgendjemand, der nur heute zu einem bestimmten Zweck in Georgetown war? Reacher überquerte die Straße und warf einen Blick auf den Rücksitz. Kein Mantel, kein Hut. Keine aufgerissene Packung

Schreibmaschinenpapier der Marke Georgia-Pacific. Keine Box mit Latexhandschuhen. Und wem gehörte der Käfer? Einem Studenten im letzten Semester? Oder einem Anarchisten aus der Provinz, der zu Hause einen HP-Drucker besaß?

Auf den Gehsteigen waren viele Leute unterwegs. Immer vier oder fünf Personen, die vor ihm hergingen oder ihm entgegenkamen. Jung, alt, weiß, schwarz, braun. Männer, Frauen, junge Leute, die Rucksäcke voller Bücher trugen. Manche hatten es eilig, andere schlenderten gemächlich dahin. Manche waren zum Einkaufen unterwegs, andere kamen vom Einkaufen. Wieder andere sahen aus, als hätten sie kein bestimmtes Ziel. Er musterte sie alle aufmerksam aus dem Augenwinkel, ohne etwas besonders Auffälliges an ihnen zu bemerken.

Während er weiterging, kontrollierte er von Zeit zu Zeit die Fenster über sich. Hier gab es unzählige. Georgetown war ein Paradies für Heckenschützen. Ein Labyrinth aus Häusern,

Hinterhöfen und engen Gassen. Aber mit einem Gewehr war gegen eine gepanzerte Limousine nichts auszurichten. Dafür hätte ein Attentäter eine Panzerabwehrrakete gebraucht, von denen es eine reichliche Auswahl gab. Die bevorzugte Waffe wäre eine AT-4 gewesen. Diese Waffe bestand aus einem neunzig Zentimeter langen Glasfaserrohr, das ein drei Kilo schweres Projektil verschoss, das bis zu achtundzwanzig Zentimeter Panzerstahl durchschlug. Das Einschussloch blieb verhältnismäßig klein, sodass die eigentliche Detonation sich im Inneren des getroffenen Fahrzeugs abspielte. Armstrong wäre zu schwebenden Kohlenstoffteilchen atomisiert worden. Reacher sah zu den Fenstern hinauf.

Er bezweifelte ohnehin, dass das Dach einer Limousine stark gepanzert sein würde, und nahm sich vor, Froelich danach zu fragen. Auch, ob sie oft im Wagen ihres Schützlings mitfuhr.

Er bog um eine Ecke und erreichte das obere

Ende von Armstrongs Straße. Beobachtete wieder die Fenster vom ersten Stock aufwärts.

Für eine bloße Demonstration brauchte man keine Panzerabwehrrakete. Ein Gewehrschuss hätte nur symbolischen Charakter besessen, aber bewiesen, was zu beweisen war. Abgesplittertes Panzerglas an der Seitenscheibe von Armstrongs Limousine wäre eine wirkungsvolle Demonstration gewesen. Schon ein Gewehr, das Farbkugeln verschoss und rote Kleckse auf der Heckscheibe hinterließ, wäre eine Message gewesen. Aber hinter den Fenstern im ersten Stock lauerte niemand, so weit er sehen konnte. Sie waren sauber, mit Vorhängen versehen und wegen der Kälte geschlossen. Die Häuser selbst wirkten still und friedlich.

Eine kleine Ansammlung von Neugierigen verfolgte, wie die Secret-Service-Agenten einen Sichtschutz zwischen Armstrongs Haus und dem Randstein errichteten. Er glich einem lang gestreckten, schmalen weißen Zelt. Schweres

weißes Segeltuch, völlig undurchsichtig. Ein Ende lag flach am Ziegelmauerwerk um Armstrongs Haustür an. Das andere war so geformt, dass es genau dem Profil seiner Limousine entsprach. Ihre hintere Tür ließ sich darin öffnen. Armstrong würde vom Haus in die gepanzerte Limousine gelangen, ohne gesehen zu werden.

Reacher schlenderte unauffällig um die kleine Ansammlung von Neugierigen. Sie wirkten ungefährlich. Hauptsächlich Nachbarn, vermutete er. Er spazierte wieder die Straße entlang und hielt Ausschau nach offenen Fenstern in oberen Stockwerken. Sie wären wegen des kalten Wetters aufgefallen. Aber er sah keine. Er ließ seinen Blick über die Müßiggänger gleiten, von denen es hier viele gab. Jeder zweite Laden war ein Coffee Shop, in dem Leute die Zeit vertrödelten. Sie tranken Espresso, lasen Zeitungen, telefonierten mit Handys, schrieben in dicke Notizbücher, spielten mit elektronischen Notizbüchern.

Er entschied sich für einen Coffee Shop, von dem aus er die Straße in Richtung Süden, aber auch ein wenig nach Osten und Westen sehen konnte, besorgte sich schwarzen Kaffee und nahm an einem Fenstertisch Platz. Um zehn Uhr fünfundfünfzig kam ein schwarzer Suburban die Straße entlang und parkte am Randstein unmittelbar nördlich des Sichtschutzes. Der nächste Wagen war ein schwarzer Cadillac, der an der Gehsteigöffnung des Sichtschirms parkte. Dahinter folgte ein schwarzer Town Car. Alle drei Fahrzeuge besaßen verstärkte Fensterrahmen und dunkel getönte Scheiben. Aus dem zuerst vorgefahrenen Suburban sprangen vier Agenten, die sich auf dem Gehsteig postierten: zwei nördlich des Sichtschirms, zwei südlich davon. Zwei Streifenwagen der Metro Police tauchten auf. Der Erste hielt weit vor der Secret-Service-Kolonne mitten auf der Fahrbahn, der Zweite blieb fünfzig Meter dahinter. Sie schalteten ihre Blinkleuchten ein, um den Verkehr zu stoppen. Viel Verkehr gab es allerdings nicht.

Ein blauer Chevy Malibu und ein goldfarbener Lexus-Geländewagen mussten wegen der Kolonne warten. Reacher hatte keines dieser Fahrzeuge zuvor in den umliegenden Straßen gesehen. Er beobachtete das Zelt und versuchte zu erkennen, wann Armstrong es durchquerte, was jedoch unmöglich war. Er konzentrierte sich noch auf das an der Hauswand anliegende Sichtschutzende, als die vier Agenten plötzlich zu ihrem Suburban zurückliefen und die gesamte Kolonne sich in Bewegung setzte. Der vordere Streifenwagen fuhr rasch an; Suburban, Cadillac und Town Car folgten ihm in flottem Tempo. Der zweite Streifenwagen bildete die Nachhut. Alle fünf Fahrzeuge bogen genau vor Reachers Coffee Shop nach Osten ab. Reifen quietschten auf dem Asphalt. Die Wagen beschleunigten. Er blickte ihnen nach, bis sie verschwunden waren. Dann drehte er sich zur Seite und beobachtete, wie die wenigen Neugierigen sich zerstreuten. Die Straße lag wieder still und friedlich da.

Sie verfolgten die Abfahrt der Wagenkolonne von einem Beobachtungspunkt aus, der ungefähr siebzig Meter von Reachers Coffee Shop entfernt lag. Ihre Überwachung bestätigte, was sie bereits wussten. Ihr beruflicher Stolz verbot es ihnen jedoch, seine Fahrt ins Büro als tatsächlich *unmöglich* abzuschreiben. Sie würde als Chance weit unten auf ihrer Liste stehen. Ganz weit unten. An allerletzter Stelle.

Deshalb war es ein sehr glücklicher Zufall, dass die Website des Übergangsteams so viele verlockende andere Möglichkeiten zu bieten hatte.

Sie kehrten ohne irgendwelche Zwischenfälle auf Umwegen zu ihrem Leihwagen, einem roten Sable, zurück.

Reacher leerte seinen Kaffee und machte sich auf den Weg zu Armstrongs Haus. Wo der Sichtschirm weiterhin den Gehsteig blockierte, wich er auf die Fahrbahn aus. Der Tunnel aus weißem Segeltuch

führte geradewegs zu Armstrongs Haustür. Sie war geschlossen. Er kehrte auf den Gehsteig zurück und traf dort mit Neagley zusammen.

»Okay?«, fragte er.

»Gelegenheiten«, erwiderte sie. »Habe niemanden entdecken können, der sie auszunutzen versucht hat.«

»Ich auch nicht.«

»Der Sichtschutz und die gepanzerte Limousine haben mir gefallen.«

Reacher nickte. »Damit scheiden Gewehre aus.«

»Nicht völlig«, widersprach Neagley. »Ein Scharfschützengewehr Kaliber 50 würde die Panzerung durchschlagen. Mit AP- oder API-Munition von Browning.«

Er verzog das Gesicht. Beide Munitionsarten

waren gleich gefährlich.

Das Panzer brechende Geschoss AP durchschlug Panzerplatten, und das alternativ verwendbare API brannte sich hindurch. Doch dann schüttelte er den Kopf.

»Keine Chance, richtig zu zielen«, erklärte er. »Erst müsste man warten, bis der Wagen anfährt, um sicher zu sein, dass er drinsitzt.

Dann würde man auf eine große fahrende Limousine mit dunkel getönten Scheiben schießen. Unwahrscheinlich, dass man dabei Armstrong erwischt.«

»Also bräuchte man eine AT-4.«

»Hab ich mir auch schon überlegt.«

»Entweder mit einer Sprengladung gegen den

Wagen – oder man schießt damit eine Brandgranate ins Haus.«

»Von wo aus?«

»Ich würde aus dem ersten Stock eines der Häuser hinter seinem Haus schießen. Über die Zufahrt hinweg. Die Abwehr konzentriert sich zu sehr auf die Straße.«

»Wie würdest du dort reinkommen?«

»Als Mann von der Telefongesellschaft, vom Wasser- oder Elektrizitätswerk. Irgendjemand, der mit einem großen Werkzeugkasten ins Haus könnte.«

Reacher nickte. Schwieg.

»Das werden beschissene vier Jahre«, meinte Neagley.

»Oder acht.«

Dann hörten sie das Brummen eines schweren Motors hinter sich und sahen Froelich mit ihrem Suburban herankommen. Sie hielt zwanzig Meter vor Armstrongs Haus. Machte ihnen ein Zeichen, bei ihr einzusteigen. Neagley nahm vorn Platz, während Reacher es sich auf dem Rücksitz bequem machte.

»Haben Sie jemanden gesehen?«, fragte Froelich.

»Massenhaft Leute«, antwortete Reacher. »Würde keinem von ihnen eine Uhr abkaufen.«

Froelich nahm den Fuß vom Bremspedal und ließ den Wagen im Leerlauf weiterrollen. Sie blieb dicht am Randstein und trat auf die Bremse, als die hintere rechte Tür sich exakt auf Höhe der Öffnung des Leinwandtunnels befand. Nahm eine Hand vom Lenkrad und sprach in das am Handgelenk befestigte Mikrofon.

»Eins, bereit«, sagte sie.

Reacher blickte nach rechts in den Tunnel und sah, wie die Tür geöffnet wurde und ein Mann aus dem Haus trat. Das war Brook Armstrong, ganz ohne Zweifel. In den vergangenen fünf Monaten war sein Foto oft genug in den Zeitungen erschienen, und Reacher hatte vier Tage damit zugebracht, jede seiner Bewegungen zu beobachten. Er trug einen khakifarbenen Regenmantel, hielt einen ledernen Aktenkoffer in der rechten Hand und durchquerte den Tunnel. Ein Agent im Anzug sah ihm von der Haustür aus nach.

»Die Wagenkolonne war ein Täuschungsmanöver«, erklärte Froelich.

»Das machen wir manchmal.«

»Mich hat sie irregeführt«, sagte Reacher.

»Erzählen Sie ihm nicht, dass dies keine Übung ist«, sagte Froelich rasch. »Denken Sie daran, dass er nichts weiß.«

Reacher rückte zur Seite, um Platz zu machen. Armstrong zog die Tür auf und stieg bei ihm ein.

»Morgen, M. E.«, sagte er.

»Morgen, Sir«, antwortete sie. »Das hier sind Mitarbeiter von mir, Frances Neagley und Jack Reacher.«

Neagley drehte sich halb um, und Armstrong streckte seinen rechten Arm aus, um ihr die Hand zu schütteln.

»Sie kenne ich«, sagte er. »Wir sind uns auf der Party am Donnerstagabend begegnet. Sie waren als Geldgeberin eingeladen, stimmt's?«

»Tatsächlich ist sie eine Sicherheitsbeauftragte«, erklärte Froelich.

»Wir hatten eine kleine Mantel-und-Degen-Komödie inszeniert. Eine Effizienzanalyse.«

»Ich war beeindruckt«, meinte Neagley.

»Ausgezeichnet«, sagte Armstrong. »Glauben Sie mir, Ma'am, ich bin sehr dankbar dafür, dass so viele Leute sich um mich kümmern.

So viel Fürsorge habe ich gar nicht verdient. Wirklich.«

Er war großartig, fand Reacher. Aus seiner Stimme, seiner Miene und seinem Blick sprach die Faszination, die Neagley auf ihn ausübte.

Als gäbe es für ihn nichts Schöneres, als sich mit ihr zu unterhalten.

Und er besaß ein fantastisches Gedächtnis für Gesichter. Das war klar. Ein geborener Politiker. Dann wandte er sich mit einem strahlenden Lächeln Reacher zu und gab ihm die Hand.

»Es ist mir ein Vergnügen, Sie kennen zu lernen, Mr. Reacher«, sagte er.

»Ganz meinerseits«, entgegnete Reacher, ebenfalls lächelnd. Dieser Kerl war ihm auf den ersten Blick sympathisch. Er besaß Charme und Charisma. Und selbst wenn man neunundneunzig Prozent davon als Wählertäuschung abstrich, konnte man ihn immer noch mögen.

»Sind Sie auch beim Sicherheitsdienst?«, fragte Armstrong ihn.

»Berater«, erwiderte Reacher.

»Nun, ihr Jungs leistet wirklich gute Arbeit. Freut mich, euch an Bord zu haben.«

Aus Froelichs Ohrhörer war leise eine Stimme zu hören. Sie fuhr an, folgte der Straße in Richtung Wisconsin Avenue, ordnete sich in den Verkehr nach Südosten in die Innenstadt ein. Die fahle Sonne war wieder verschwunden, und die Stadt wirkte wegen der dunkel getönten Scheiben grau. Armstrong ließ einen zufriedenen kleinen Seufzer hören und sah nach draußen, als fasziniere

Washington ihn noch immer.

Unter seinem Regenmantel trug er einen Anzug, ein Baumwollhemd und eine Seidenkrawatte. Er sah sehr groß aus. Reacher war fünf Jahre älter, sieben bis acht Zentimeter größer und zwanzig Kilo schwerer, aber er kam sich im Vergleich zu Armstrong klein, langweilig und schäbig vor. Und der Mann wirkte auch völlig authentisch. Man konnte Anzug und Krawatte vergessen und ihn sich in einer alten Jacke beim Holzhacken vorstellen. Er vermittelte den Eindruck eines ernsthaften Politikers, aber auch den eines Mannes, mit dem man Spaß haben konnte. Er sprühte förmlich vor Energie. Blaue Augen, kantige Gesichtszüge, widerspenstiges dunkelblondes Haar mit helleren Strähnen. Er wirkte fit. Aber nicht wie jemand, der sich im Fitnessstudio in Form hält, sondern wie jemand, der von Natur aus eine gute Konstitution hat. An seinen kräftigen Händen glänzte ein schmaler Ehering.

»Sie waren beim Militär, stimmt's?«, wollte er wissen.

»Ich?«, fragte Neagley.

»Beide, vermute ich. Sie sind beide etwas misstrauisch. Er versucht, sich ein Bild von mir zu machen, während Sie vor allem an Ampeln die Häuser auf beiden Straßenseiten beobachten. Das kenne ich. Mein Vater war beim Militär.«

»Berufssoldat?«

Armstrong lächelte. »Sie haben meinen Lebenslauf nicht gelesen? Er wollte Berufsoffizier werden, ist aber schon vor meiner Geburt durch einen Unfall dienstunfähig geworden und hat einen Holzhandel aufgebaut. Aber er gab sich sein Leben lang soldatisch. Und entsprechend verhielt er sich auch.«

Froelich bog von der M Street ab, fuhr parallel zur Pennsylvania Avenue am Executive Office

Building und der Vorderfront des Weißen Hauses vorbei. Armstrong verrenkte sich den Hals, um es zu sehen.

Dann lächelte er.

»Unglaublich, nicht?«, sagte er. »Mich überrascht es selbst am meisten, dass ich dort mitmischen werde, das können Sie mir glauben.«

Froelich fuhr an ihrem Büro im Treasury Building vorüber und hielt auf die in der Ferne sichtbare Kuppel des Kapitols zu.

»Hat's im Treasury Department nicht auch einen Reacher gegeben?«, fragte Armstrong.

Er hat auch ein verdammt gutes Namensgedächtnis, dachte Reacher.

»Mein älterer Bruder«, entgegnete er.

»Die Welt ist klein«, meinte Armstrong.

Froelich erreichte die Constitution Avenue und fuhr seitlich am Kapitol vorbei. Bog nach links in die First Street ein und hielt auf den Sichtschutz zu, der vor einem Nebeneingang der Senate Offices über den Gehsteig führte. Flankiert wurde der weiße Leinwandtunnel von zwei Town Cars des Secret Service. Die vier auf dem Gehsteig postierten Agenten wirkten wachsam und schienen zu frieren. Froelich fuhr geradewegs auf die Öffnung des Sichtschirms zu und hielt am Bordstein. Kontrollierte die Position des Suburbans und rollte noch zwanzig Zentimeter weiter, damit Armstrongs Tür sich genau mitten in der Öffnung befand. Reacher sah eine Gruppe von drei Agenten im Tunnel warten. Einer von ihnen trat vor und öffnete die Tür des Suburbans. Armstrong hob die Augenbrauen, als verwundere ihn der seinetwegen getriebene Aufwand.

»Freut mich, Sie beide kennen gelernt zu haben«,

verabschiedete er sich. »Und vielen Dank, M. E.«

Dann stieg er aus und schloss die Schiebetür. Die drei Agenten umringten ihn und begleiteten ihn zum Eingang des Senatsgebäudes. Reacher nahm flüchtig wahr, dass er drinnen von uniformierten Sicherheitsbeamten des Kapitols in Empfang genommen wurde. Die schwere Tür fiel hinter ihm ins Schloss. Froelich gab wieder Gas und fuhr in Richtung Union Station nach Norden davon.

»Okay«, sagte sie erleichtert. »So weit, so gut.«

»Sie haben einiges riskiert«, sagte Reacher.

»Zweihunderteinundachtzig Millionen zu zwei«, sagte Neagley.

»Was soll das heißen?«

»Die Briefe hätten von einem von uns stammen können.«

Froelich lächelte. »Das habe ich für unwahrscheinlich gehalten. Wie finden Sie ihn?«

»Mir gefällt er«, sagte Reacher. »Wirklich.«

»Mir auch«, sagte Neagley. »Schon seit Donnerstagabend. Und wie geht's weiter?«

»Er bleibt den ganzen Tag zu Besprechungen dort. Mittags isst er im Speisesaal. Gegen neunzehn Uhr bringen wir ihn nach Hause. Seine Frau ist da. Also besorgen wir den beiden einen Videofilm oder so was, damit sie nicht auf die Idee kommen, noch mal auszugehen.«

»Wir brauchen Informationen«, sagte Reacher. »Wir wissen nicht, welche Form diese Demonstration annehmen oder wo sie stattfinden wird. Wir wollen nicht, dass sie passiert, ohne dass wir's merken. Falls sie überhaupt passiert.«

Froelich nickte. »Das kontrollieren wir um Mitternacht. Falls bis dahin keine Katastrophe eintritt.«

»Und ich möchte, dass Neagley die Raumpfleger nochmals verhört.

Bekommen wir von ihnen, was wir brauchen, sind wir einen großen Schritt weiter.«

»Das wäre mir nur recht«, meinte Froelich.

Sie setzten Neagley vor dem Bundesgefängnis ab und fuhren zu Froelichs Büro zurück. Auf ihrem Schreibtisch lagen die Berichte des FBI-Labors, das die beiden letzten Drohbriefe untersucht hatte. Sie waren in jeder Beziehung mit den beiden ersten Mitteilungen identisch. Aber ein FBI-Chemiker hatte an den Daumenabdrücken etwas Ungewöhnliches entdeckt.

»Squalin«, las Froelich vor. »Schon mal davon gehört?«

Reacher schüttelte den Kopf.

»Ein acrylischer Kohlenwasserstoff. Eine Art Öl. An allen Daumenabdrücken waren Spuren davon zu finden. Am dritten und vierten mehr als am ersten und zweiten.«

»Alle Fingerabdrücke weisen Spuren von Öl auf. So entstehen sie überhaupt.«

»Aber das sind normalerweise menschliche Öle. Dieses Zeug ist etwas anderes. C-dreißig-H-fünfzig. Es ist ein Fischöl – im Prinzip Haifischleberöl.«

Sie reichte ihm den Bericht. Nach langatmigen Ausführungen über organische Chemie folgte die Kernaussage: Squalin sei ein natürliches Öl, das als altmodisches Schmiermittel für empfindliche Mechanismen wie Uhrwerke diente. In einer Fußnote wurde angemerkt, durch Hydrierung verwandle Squalin mit *i* sich in Squalan mit *a*.

»Was bedeutet ›Hydrierung‹?«, fragte Reacher.

»Hinzufügen von Wasser?«, antwortete Froelich. »Wie Hydrokultur?«

Als er mit den Schultern zuckte, zog sie ein Lexikon aus dem Regal und schlug unter dem Buchstaben H nach.

»Nein«, sagte sie. »Es bedeutet, das Molekül mit Wasserstoffatomen anzureichern.«

»Nun verstehe ich gar nichts mehr. In Chemie war ich ziemlich schlecht.«

»Es bedeutet, dass dieser Kerl ein Haifischfänger sein könnte.«

»Oder er lebt davon, dass er Fische ausnimmt«, schlug Reacher vor.

»Oder er arbeitet in einem Fischgeschäft. Oder er repariert als Uhrmacher alte Uhren.«

Froelich zog eine Schreibtischschublade auf, blätterte in einer Akte und zog ein einzelnes Foto heraus. Es war eine unter dem Fluoroskop gemachte Aufnahme eines Daumenabdrucks in Originalgröße.

»Ist das unser Mann?«, fragte Reacher.

Froelich nickte. Der Daumenabdruck wirkte gestochen scharf. Möglicherweise der deutlichste Abdruck, den Reacher je gesehen hatte. Alle Grate und Wirbel waren exakt abgebildet. Und er war groß, sehr groß sogar. Der Daumenballen hatte eine Breite von mindestens dreieinhalb Zentimetern. Reacher hielt seinen eigenen Daumen daneben. Obwohl er nicht gerade grazile Hände besaß, war sein Daumen merklich kleiner.

»Das ist kein Uhrmacherdaumen«, stellte Froelich fest.

Reacher nickte. Der Kerl musste Pranken haben. Und raue Haut, sonst wäre der Abdruck nicht so

deutlich gewesen.

»Arbeiter«, sagte er.

»Haifischfänger«, sagte Froelich. »Wo werden Haie gejagt?«

»Vielleicht vor Florida.«

»Orlando liegt in Florida.«

Ihr Telefon klingelte. Sie nahm den Hörer ab, dann verzog sie das Gesicht, verdrehte die Augen, sah zur Decke und klemmte den Telefonhörer zwischen Kinn und Schulter ein.

»Armstrong muss ins Arbeitsministerium«, sagte sie. »Und er will zu Fuß gehen.«

7

Vom Treasury Building zum Bürogebäude des Senats waren es genau zwei Meilen, und Froelich fuhr die gesamte Strecke einhändig, während sie telefonierte. Sie parkte auf der First Street an der Öffnung des weißen Leinwandtunnels, stellte den Motor ab und klappte gleichzeitig ihr Handy zu.

»Können die Leute aus dem Arbeitsministerium nicht rüberkommen?«, fragte Reacher.

Sie schüttelte den Kopf. »Das ist eine politische Sache. Dort drüben wird's Veränderungen geben, und es ist höflicher, wenn Armstrong sich die Mühe macht, selbst ins Ministerium zu gehen.«

»Warum will er das zu Fuß tun?«

»Weil er gern im Freien ist. Und er ist eigensinnig.«

»Wohin muss er genau?«

Sie zeigte nach Westen. »Weniger als eine halbe Meile in diese Richtung. Sagen wir sechs- bis siebenhundert Meter über die Capitol Plaza.«

»Hat er sie angerufen oder umgekehrt?«

»Er hat sie angerufen. Die beabsichtigten Veränderungen werden durchsickern, und er versucht, den schlechten Nachrichten zuvorzukommen.«

»Können Sie ihn daran hindern, zu Fuß hinzugehen?«

»Theoretisch ja«, erwiderte sie. »Aber das will ich eigentlich nicht.

Das ist kein Thema, über das ich mich im Augenblick streiten möchte.«

Reacher drehte sich um und sah die Straße

entlang. Dort war nichts außer dem Autoverkehr auf der Constitution Avenue zu sehen.

»Dann lassen Sie ihn«, sagte er. »Armstrong hat selbst angerufen.

Niemand versucht, ihn ins Freie zu locken. Das Ganze ist kein Trick.«

Sie warf einen Blick nach vorn durch die Windschutzscheibe. Dann starrte sie an Reacher vorbei durchs Seitenfenster in den Tunnel, der den Gehsteig überspannte, klappte ihr Telefon wieder auf und telefonierte erneut mit ihrer Dienststelle. Dabei gebrauchte sie Abkürzungen und alle möglichen Fachausdrücke, die er nicht verstand. Nachdem sie das Gespräch beendet hatte, klappte sie das Handy zu.

»Wir fordern einen Verkehrshubschrauber der Metro Police an«, erklärte sie. »Lassen ihn tief genug kreisen, damit er unübersehbar ist.

Armstrong muss an der armenischen Botschaft vorbei, also postieren wir dort ein paar zusätzliche Polizisten. Die fallen nicht weiter auf. Ich fahre auf der D Street mit fünfzig Meter Abstand hinter ihm her. Ich möchte, dass Sie vorausgehen und die Augen offen halten.«

»Wann ist's so weit?«

»In den nächsten zehn Minuten. Die Straße entlang und dann links.«

»Okay«, sagte er. Sie ließ den Motor wieder an und fuhr ein Stück vor, damit er außerhalb des Sichtschutzes aussteigen konnte. Er schloss die Autotür hinter sich, zog den Reißverschluss seiner Jacke zu und machte sich auf den Weg. Die First Street entlang und links auf die C Street. Vor sich hatte er den Verkehr auf der Delaware Avenue, und jenseits der breiten Straße konnte er die Capitol Plaza sehen. Dort gab es niedrige, unbelaubte Bäume, braungelbe Rasenflächen und mit

Sandsteinsplitt bestreute Fußwege. In der Platzmitte ein Brunnen.

Rechts davon ein künstlich angelegter Teich. Weit links im Hintergrund eine Art Obelisk, irgendein Denkmal.

Reacher schlängelte sich durch den Verkehr auf der Delaware Avenue. Ging über die Plaza. Splitt knirschte unter seinen Schuhen. Es war empfindlich kalt. Kurz vor dem Brunnen machte er Halt. Sah sich um. Das Gelände war nach allen Richtungen gut zu überblicken. Im Norden erstreckte sich eine freie Fläche bis zu einem Halbkreis aus Fahnenmasten mit den Flaggen der Bundesstaaten, irgendeinem weiteren Denkmal und dem massigen Bau der Union Station. Im Süden lag nur das Capitol Building. Und vor ihm im Westen ragte ein Gebäude auf, das er für das Arbeitsministerium hielt. Er machte einen Rundgang um den Brunnen, bemerkte aber nichts Beunruhigendes.

Kaum Deckung, dafür keine Fenster in der Nähe. Im Park waren Leute unterwegs, aber kein Attentäter treibt sich nur für den Fall, dass jemand plötzlich einen Termin ändert, den ganzen Tag im Freien herum.

Er setzte sich wieder in Bewegung. Die C Street führte jenseits der Plaza weiter – ziemlich genau gegenüber dem Obelisken, der eigentlich eine hohe Steintafel war. Ein Schild wies darauf: *Taft Memorial*.

Die C Street kreuzte erst die New Jersey, dann die Louisiana Avenue.

Dort gab es Fußgängerüberwege. Der Verkehr war dicht. Armstrong würde einige Zeit an den Ampeln warten müssen. Die armenische Botschaft lag vorne links. Dort fuhr gerade ein Streifenwagen vor. Er parkte am Randstein. Vier Cops stiegen aus. In der Ferne hörte er einen Hubschrauber, drehte sich um und sah ihn tief im Nordwesten den

Rand des gesperrten Luftraums über dem Weißen Haus entlangfliegen. Das Arbeitsministerium lag genau vor ihm. Es hatte viele Nebeneingänge.

Reacher überquerte die C Street, um auf den nördlichen Gehsteig zu gelangen. Schlenderte fünfzig Meter weit bis zu einer Stelle, von der aus er die Plaza überblicken konnte. Wartete. Der Hubschrauber flog tief genug, um unübersehbar zu sein, doch auch hoch genug, um nicht zu viel Lärm zu machen. Er sah, wie Froelichs Suburban, der in der Ferne winzig aussah, um die Ecke bog. Das Fahrzeug hielt am Bordstein und wartete. Er beobachtete die Passanten. Die meisten Leute hatten es eilig. Zum Herumbummeln war es viel zu kalt. Weit jenseits des Brunnens erkannte er eine Gruppe von Menschen. Sechs Männer in dunklen Mänteln umgaben einen siebten Mann in einem khakifarbenen Regenmantel. Sie hielten sich in der Mitte des Fußwegs, der über die Plaza führte. Die

beiden vordersten Agenten hielten wachsam Ausschau. Die anderen vier umgaben Armstrong in einem engen Kordon.

Sie passierten den Brunnen und gingen in Richtung New Jersey Avenue weiter. Blieben an der Fußgängerampel stehen. Armstrong trug keine Kopfbedeckung. Der Wind zerzauste ihm das Haar. Auf der Fahrbahn schob sich ein endloser Autostrom an ihm vorbei. Niemand beachtete ihn. Froelichs Suburban verharrte mit laufendem Motor fünfzig Meter hinter der Gruppe am Randstein. Die Fußgängerampel sprang auf Grün um. Armstrong und sein Team liefen weiter. Das Unternehmen verlief glatt.

Doch plötzlich änderte sich alles.

Als Erstes ließ der Wind den Polizeihubschrauber etwas abdriften.

Dann, als Armstrong und seine Leute sich auf halber Strecke über die schmale dreieckige

Landzunge zwischen New Jersey und Louisiana Avenue befanden, passierte Folgendes: Ein entgegenkommender Passant, ein Mann mittleren Alters, ungepflegt und hager, blieb in etwa zehn Metern Entfernung plötzlich wie erstarrt stehen. Er trug einen speckigen alten Trenchcoat mit verknotetem Gürtel. Ein paar Sekunden später stürmte er mit langen Schritten und kreiselnden Armen auf Armstrong zu. Sein aufgerissener Mund stieß unverständliche Laute aus. Zwei der Agenten stürzten nach vorn, um ihn aufzuhalten, die anderen vier drängten sich schützend um Armstrong. Ihre sechs Leiber bildeten einen Schutzwall zwischen ihm und dem Verrückten, sodass Armstrong in der entgegengesetzten Richtung völlig schutzlos war.

Täuschungsmanöver, schoss es Reacher durch den Kopf, und er fuhr herum. Aber da war nichts. Er suchte Fenster nach Bewegungen ab, achtete auf eine etwaige im Sonnenlicht blinkende Fensterscheibe.

Nichts. Er warf einen Blick auf die vorbeifahrenden Autos. Keines wurde auffällig langsamer. Als er sich wieder umwandte, sah er den Verrückten im Griff zweier Agenten auf dem Boden liegen, während zwei weitere ihn mit schussbereiter Waffe bewachten. Er sah Froelichs Suburban mit quietschenden Reifen um die Ecke biegen. Sie hielt am Randstein. Zwei der Sicherheitsleute zerrten Armstrong über den Gehsteig und schoben ihn auf den Rücksitz.

Aber der Suburban raste nicht davon, blieb einfach stehen, während aufgebrachte Autofahrer sich hupend um ihn herumschlängelten. Der Hubschrauber kehrte in seine vorige Position zurück und ging etwas tiefer, um das Dreieck zwischen den beiden Avenues zu kontrollieren.

Seine Rotorflügel knatterten. Einige Zeit passierte nichts. Dann stieg Armstrong wieder mit den beiden Agenten aus dem Wagen und ging in deren Begleitung zu dem am Boden liegenden Verrückten.

Kniete sich neben ihn. Stützte seine Ellbogen auf die Knie. Schien mit ihm zu reden. Froelich ließ den Motor laufen und kam ebenfalls auf den Liegenden zu. Hob eine Hand und sprach in das Handgelenkmikrofon. Kurz darauf erschien ein Streifenwagen und hielt hinter dem Suburban.

Armstrong richtete sich auf und beobachtete, wie die beiden Agenten den Mann auf den Rücksitz des Streifenwagens verfrachteten und die Cops mit ihm davonfuhren. Froelich kehrte zu ihrem Wagen zurück, während Armstrong seine Leibwächter um sich versammelte und in Richtung Arbeitsministerium weiterging. Der Hubschrauber flog jetzt über ihnen. Als sie die Louisiana Avenue kreuzten, überquerte Reacher sie in Gegenrichtung und trabte die Straße entlang zu Froelichs Wagen. Sie hielt den Kopf zur Seite gedreht, um Armstrong nachsehen zu können. Als Reacher an die Scheibe klopfte, fuhr sie erschrocken herum. Als sie erkannte, wer draußen stand, ließ sie das Fenster herunter.

»Alles okay?«, fragte er.

Sie wandte sich ab, um wieder Armstrong zu beobachten. »Ich muss verrückt sein.«

»Wer war der Kerl?«

»Nur irgendein Stadtstreicher. Wir gehen der Sache nach, aber ich weiß schon jetzt, dass es keinen Zusammenhang gibt. Ausgeschlossen. Wären diese Drohbriefe von ihm, hätte das Papier nach Bourbon gestunken. Armstrong wollte mit ihm *reden*. Hat gesagt, der Kerl tue ihm Leid. Und dann hat er darauf bestanden, seinen Spaziergang fortzusetzen. Er ist verrückt. Und ich auch, weil ich das zulasse.«

»Will er zu Fuß zurückgehen?«

»Vermutlich. Wenn es doch nur regnen würde, Reacher! Nie regnet es, wenn man’s braucht. Ein

kräftiger Schauer in einer Stunde würde mir echt helfen.«

Reacher sah zum Himmel auf. Er war grau und abweisend, aber regnen würde es nicht.

»Sie sollten ihm reinen Wein einschenken«, schlug er vor.

Sie schüttelte den Kopf und starrte aus dem Fenster. »Das machen wir nicht.«

»Dann sollten Sie veranlassen, dass einer seiner Mitarbeiter ihn rasch zurückruft. Als gäbe es etwas sehr Dringendes. Dann muss er sich fahren lassen.«

Sie schüttelte erneut den Kopf. »Er leitet das Übergangsteam und bestimmt deshalb das Tempo. Was dringend ist, entscheidet allein er.«

»Dann erklären Sie ihm, dass es sich um eine weitere Übung handelt. Dass Sie eine neue Taktik ausprobieren wollen.«

Froelich überlegte. »Ja, das könnte ich tun. Wir befinden uns noch in der Erprobungsphase. Wir haben ein Recht auf diese Übungen. Vielleicht.«

»Versuchen Sie's«, ermunterte er sie. »Der Rückweg ist gefährlicher als der Hinweg. Ein Außenstehender hat jetzt eine Stunde Zeit, sich darauf vorzubereiten, dass Armstrong auf demselben Weg zurückgehen wird.«

»Steigen Sie ein«, sagte Froelich. »Sie sehen durchgefroren aus.«

Er ging um den Suburban herum und stieg ein. Dann öffnete er den Reißverschluss seiner Jacke, um seinen Körper von der warmen Luft der Autoheizung wärmen zu lassen. So blieben sie sitzen, bis sie Armstrong und seine Leibwächter im Arbeitsministerium verschwinden sahen. Froelich setzte sich sofort mit ihrer Dienststelle in Verbindung und erteilte Anweisung, sie zu benachrichtigen, bevor Armstrong den Rückweg

antrat. Anschließend lenkte sie den Wagen nach Südwesten in Richtung Ostflügel der National Gallery, bog links ab, fuhr am Spiegelteich des Kapitols vorbei und nach rechts in die Independence Avenue.

»Wohin fahren wir?«, fragte Reacher.

»Nirgendwohin«, erwiderte sie. »Ich will nur etwas Zeit totschlagen und mir dabei überlegen, ob ich heute noch kündigen oder mir weiter den Kopf zermartern soll.«

Sie fuhr an allen Museen vorbei und bog links auf die 14th Street ab.

Zwischen Straße und Flutbecken ragte rechts von ihnen die Bundesdruckerei auf. Ein mächtiger grauer Gebäudekomplex. Sie hielt gegenüber dem Haupteingang am Bordstein, ließ den Motor laufen und blickte zu einem der hohen Bürofenster hinauf.

»Joe hat eine Zeit lang dort gearbeitet«, sagte sie.

»Als damals der neue Hundertdollarschein entworfen wurde. Da er ihn später würde schützen müssen, wollte er an der Gestaltung beteiligt sein. Aber das ist jetzt schon eine Ewigkeit her.«

Sie hatte den Kopf ein wenig in den Nacken gelegt. Reacher sah die elegante Linie ihres Halses und auch, wo er im Blusenausschnitt verschwand. Er schwieg.

»Wir haben uns manchmal hier getroffen«, sagte sie. »Oder auf den Stufen vor dem Jefferson Memorial. Und spätabends sind wir dann ums Flutbecken spaziert. Im Frühjahr oder Sommer.«

Reacher sah das zwischen unbelaubten Bäumen aufragende Memorial, das sich im ruhigen Wasser des Beckens spiegelte.

»Ich hab ihn geliebt, wissen Sie«, sagte Froelich.

Reacher schwieg, betrachtete nur ihre auf dem Lenkrad liegende Hand, das schmale Handgelenk.

Ihre makellos glatte Haut wies noch Spuren verblasster Sommerbräune auf.

»Und Sie sind ihm sehr ähnlich.«

»Wo hat er gewohnt?«

Sie sah ihn an. »Wissen Sie das nicht?«

»Ich glaube nicht, dass er's mir je gesagt hat.«

»Er hatte ein Apartment im Watergate«, sagte sie.

»Gemietet?«

Sie nickte. »Es war sehr spärlich möbliert. Als sei es nur eine Übergangslösung.«

»Das kann ich mir vorstellen. Reachers besitzen keine Immobilien.

Ich glaube nicht, dass wir jemals eine besessen haben.«

»Die Familie Ihrer Mutter schon. Sie hatte Grundbesitz in Frankreich.«

»Tatsächlich?«

»Das wissen Sie auch nicht?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich weiß natürlich, dass sie Französin war. Kann mich aber nicht erinnern, jemals etwas über die Grundbesitzverhältnisse ihrer Familie gehört zu haben.«

Froelich gab Gas und ordnete sich wieder in den Verkehr ein.

»Ihr Reachers habt eine verrückte Vorstellung von Familie«, sagte sie. »So viel steht fest.«

»Ist uns damals normal vorgekommen«, entgegnete er. »Wir dachten, alle Familien seien

so.«

Ihr Handy klingelte. Sie klappte es auf, hörte kurz zu, sagte »Okay«

und klappte es wieder zu.

»Neagley«, erklärte sie. »Sie ist mit den Raumpflegern fertig.«

»Hat sie was rausgekriegt?«

»Keine Ahnung. Wir treffen uns im Büro mit ihr.«

Sie umfuhr die Mall im Süden und war auf der 14th Street nach Norden unterwegs, als ihr Handy erneut klingelte.

»Armstrong ist dabei, sich auf den Rückweg zu machen«, sagte sie nach Beendigung des Gesprächs. »Ich will versuchen, ihn dazu zu überreden, mit mir zu fahren. Ich setze Sie in der Garage ab.«

Sie fuhr die Rampe hinunter, hielt und ließ Reacher aussteigen.

Dann wendete sie und raste mit quietschenden Reifen zur Straße hinauf. Reacher fand die Tür mit dem Bullauge aus Drahtglas, ging die Treppe zu dem kleinen Vorraum mit dem einzelnen Aufzug hinauf und fuhr in den zweiten Stock. Dort wartete Neagley bereits im Empfangsbereich. Sie saß in einem Ledersessel.

»Ist Stuyvesant irgendwo in der Nähe?«, fragte Reacher sie.

Sie schüttelte den Kopf. »Er ist ins Weiße Haus gefahren.«

»Ich möchte mir die Kamera vor seinem Büro mal ansehen.«

Sie gingen den Korridor entlang und erreichten den rechteckigen Vorraum vor Stuyvesants Büro. Seine Sekretärin saß am Schreibtisch.

Ihre Handtasche lag offen vor ihr. Sie hielt einen winzigen Schildpattspiegel und einen Lippenstift in den Händen. Diese Geste ließ sie menschlich wirken, liebenswert. Als sie die beiden kommen sah, packte sie die Sachen rasch weg. Reacher sah über ihren Kopf hinweg auf die Überwachungskamera. Neagley betrachtete Stuyvesants Tür.

Dann wandte sie sich an die Sekretärin.

»Erinnern Sie sich an den Morgen, an dem dort drinnen die Mitteilung aufgetaucht ist?«, fragte sie.

»Natürlich«, antwortete die Sekretärin.

»Warum hat Mr. Stuyvesant seinen Aktenkoffer hier bei Ihnen gelassen?«

Die Sekretärin überlegte kurz. »Weil es Donnerstag war.«

»Was passiert an Donnerstagen? Hat er da eine

frühe Besprechung?«

»Nein, seine Frau fährt nach Baltimore, immer dienstags und donnerstags.«

»Was gibt es da für einen Zusammenhang?«

»Sie arbeitet dort ehrenamtlich in einem Krankenhaus.«

Neagley sah sie an. »Ich meine, wie wirkt sich das auf den Aktenkoffer ihres Ehemanns aus?«

»Sie fährt«, erwiderte die Sekretärin. »Sie nimmt das Auto. Die Stuyvesants haben nur eins. Auch keinen Dienstwagen, weil Mr. Stuyvesant nicht mehr im Einsatz ist. Deshalb muss er mit der Metro ins Büro fahren.«

Neagley machte ein verständnisloses Gesicht. »Mit der U-Bahn?«

Die Sekretärin nickte. »Für die beiden Tage hat er einen speziellen Aktenkoffer, weil er ihn auf den Boden des U-Bahn-Wagens stellen muss. Das will er mit seinem normalen Aktenkoffer nicht tun, weil er glaubt, er könnte schmutzig werden.«

Neagley war ratlos. Reacher dachte an die Überwachungsvideos, die Stuyvesant zeigten, wie er am späten Mittwochabend das Büro verließ und am frühen Donnerstagmorgen dorthin zurückkehrte.

»Mir ist kein Unterschied aufgefallen«, sagte er. »Ich dachte, das sei derselbe Aktenkoffer.«

Die Sekretärin nickte zustimmend.

»Die Koffer sind identisch«, erklärte sie. »Gleiches Modell, gleiches Anschaffungsjahr. Er will nicht, dass Leute den Unterschied bemerken.

Aber einer ist fürs Auto, der andere für die U-Bahn.«

»Warum?«

»Er hasst Schmutz. Ich glaube, er hat Angst davor. Dienstags und donnerstags nimmt er den U-Bahn-Aktenkoffer überhaupt nicht mit in sein Büro. Er lässt ihn den ganzen Tag bei mir stehen, und ich bringe ihm Sachen daraus. Bei Regenwetter bleiben auch seine Schuhe hier draußen. Als ob sein Büro ein japanischer Tempel wäre.«

Neagley sah zu Reacher und verzog das Gesicht.

»Ein harmloser Spleen«, sagte die Sekretärin. Dann senkte sie die Stimme, als könnte ihr Chef sie bis ins Weiße Haus hören. »Und meiner Meinung nach völlig überflüssig. Die Washingtoner Metro ist dafür berühmt, die sauberste U-Bahn der Welt zu sein.«

»Okay«, sagte Neagley. »Trotzdem komisch.«

»Und harmlos«, meinte die Sekretärin.

Reacher verlor das Interesse an diesem Gespräch und begutachtete den Notausgang zur Feuertreppe. Die Tür war in Taillenhöhe mit einem Bügelgriff aus gebürstetem Edelstahl versehen, wie es die hiesigen Bauvorschriften verlangten. Als er die Finger auf den Griff legte, klickte der Mechanismus. Er drückte ihn etwas fester herunter, bis der Bügelgriff sich an die lackierte Fläche anlegte und die Tür sich aufstoßen ließ. Es war eine schwere Brandschutztür, deren Gewicht von drei massiven Stahlangeln getragen wurde. Er trat hindurch und stand in einem kleinen, quadratischen Treppenhaus mit einer Betontreppe, die deutlich neuer als der Rest des Gebäudes war. Sie führte in die oberen Stockwerke und ins Erdgeschoss. Die Handläufe bestanden aus Stahlrohren. Auf den Treppenabsätzen gab es eine Notbeleuchtung hinter Sicherheitsglas in Drahtkäfigen. Bei der Modernisierung des Gebäudes war hier im rückwärtigen Teil offenbar Platz für eine vorschriftsmäßige Feuertreppe geschaffen worden.

Vom Treppenhaus aus ließ die Tür sich mit einem Drehknopf öffnen, der denselben Riegel wie der Bügelgriff betätigte. Darunter befand sich ein Schlüsselloch, aber der Drehknopf war nicht verriegelt. Er ließ sich mühelos betätigen. *Nur vernünftig,* sagte er sich. Das Gebäude als Ganzes wurde streng bewacht und war sicher. Folglich war es überflüssig, die einzelnen Stockwerke voneinander zu isolieren. Er ließ die Tür hinter sich zufallen und wartete ein paar Augenblicke im Halbdunkel des Treppenhauses. Drehte dann wieder den Knopf, öffnete die Tür, betrat mit einem Schritt den hellen Vorraum, hob den Kopf und sah zu der Überwachungskamera auf. Sie befand sich genau über seinem Kopf und war so montiert, dass sie ihn gleich beim nächsten Schritt erfassen würde. Er bewegte sich langsam weiter und schloss dabei die Tür hinter sich. Kontrollierte die Kamera erneut. Sie würde ihn jetzt erfasst haben. Und er war noch immer mehr als zweieinhalb Meter von Stuyvesants Bürotür entfernt.

»Die Raumpfleger haben den Brief zurückgelassen«, sagte die Sekretärin. »Das ist die einzig mögliche Erklärung.«

Dann klingelte ihr Telefon. Sie entschuldigte sich höflich und nahm den Hörer ab. Reacher und Neagley gingen durch das Korridorlabyrinth zu Froelichs Büro. Es war dunkel und leer. Neagley schaltete die Halogenstrahler ein und setzte sich an den Schreibtisch. Da es keinen zweiten Stuhl gab, ließ Reacher sich auf dem Teppichboden nieder, streckte die Beine aus und lehnte sich mit dem Rücken an einen Aktenschrank.

»Erzähl mir von den Raumpflegern«, forderte er sie auf.

Neagley trommelte mit den Fingern einen Rhythmus auf der Schreibtischplatte.

»Sie werden juristisch beraten«, sagte sie. »Das Department hat ihnen Anwälte geschickt – für jeden einen. Und sie sind über ihre Rechte belehrt.

Toll, nicht? Die Welt der Zivilisten?«

»Klasse. Was haben sie gesagt?«

»Nicht viel. Sie haben eisern geschwiegen. Verdammt stur. Aber sie machen sich Sorgen, haben einerseits große Angst davor, ihren Auftraggeber zu verraten, und fürchten andererseits, ihre Jobs zu verlieren und vielleicht eingesperrt zu werden. Sie befinden sich in der Zwickmühle und könnten einem fast Leid tun.«

»Hast du Stuyvesant erwähnt?«

»Ja. Sie kennen ihn offenbar dem Namen nach, aber ich bin mir nicht sicher, ob sie wissen, wer er ist. Sie sind Nachtarbeiter, sehen nur leere Büros und treffen keine Leute. Sie haben nicht im Geringsten auf die Erwähnung seines Namens oder auf sonst was reagiert. Haben nur verängstigt dagesessen und ihre Anwälte angestarrt.«

»Du lässt nach. Wenn ich mich recht erinnere,

hätten solche Leute dir früher aus der Hand gefressen.«

Sie nickte. »Ich werde eben alt. Ich konnte einfach keinen Anhaltspunkt finden. Allerdings haben ihre Anwälte mich abgeblockt. Die Ziviljustiz kann ganz schön verwirrend sein. Ich bin mir noch nie so ausgebremst vorgekommen.«

Reacher schwieg. Sah auf seine Uhr.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Neagley.

»Wir warten«, sagte er.

Die Zeit verstrich langsam. Nach eineinhalb Stunden kam Froelich zurück und berichtete, Armstrong sitze wieder sicher in seinem Büro. Sie hatte ihn dazu überredet, sich von ihr chauffieren zu lassen, weil ihr Team noch etwas operative Feinabstimmung benötige. Sie hatte ihr Anliegen so dringend dargestellt, dass Armstrong bereitwillig zu ihr in den Suburban gestiegen war. Der Transfer

durch den Zelttunnel ins Bürogebäude des Senats hatte reibungslos geklappt.

»Telefonieren Sie ein bisschen herum«, forderte Reacher sie auf.

»Finden Sie heraus, ob irgendwas passiert ist, über das wir Bescheid wissen sollten.«

Als Erstes fragte sie bei der Metro Police nach. In Washington waren an diesem Tag die in einer Großstadt üblichen Verbrechen und Straftaten verübt worden, aber man hätte viel Fantasie gebraucht, um eines dieser Vergehen mit Armstrong in Zusammenhang zu bringen. Sie telefonierte mit dem Revier, auf das der verrückte Stadtstreicher gebracht worden war. Als das Gespräch beendet war, legte sie den Hörer auf und schüttelte den Kopf.

»Keine Verbindung«, sagte sie. »Er ist dort bekannt. IQ unter achtzig, Trinker, schläft unter Brücken. Kann kaum lesen und schreiben, und

seine Fingerabdrücke passen nicht. Er hat ein ellenlanges Vorstrafenregister, weil er jeden angreift, den er in den Zeitungen gesehen hat, unter denen er schläft. Ich glaube, den können wir vergessen.«

»Okay«, sagte Reacher.

Als Nächstes klickte sie die Datenbank des National Crime Information Center an und sah sich die letzten Eintragungen an. Aus allen fünfzig Bundesstaaten gingen laufend neue Meldungen ein – mehr als eine pro Sekunde, schneller, als Froelich sie lesen konnte.

»Aussichtslos«, sagte sie. »Wir müssen bis Mitternacht warten.«

»Oder bis eins«, sagte Neagley. »Es könnte in Bismarck passieren.

Vielleicht schießt jemand auf sein Haus oder wirft einen Stein durchs Fenster.«

Also rief Froelich die Cops in Bismarck an und bat um sofortige Benachrichtigung, falls sich irgendetwas ereignete, das auch nur entfernt mit Armstrong zusammenhängen konnte. Dann telefonierte sie wegen der gleichen Sache mit der North Dakota State Police und dem FBI, das landesweit Meldungen sammelte.

»Vielleicht geschieht doch nichts«, sagte sie.

Wünsch dir das lieber nicht, dachte Reacher.

Etwa ab neunzehn Uhr begann es in dem Bürokomplex ruhiger zu werden. Die meisten auf den Korridoren anzutreffenden Leute waren auf dem Nachhauseweg.

»Haben Sie Ihre Hotelzimmer geräumt?«, fragte Froelich.

»Ja«, entgegnete Reacher.

»Nein«, sagte Neagley. »Ich bin ein schrecklicher

Privatgast.«

Froelich machte ein leicht verblüfftes Gesicht. Aber Reacher überraschte das nicht. Neagley war eine ausgesprochene Einzelgängerin.

Sie blieb lieber für sich allein. Warum, wusste er nicht.

»Na gut«, meinte Froelich. »Aber wir sollten uns jetzt ein wenig Ruhe gönnen. Ich setze Sie ab und fahre dann weiter, um Armstrong sicher nach Hause zu bekommen.«

Froelich fuhr Neagley ins Hotel und begleitete Reacher in die Hotelhalle, um beim Portier seine in Atlantic City gekauften Klamotten abzuholen. Sie befanden sich zusammen mit seinen alten Schuhen, seiner Zahnbürste und seinem Rasierapparat in einem schwarzen Müllsack, den er sich vom Wagen eines Zimmermädchens geschnappt hatte.

Auf den vom Portier gerufenen Pagen machte dieses Gepäckstück nicht gerade Eindruck. Aber er trug es trotzdem zu dem Suburban hinaus, wo ihm Reacher einen Dollar Trinkgeld gab. Dann fuhren er und Froelich weiter. Es herrschte dichter Verkehr. Sie überquerten die 11th Street Bridge in Richtung Süden und kämpften sich durch ein Labyrinth aus kleinen Straßen zu Froelichs Haus durch. Dort parkte Froelich mit laufendem Motor in der zweiten Reihe, löste ihren Hausschlüssel vom Schlüsselbund am Lenkrad und drückte ihn Reacher in die Hand.

»Ich bin in ein paar Stunden zurück«, sagte sie. »Fühlen Sie sich wie zu Hause.«

Er stieg mit seinem Müllsack aus und beobachtete, wie sie davonfuhr. Dann betrat er das Haus. Es war dunkel und warm. Ein Hauch von Parfüm hing in der Luft. Er tastete nach dem Lichtschalter, und in der Stehlampe, die auf einer kleinen Dielenkommode stand, flammte eine

schwache Glühbirne auf. Er legte den Hausschlüssel daneben, stellte den Müllsack am Fuß der Treppe ab und trat ins Wohnzimmer.

Machte auch dort Licht. Ging in die Küche. Sah sich um.

Hinter einer Tür führte von der Küche aus eine Treppe in den Keller.

Er blieb einen Augenblick stehen und kämpfte mit seiner Neugier. Sie war ein so tief verwurzelter Reflex wie seine Atmung. Aber war es höflich, das Haus seiner Gastgeberin zu durchsuchen? Nur aus alter Gewohnheit? *Natürlich nicht.* Trotzdem konnte er der Versuchung nicht widerstehen, ging die Treppe hinunter. Der Keller war ein dunkler Raum mit glatten Betonwänden. Es gab einen Heizkessel und ein Gerät zur Wasseraufbereitung. Eine Waschmaschine und einen elektrischen Trockner. Wandregale. Alte Koffer. Ziemlich viel Krempel, aber nichts Auffälliges. Er ging wieder

nach oben. Gegenüber der Kellertreppe lag ein von der Küche aus zugänglicher Raum. Größer als ein Einbauschrank, kleiner als ein Zimmer. Vermutlich die ehemalige Speisekammer. Der winzige Raum war als Büro eingerichtet. Schreibtisch, Drehstuhl und Regale. Die Möbel sahen wie Kaufhausmodelle aus und waren schon ziemlich abgenutzt. Vielleicht gebraucht gekauft. Auch der PC auf dem Schreibtisch war nicht gerade der letzte Schrei. Ein dickes Kabel verband ihn mit einem Tintenstrahldrucker. Reacher ging in die Küche zurück.

Er suchte die üblichen Küchenverstecke von Frauen ab und fand im obersten Fach des Geschirrschranks in einer Kasserolle aus Tonware etwa fünfhundert Dollar in unterschiedlichen Scheinen. Bargeld für Notfälle. Vielleicht eine Vorsichtsmaßnahme zum Jahreswechsel zweitausend, die sie später beibehalten hatte. In einer Schublade fand er –sorgfältig unter einem Stapel Sets versteckt – eine Beretta M9, eine

Neunmillimeter-Pistole. Sie war alt und verkratzt und von angetrocknetem Waffenöl fleckig. Vermutlich bei der Army ausgemustert und an andere Dienste weitergegeben. Eine Secret-Service-Waffe der alten Generation. Sie war ungeladen. Das Magazin fehlte. Er zog die nächste Schublade auf und fand unter einem Topfhandschuh vier ordentlich nebeneinander aufgereihte Pistolenmagazine mit den handelsüblichen Stahlmantelgeschossen. Das war gut und schlecht zugleich. Die Anordnung war clever. In der rechten Hand die Pistole halten, mit der linken nach den Magazinen greifen. Aber die Magazine voll aufzubewahren war eine weniger gute Idee. Ließ man sie lange genug liegen, gewöhnte die Feder im Magazinboden sich an ihren zusammengedrückten Zustand und funktionierte nicht mehr richtig. Erschlaffte Magazinfedern waren die Hauptursache von Ladehemmungen. Es war besser, die Waffe mit nur einer Patrone in der Kammer zu lagern und alle restlichen Patronen lose aufzubewahren. Dann konnte man zum einen mit der rechten Hand

schießen, während man zum anderen mit dem Daumen der linken Hand lose Patronen ins Magazin drückte. Langsamer als im Idealfall, aber viel besser, als den Abzug zu betätigen und nichts als ein mattes Klicken zu hören.

Er schloss die Küchenschubladen und ging wieder ins Wohnzimmer.

Dort fand er außer einem ausgehöhlten, aber leeren Buch in einem der Regale nichts. Er schaltete den Fernseher ein und stellte fest, dass er funktionierte. Er erinnerte sich an einen Fall, in dem ein Mann seinen ausgeweideten Fernseher als Versteck benutzt hatte. Seine Wohnung war acht Mal ergebnislos durchsucht worden, bevor jemand auf die Idee kam, alle Geräte auf ihre Funktionstüchtigkeit zu überprüfen.

In der Diele konnte er nichts entdecken. Unter den Schubladen der kleinen Kommode war nichts festgeklebt. Bad und Toiletten gaben ebenfalls

nichts her. Der einzige Fund, den er in den Schlafzimmern machte, war ein Schuhkarton unter Froelichs Bett, voll mit Briefen, in Joes Handschrift. Reacher schob ihn zurück, ohne die Briefe zu lesen.

Ging nach unten und trug seinen Müllsack nach oben ins Gästezimmer. Beschloss, eine Stunde zu warten und dann allein zu essen, wenn sie bis dahin nicht auftauchte. Er würde sich wieder die süßsaure Suppe und General Tso's Chicken kommen lassen. Er stellte sein Waschzeug auf die Ablage vor dem Spiegel. Hängte die in Atlantic City erworbenen Klamotten in den Kleiderschrank zu den Anzügen, die Joe hinterlassen hatte. Er betrachtete sie eine Weile und nahm dann den nächstbesten Anzug aus dem Schrank.

Die brüchig gewordene Plastikfolie zerriss, als er sie abstreifte. Auf dem Etikett im Jackett stand in Zierschrift ein aus nur einem Wort bestehender italienischer Firmenname. Keine Marke, die er

kannte. Der Stoff, anthrazitgrau und leicht changierend, schien aus feiner Schurwolle zu sein. Das Futter bestand aus Kunstseide, die wie dunkelrote Seide aussah. Vielleicht *war* es sogar Seide. Jedenfalls war eine Fabrikmarke eingewebt. Das Jackett hatte keinen Rückenschlitz. Er ließ es aufs Bett fallen und legte die Anzughose daneben. Sie war sehr schlicht, hatte keine Bundfalten und keine Aufschläge.

Er trat wieder an den Kleiderschrank und nahm ein Oberhemd heraus, reinweiß und aus Baumwolle. Streifte die Plastikhülle ab. Die Kragenenden ließen sich nicht festknöpfen. Auf dem hinten im Kragen eingenähten Etikett standen in alter englischer Schrift zwei schwer zu entziffernde Namen: *Somebody & Somebody.* Ein exklusiver Londoner Hemdenschneider oder irgendeine Hinterhofklitsche, die solche Etiketten fälschte.

Reacher zog sich aus, ging ins Bad und trat in die

Duschkabine. Dort fand er Seife und Shampoo. Die Seife war steinhart, die Shampooflasche von altem Schaum verklebt. Froelich hatte offenbar nicht oft Gäste. Er weichte den eingetrockneten Schaum unter dem heißen Wasser auf und wusch sich damit die Haare. Dann griff er sich seinen Rasierapparat und rasierte sich sorgfältig. In einem Wandschrank fand er einen Stapel flauschiger Badetücher. Sie waren so neu, dass man sich damit gar nicht richtig abtrocknen konnte. Er tat sein Bestes, wickelte sich ein Badetuch um die Hüften und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar.

Er ging ins Gästezimmer und streifte sich nach kurzem Zögern Joes Hemd über. Öffnete die Schranktür und begutachtete den Sitz im Spiegel. Das Hemd passte perfekt. Hätte für ihn maßgeschneidert sein können. Er knöpfte die Manschetten zu. Auch die Ärmellänge war genau richtig. Er betrachtete sich von allen Seiten und bemerkte dabei ein Fach hinter der Kleiderstange. Dort lagen sorgfältig zusammengerollte Krawatten

nebeneinander und zwei mit Klebeetiketten verschlossene Pakete aus der Wäscherei. Er riss eines davon auf und fand einen Stapel frisch gewaschener weißer Boxershorts. Das andere Paket enthielt paarweise gebündelte schwarze Herrensocken.

Er entschied sich für eine dezent gemusterte kastanienbraune Krawatte. Sie wirkte irgendwie britisch, so als weise sie den Träger als Absolventen einer teuren Privatschule aus. Schlüpfte dann in weiße Boxershorts und frische Socken. Stieg in die Anzughose. Warf sich das Jackett über. Zog seine neuen Schuhe an und polierte sie mit dem weichen Papier der Wäschepakete. Trat wieder vor den Spiegel. Der Anzug saß sehr gut. Ärmel und Hosenbeine waren vielleicht ein bisschen zu lang, das Jackett eine Spur zu eng. Insgesamt aber sah er darin sehr beeindruckend aus. Wie ein völlig anderer Mensch. Älter.

Respekt einflößend. Seriöser. Mehr wie Joe.

Er bückte sich und hob den unten im Kleiderschrank stehenden Karton auf. Das Ding war ziemlich schwer. Dann hörte er ein Geräusch von unten. Jemand klopfte an die Haustür. Er stellte den Karton zurück und rannte die Treppe hinunter. Öffnete die Haustür. Es war Froelich.

»Ich hab Ihnen meinen Schlüssel gegeben«, sagte sie.

Er trat zurück und ließ sie ein. Sie erstarrte, drückte die Haustür ins Schloss und lehnte sich dagegen. Starrte ihn einfach nur an. In ihrem Blick spiegelte sich etwas, das er nicht recht deuten konnte: Schock, Angst, Panik, Trauer. Er wusste es nicht.

»Was ist?«, fragte er.

»Ich dachte, du wärst Joe«, sagte sie. »Nur eine Sekunde lang.«

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie lehnte den Kopf an die Haustür. Sie blinzelte unter Tränen, sah ihn wieder an und begann zu schluchzen. Er verharrte einen Moment und schloss sie dann in die Arme. Sie ließ ihre Handtasche fallen und vergrub den Kopf in seiner Brust.

»Tut mir Leid«, sagte er. »Ich hab seinen Anzug anprobiert.«

Sie schwieg. Weinte nur.

»Dumm von mir«, sagte er.

Sie schlang die Arme um seinen Körper und hielt ihn umklammert. Er legte eine Hand auf ihren Rücken und strich mit der anderen über ihr Haar. So hielt er sie eine Weile an sich gedrückt. Dann löste sie sich aus seiner Umarmung und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen.

»Nicht deine Schuld«, sagte sie.

Er schwieg.

»Du hast so wie er ausgesehen. Diese Krawatte hab ich ihm gekauft.«

»Das war gedankenlos von mir«, sagte Reacher.

Sie bückte sich nach ihrer Tasche, zog ein Papiertaschentuch heraus und putzte sich die Nase.

»O Gott«, seufzte sie.

»Tut mir Leid«, wiederholte er.

»Macht nichts«, sagte sie. »Es geht schon wieder.«

Er schwieg.

»Du hast einfach toll ausgesehen«, sagte sie, »als du da so an der Tür gestanden bist.«

Sie starrte ihn fasziniert an. Dann rückte sie seine

Krawatte zurecht.

Berührte den von ihren Tränen nassen Fleck auf seinem Hemd. Ließ ihre Finger am Revers seines Jacketts nach oben gleiten. Stellte sich auf die Zehenspitzen, schlang die Arme um seinen Hals und küsste ihn.

»So toll«, sagte sie und küsste ihn noch mal, heftiger.

Er ließ sie einen Moment gewähren, bevor er ihren Kuss erwiderte.

Leidenschaftlich. Ihre Zunge war flink. Sie schmeckte ein wenig nach Lippenstift. Er roch das Parfüm auf ihrer Haut und in ihrem Haar, spürte ihre Brüste an seinem Brustkorb, ihr Haar zwischen seinen Fingern. Ihre Hände in seinem Nacken waren kalt und in ständiger Bewegung. Seine Hand glitt über ihren Rücken nach oben. Dann hielt sie plötzlich inne. Befreite sich heftig atmend und mit geschlossenen Augen aus seinen

Armen, berührte ihre Lippen mit dem Handrücken.

»Das sollten wir nicht tun«, sagte sie.

»Wahrscheinlich nicht«, erwiderte er.

Sie öffnete die Augen. Schwieg.

»Was sollten wir dann tun?«, fragte er.

Sie wich zur Seite aus, ging an ihm vorbei ins Wohnzimmer. »Weiß nicht«, antwortete sie. »Zu Abend essen, nehme ich an. Hast du gewartet?«

Er folgte ihr in den Raum. »Ja«, sagte er. »Das habe ich.«

»Du bist ihm sehr ähnlich«, meinte sie.

»Ich weiß.«

»Verstehst du, was ich damit sagen will?«

Er nickte. »Was du in ihm gesehen hast, siehst du

jetzt in mir – zumindest teilweise.«

»Aber *bist* du wie er?«

Er wusste genau, was sie eigentlich fragen wollte: *Hast du seine Ansichten geteilt? Hattet ihr den gleichen Geschmack? Habt ihr dieselben Frauen attraktiv gefunden?*

»Wie ich dir schon gesagt habe«, entgegnete er, »gibt es Gemeinsamkeiten und Unterschiede.«

»Das ist keine Antwort.«

»Er ist tot. Das ist eine Antwort.«

»Und wenn er's nicht wäre?«

»Dann wäre vieles anders.«

»Nehmen wir mal an, ich hätte ihn nicht gekannt und wäre auf andere Weise auf deinen Namen gestoßen.«

»Dann wäre ich vermutlich nicht hier.«

»Und wenn doch?«

Er sah sie an. Holte tief Luft und atmete dann langsam aus.

»Nun, ich bezweifle, dass wir dann hier stehen und übers Abendessen reden würden«, erklärte er.

»Vielleicht wärst du kein Ersatz«, sagte sie, »sondern das Original.

Und Joe wäre eine Imitation gewesen.«

Er erwiderte nichts darauf.

»Das Ganze ist ziemlich seltsam«, sagte sie. »Wir dürfen es nicht tun.«

»Nein«, sagte er. »Das dürfen wir nicht.«

»Es ist schon lange her«, sagte sie. »Sechs

Jahre.«

»Mit Armstrong alles in Ordnung?«

»Ja«, antwortete sie. »Alles okay.«

Reacher schwieg.

»Wir haben uns getrennt, weißt du«, begann sie wieder. »Ein Jahr vor seinem Tod. Ich bin nicht seine untröstliche Witwe oder so was.«

Er sagte nichts.

»Und du bist auch nicht gerade sein trauernder Bruder. Du hast ihn kaum gekannt.«

»Nimmst du mir das übel?«

Sie nickte. »Er war einsam. Er hätte jemanden gebraucht. Ja, ich nehme dir das ein wenig übel.«

»Sicher längst nicht so sehr wie ich mir selbst.«

Sie äußerte sich nicht dazu. Hob nur die Hand und warf einen Blick auf ihre Armbanduhr.

Das war eine seltsame Geste, und unwillkürlich sah er selbst auf seine Uhr. Der Sekundenzeiger sprang gerade auf einundzwanzig Uhr dreißig.

Ihr Handy klingelte in ihrer in der Diele liegenden Handtasche. In der Stille klang es unnatürlich laut.

»Ein Anruf von meinen Leuten«, erklärte sie. »Aus Armstrongs Haus.«

Sie ging in die Diele hinaus und nahm den Anruf entgegen. Klappte das Handy wortlos wieder zu.

»Alles ruhig«, sagte sie. »Sie haben Anweisung, mich jede Stunde anzurufen.«

Er nickte. Sie vermied, ihn anzusehen. Der

magische Augenblick war vorüber.

»Wieder chinesisch?«, fragte sie.

»Klar«, sagte er. »Das Gleiche wie letztes Mal.«

Sie gab telefonisch die Bestellung auf und verschwand nach oben, um zu duschen. Er wartete im Wohnzimmer und nahm das Essen entgegen, als es geliefert wurde. Als sie wieder nach unten kam, setzten sie sich zum Essen an den Küchentisch. Anschließend kochte sie Kaffee, den sie wortlos tranken. Pünktlich um zweiundzwanzig Uhr dreißig klingelte das Handy erneut. Das Gespräch war kurz.

»Alles ruhig«, sagte sie, »bis jetzt.«

»Hör auf, dir Sorgen zu machen«, sagte er. »In seinem Haus wäre er nur durch einen Luftangriff zu erledigen.«

Sie lächelte. »Erinnerst du dich an Harry

Truman?«

»Mein Lieblingspräsident«, entgegnete Reacher. »Nach allem, was ich über ihn weiß.«

»Unserer auch«, meinte sie. »Nach allem, was *wir* über ihn wissen. Irgendwann um 1950 wurden seine Räume im Weißen Haus renoviert, und er war auf der anderen Seite der Pennsylvania Avenue im Blair House einquartiert. Zwei Männer wollten ihn dort ermorden. Einer wurde von den Cops auf der Straße erschossen, aber der andere hat's geschafft, bis zu seiner Tür vorzudringen. Unsere Leute mussten *Truman* von dem Attentäter wegziehen, weil der ihm die Waffe wegnehmen und sie ihm in den Arsch rammen wollte.«

»Typisch Truman!«

»Allerdings. Und das ist nicht die einzige Story über ihn.«

»Würde Armstrong auch so reagieren?«

»Vielleicht. Je nach Stimmung. Er ist nicht aggressiv, aber auch kein Feigling. Ich hab ihn schon sehr zornig erlebt.«

»Und er sieht ziemlich taff aus.«

Froelich nickte. Sah auf ihre Armbanduhr. »Wir sollten ins Büro fahren. Kontrollieren, ob irgendwo anders was passiert ist. Ruf Neagley an, während ich hier aufräume. Sag ihr, dass wir sie in zwanzig Minuten abholen.«

Sie trafen um dreiundzwanzig Uhr fünfzehn wieder in Froelichs Büro ein. Es waren keine Nachrichten eingegangen. Nichts vom Metro Police Department, nichts aus North Dakota, nichts vom FBI. Bei der Datenbank des National Crime Information Center kamen weiter im Sekundentakt Meldungen herein. Froelich durchforstete die Tagesmeldungen. Sie fand nichts Interessantes. Um halb zwölf klingelte ihr Handy. In Georgetown war alles still und friedlich. Sie sah wieder auf ihren

Bildschirm. Las weitere Tagesmeldungen. Der Montagabend wurde zum Dienstagmorgen. Stuyvesant tauchte wie schon am Tag zuvor plötzlich wortlos an der Tür auf und blieb dort stehen, da es außer Froelichs Stuhl keinen anderen im Raum gab. Reacher saß wieder auf dem Boden. Neagley lehnte an einem Aktenschrank.

Zehn Minuten später rief Froelich die Washingtoner Cops an. Nichts.

Auch vom FBI im Hoover Building erfuhr sie, dass bis Mitternacht an der Ostküste nichts Bedeutsames passiert war. Sie wandte sich wieder dem Bildschirm zu. Las einzelne Meldungen vor, aber keiner der Anwesenden konnte daraus irgendeine Bedrohung für Armstrong entnehmen. Der Uhrzeiger sprang auf eins. Mitternacht im Mittleren Westen.

Froelich rief die Polizei in Bismarck an. Nichts. Sie kontaktierte die North Dakota State Police. Nichts. Sie versuchte es erneut mit dem FBI. Auch nichts. Schließlich legte sie den Hörer auf und schob ihren Stuhl zurück.

»Okay, das war's«, sagte sie. »Nichts passiert.«

»Ausgezeichnet«, sagte Stuyvesant.

»Nein«, sagte Reacher. »Nicht ausgezeichnet. Ganz im Gegenteil, eine schlimmere Nachricht hätten wir nicht bekommen können.«

8

Sie gingen mit Stuyvesant in den Konferenzraum zurück. Auf dem schmalen Korridor berührte Neagleys Schulter fast Reachers Arm.

»Klasse Anzug«, flüsterte sie.

»Der Erste meines Lebens«, antwortete er ebenso leise. »Sind wir uns bei der Einschätzung der Situation einig?«

»Einig und vermutlich bald arbeitslos. Das heißt, wenn du denkst, was ich denke.«

Stuyvesant blieb vor dem Konferenzraum stehen und ließ sie eintreten. Reacher und Neagley

nahmen nebeneinander auf einer Seite des langen Tischs Platz, während Stuyvesant und Froelich sich ihnen gegenübersetzten.

»Erklärung?«, fragte Stuyvesant.

Sekundenlanges Schweigen.

»Dies ist eindeutig *kein* Insiderjob«, sagte Neagley.

Reacher nickte. »Obwohl wir anfangs davon ausgegangen sind, dass es entweder das Werk eines Insiders oder das eines Außenstehenden sein könnte. Er war immer beides. Die eigentliche Frage lautet: Ist das Ganze ein Insiderjob mit geringer Unterstützung von außen oder ein Outsiderjob mit geringer Unterstützung von innen?«

»Wobei die geringe Unterstützung woraus bestanden hätte?«, fragte Stuyvesant.

»Ein Insider brauchte einen Daumenabdruck, der nicht seiner war, ein Außenstehender eine Möglichkeit, den zweiten Drohbrief in dieses Gebäude zu bringen.«

»Und Sie sind zu dem Schluss gelangt, dass wir's mit einem Außenstehenden zu tun haben?«

Reacher nickte erneut. »Die absolut schlimmste Alternative also.

Denn während ein Insider, der Unruhe stiften will, nur lästig ist, könnte ein Außenstehender wirklich gefährlich werden.«

Stuyvesant legte die Fingerspitzen aneinander. »Wer?«

»Keine Ahnung«, sagte Reacher. »Vielleicht jemand, der einen so losen Kontakt zu einem Insider hat, dass er gerade noch bereit ist, die Message zu überbringen.«

»Wobei der Insider einer der Raumpfleger wäre.«

»Oder alle drei«, sagte Froelich.

»Vermutlich, ja«, pflichtete Reacher ihr bei.

»Sie sind sich Ihrer Sache sicher?«

»Völlig.«

»Wieso?«, fragte Stuyvesant.

Reacher zuckte mit den Schultern. »Aus mehreren Gründen«, sagte er.

»Erläutern Sie mir das genauer«, meinte Stuyvesant.

»Ich suche einfache Erklärungen«, sagte Reacher.

Stuyvesant nickte. »Ich auch. Wenn ich Hufschläge höre, denke ich an Pferde, nicht an

Zebras. Aber in diesem Fall lautet die einfache Erklärung, dass wir's mit einem Insider zu tun haben, der Froelich um ihren Job bringen will.«

»Das sehe ich nicht so«, sagte Reacher. »Dafür ist diese Methode viel zu kompliziert. Wer das wollte, würde auf bewährte Mittel zurückgreifen, die wir alle kennen. Rätselhafte Kommunikationspannen, Computerabstürze, ein falscher Alarm, der sie zu einer nicht existierenden Adresse in einem üblen Viertel ruft. Sie fordert über Funk Verstärkung an, niemand kommt. Sie bekommt's mit der Angst zu tun, gerät in Panik; der Funkverkehr wird aufgezeichnet und in Umlauf gebracht. Jede Polizei, jede Justizbehörde hat einen meterhohen Stapel solcher Fälle.«

»Auch die Militärpolizei?«

»Klar. Vor allem bei Beamtinnen.«

Stuyvesant schüttelte den Kopf.

»Nein«, widersprach er. »Das sind Vermutungen. Ich frage mich, woher Sie das *wissen*.«

»Weil heute nichts passiert ist.«

»Erklärung?«, fragte Stuyvesant wieder.

»Unser Gegenspieler ist clever«, sagte Reacher, »intelligent und selbstbewusst. Er hat das *Kommando*. Aber er hat etwas angedroht und seine Drohung nicht wahr gemacht.«

»Und? Er hat versagt, das ist alles.«

»Nein«, entgegnete Reacher. »Er hat's nicht mal *versucht*. Weil er nicht wusste, dass sein Brief heute angekommen ist.«

Schweigen.

»Er hat damit gerechnet, dass er morgen eintreffen würde«, erklärte Reacher. »Der Brief wurde am Freitag aufgegeben. Dass er schon am

Montag da war, ist für die U. S. Mail ungewöhnlich schnell. Zufall. Er hat mit Dienstag gerechnet.«

Niemand sprach.

»Er ist ein Externer«, fuhr Reacher fort. »Da er keine direkte Verbindung zum Secret Service hat, weiß er nicht, dass seine Drohung einen Tag zu früh eingegangen ist, sonst hätte er sie *garantiert* wahr gemacht. Denn er ist ein arroganter Schweinehund und verkraftet es nicht, sich selbst zu enttäuschen. Jetzt lauert er also irgendwo da draußen und wartet darauf zuzuschlagen – wie er's von Anfang an geplant hat.«

»Na, wunderbar«, sagte Froelich. »Morgen findet ein weiterer Empfang für Wahlspender statt.«

Stuyvesant schwieg einen Augenblick.

»Was schlagen Sie also vor?«, fragte er sie.

»Wir müssen absagen«, antwortete Froelich.

»Nein, ich rede von langfristiger Strategie«, erklärte Stuyvesant.

»Und wir dürfen nicht eine Veranstaltung absagen. Wir können nicht einfach aufgeben und zugeben, dass wir unsere Politiker nicht beschützen können.«

»Sie müssen durchhalten«, meinte Reacher. »Angekündigt ist nur eine Demonstration. Um Sie zu verunsichern. Ich vermute, dass sie Armstrong bewusst ausklammern wird. Das Ziel dürfte ein Ort sein, an dem er schon einmal war oder den er demnächst aufsuchen wird.«

»Zum Beispiel?«, fragte Froelich.

»Vielleicht sein Haus«, erwiderte Reacher. »Hier oder in Bismarck.

Sein Büro. Irgendwo sonst. Die Demonstration

wird theatralisch ausfallen – wie diese Mitteilungen. Etwas Spektakuläres an einem Ort, an dem Armstrong sich gerade aufgehalten hat oder demnächst sein wird.

Der Kerl hat eine Demonstration versprochen und wird Wort halten, aber ich vermute, dass der nächste Schritt parallel dazu erfolgt. Wozu sonst hätte er seine Drohung so formulieren sollen? Wozu sonst eine Demonstration ankündigen?

Warum nicht einfach schreiben:

›Armstrong, Sie werden heute sterben‹?«

Froelich gab keine Antwort.

»Wir müssen diesen Mann identifizieren«, sagte Stuyvesant. »Was wissen wir über ihn?«

Schweigen.

»Nun, lassen Sie uns realistisch sein«, entgegnete

Reacher. »Es handelt sich nicht um *ihn,* sondern um *sie*; denn wir haben es mit einem Team zu tun. Hier arbeiten zwei Leute zusammen.«

»Das ist eine Vermutung«, sagte Stuyvesant.

»Das hätten Sie gern«, antwortete Reacher. »Meine Behauptung lässt sich beweisen.«

»Wie?«

»Mich hat von Anfang an gestört, dass die Briefe einen Daumenabdruck *und* Talkumspuren von Latexhandschuhen aufwiesen. Wozu sollte er zweigleisig fahren? Seine Fingerabdrücke sind entweder gespeichert – oder sie sind es nicht. Aber es sind zwei Leute. Dem Kerl mit dem Daumenabdruck sind nie die Fingerabdrücke abgenommen worden, dem anderen mit den Handschuhen hingegen schon. Wir können von zwei Leuten ausgehen.«

Stuyvesant sah sehr müde aus. Es war fast zwei Uhr morgens.

»Eigentlich sind wir jetzt überflüssig«, stellte Neagley fest. »Dies sind keine internen Ermittlungen mehr. Der Fall ist öffentlich geworden.«

»Nein«, widersprach Stuyvesant. »Sie bleiben intern, solange noch etwas von den Raumpflegern in Erfahrung zu bringen ist. Sie müssen sich mit diesen Leuten getroffen haben und wissen, wer sie sind.«

Neagley zuckte mit den Schultern. »Sie haben ihnen Anwälte gestellt. Das macht alles sehr schwierig.«

»Das ist gesetzlich vorgeschrieben. Sie wurden verhaftet. Der sechste Verfassungszusatz bestimmt, dass sie darauf Anspruch haben«, entgegnete Stuyvesant.

»Richtig«, stimmte Neagley zu. »Aber gibt's auch eine gesetzliche Regelung für den Fall, dass der Vizepräsident vor seiner Amtseinführung ermordet wird?«

»Ja, die gibt's«, ergriff Froelich bedrückt das Wort. »Im zwanzigsten Verfassungszusatz. Der Kongress wählt einen anderen.«

Neagley nickte. »Nun, dann ist zu hoffen, dass die Nachfolgerliste steht.«

Schweigen.

»Sie sollten das FBI einschalten«, schlug Reacher vor.

»Das werde ich«, antwortete Stuyvesant. »Sobald wir Namen haben.

Nicht vorher.«

»Es hat die Drohbriefe bereits zu Gesicht

bekommen.«

»Nur im Labor. Beim FBI weiß die linke Hand nicht, was die rechte tut.«

»Sie brauchen seine Unterstützung.«

»Und die fordere ich an, wenn wir die Namen kennen. Ich werde sie dem FBI auf einem Silbertablett überreichen. Aber ich verrate nicht, woher wir sie haben und dass wir intern kompromittiert wurden. Und ich denke nicht im Traum daran, das FBI einzuschalten, während wir noch intern kompromittiert *sind*.«

»Ist das wirklich so wichtig?«

»Soll das ein Witz sein? Die CIA hatte ein Problem mit diesem Ames.

Erinnern Sie sich noch? Das FBI hat Wind davon

bekommen und sich jahrelang heimlich darüber amüsiert. Dann hatte es selbst Probleme mit Hanssen und war plötzlich nicht mehr obenauf. Wir spielen in der Oberliga, Reacher. Im Augenblick ist der Secret Service mit großem Abstand die Nummer eins. Wir haben in unserer gesamten Geschichte erst eine Niederlage hinnehmen müssen – und die liegt schon fast vierzig Jahre zurück. Wir denken nicht daran, unseren Spitzenplatz nur so aus Spaß aufs Spiel zu setzen.«

Reacher schwieg.

»Spielen Sie bloß nicht den Überlegenen«, fuhr Stuyvesant fort,

»und erzählen mir, dass die Army anders reagieren würde. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ihr Hilfe suchend zum FBI gelaufen seid oder ich eure kleinen Geheimnisse in der *Washington Post* ausgebreitet gelesen hätte.«

Reacher nickte. Die meisten Leute, die die Army

in Verlegenheit hätten bringen können, waren eingeäschert, lagen zwei Meter unter der Erde, befanden sich irgendwo im Militärgefängnis und hatten Angst, den Mund aufzumachen, oder saßen verschreckt zu Hause. Einige dieser Umstände hatte er selbst herbeigeführt.

»Also gehen wir Schritt für Schritt vor«, sagte Stuyvesant. »Beweisen als Erstes, dass diese Männer von außen kommen. Beschaffen uns ihre Namen von den Raumpflegern. Anwälte hin oder her.«

Froelich schüttelte den Kopf. »Am wichtigsten ist, dass Armstrong bis Mitternacht am Leben bleibt.«

»Für heute ist nur eine Demonstration angekündigt«, warf Reacher ein.

»Ja, ich weiß«, sagte sie. »Aber die Entscheidung liegt bei mir. Und Sie stellen nur Vermutungen an. Wir haben lediglich sieben Wörter auf einem Blatt

Papier. Ihre Interpretation könnte völlig falsch sein. Ich meine, welche bessere Demonstration könnte es geben, als es wirklich zu *tun*? Ihn zu erledigen würde seine Verwundbarkeit beweisen, stimmt's? Ich meine, wie ließe sie sich *besser* demonstrieren?«

Neagley nickte. »Und zugleich müssten sie damit nicht alles auf eine Karte setzen. Ein fehlgeschlagenes Attentat ließe sich vielleicht als Demonstration verkaufen. Um das Gesicht zu wahren.«

»Falls Sie Recht haben«, sagte Stuyvesant.

Reacher schwieg. Einige Minuten später wurde die Besprechung abrupt beendet. Stuyvesant erkundigte sich bei Froelich über Armstrongs Termine für den kommenden Tag. Als Erstes standen nachrichtendienstliche Informationen durch die CIA bei ihm zu Hause – wie am Freitagvormittag – auf dem Plan. Nachmittags gab

es wie fast jeden Tag Besprechungen auf dem Kapitol zur Vorbereitung der Amtsübergabe. Abends fand der Empfang im selben Hotel wie am Donnerstag statt. Stuyvesant notierte sich alles und fuhr kurz vor halb drei Uhr morgens nach Hause. Froelich, Reacher und Neagley blieben allein zurück.

»Vorschlag?«, fragte sie.

»Heimfahren und schlafen«, antwortete Reacher.

»Großartig.«

»Und dann machen Sie genauso weiter wie bisher«, sagte Neagley.

»In seinem Haus kann nichts passieren. Im Büro auch nicht. Und verwenden Sie weiter die Sichtschirme.«

»Was ist mit dem Empfang im Hotel?«

»Möglichst abkürzen und noch mehr die Augen aufhalten.«

Froelich nickte. »Mehr kann ich nicht tun, nehme ich an.«

»Sind Sie in Ihrem Beruf gut?«, fragte Neagley.

Froelich überlegte.

»Ja«, sagte sie. »Ziemlich gut.«

»Nein, das sind Sie nicht«, sagte Reacher. »Sie sind die Beste, die's je gegeben hat.«

» *So* müssen Sie denken«, meinte Neagley. »Pumpen Sie Ihr Ego richtig auf. So weit, dass Sie sich unmöglich vorstellen können, diese Scheißkerle mit ihren lächerlichen Drohbriefen kämen jemals näher als tausend Meilen an Sie heran.«

Froelich lächelte flüchtig. »Ist das militärisches

Aufbautraining?«

»Für mich war's das«, erwiderte Neagley. »Reacher denkt von Natur aus so.«

Froelich lächelte wieder.

»Okay«, sagte sie. »Heimfahren und schlafen. Morgen wird ein anstrengender Tag.«

Washington, D. C., ist nach Mitternacht wie ausgestorben, und es dauerte nur zwei Minuten, um Neagley im Hotel abzusetzen, und weitere zehn, um zu Froelichs Haus zu gelangen. Die Straße war völlig zugeparkt, weshalb sie zwei Straßenblocks weiterfahren mussten, bis sie für den fünfeinhalb Meter langen Suburban eine ausreichend große Parklücke fanden. Sie gingen durch die nasskalte Nacht zurück zum Haus. Froelich blieb in der Diele stehen.

»Zwischen uns alles klar?«, fragte sie. »Wegen vorhin?«

»Alles bestens«, sagte er.

»Ich will nur keine Missverständnisse aufkommen lassen.«

»Keine Sorge, wir haben uns nicht missverstanden.«

»Tut mir Leid, dass ich Ihnen wegen der angekündigten Demonstration widersprochen habe«, entschuldigte sie sich.

»Das ist Ihre Entscheidung, die können nur Sie treffen.«

»Ich hatte andere Freunde«, sagte sie plötzlich. »Sie wissen schon, danach.«

Er schwieg.

»Und Joe hatte andere Freundinnen«, fuhr sie fort. »Er war nicht wirklich schüchtern.«

»Aber er hat sein Zeug hier gelassen.«

»Spielt das eine Rolle?«

»Keine Ahnung«, antwortete er. »Muss wohl einen Grund gehabt haben.«

»Er ist tot, Reacher. Ihn kümmert das nicht mehr.«

»Ich weiß.«

Sie schwieg einen Moment.

»Ich mach mir einen Tee«, sagte sie. »Möchten Sie auch einen?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich geh schlafen.«

Er stieg die Treppe hinauf in das Gästezimmer. Zog Joes Anzug aus und hängte ihn in den Schrank. Nahm die Krawatte ab und legte sie wieder ins Fach. Warf das Oberhemd auf den Schrankboden. Es gab noch vier weitere Hemden, und er rechnete

nicht damit, länger als vier Tage hier zu sein. Streifte die Socken ab und ließ sie auf das Hemd fallen. Ging nur mit den Boxershorts bekleidet ins Bad.

Als er wieder herauskam, stand Froelich in einem Nachthemd aus dünner weißer Baumwolle in der Tür des Gästezimmers. Die Flurbeleuchtung hinter ihr machte es durchsichtig, sodass er ihren gut proportionierten Körper sehen konnte. Ihr Haar war zerzaust. Ohne Schuhe war sie kleiner. Ohne Makeup wirkte sie jünger. Sie hatte schöne Beine.

»Er hat sich von mir getrennt«, sagte sie. »Das war seine Entscheidung, nicht die meine.«

»Warum?«

»Er hat eine Frau kennen gelernt, die ihm besser gefallen hat.«

»Wen?«

»Unwichtig. Keine Frau, die du kennst.«

»Warum hast du mir das nicht erzählt?«

»Weil ich's nicht wahrhaben wollte, glaube ich. Vielleicht, um mich zu schützen und sein Andenken dir gegenüber zu bewahren.«

»Er hat sich nicht anständig benommen?«

»Nicht sehr.«

»Wie ist's passiert?«

»Er hat's mir eines Tages einfach mitgeteilt.«

»Und ist gegangen?«

»Wir haben nicht richtig zusammengelebt. Er war manchmal hier, ich manchmal dort, aber wir haben unsere Wohnungen behalten. Seine Sachen sind

noch hier, weil ich ihn nicht reingelassen habe, um sie abzuholen. Ich war sehr verletzt und zornig auf ihn.«

»Verständlich.«

Sie zuckte mit den Schultern. Der Saum ihres Nachthemds rutschte ein paar Zentimeter hoch.

»Nein, es war kindisch von mir«, widersprach sie. »Ich meine, solche Dinge passieren doch schließlich öfter, oder? Das war nur eine Beziehung, die nach einer Weile zu Ende gegangen ist. Nichts Einzigartiges, schon gar nicht in meinem Leben. In der Hälfte aller Fälle habe ich mich von jemandem getrennt.«

»Warum erzählst du mir das alles?«

»Du weißt, warum«, erwiderte sie.

Er nickte. Schwieg.

»Damit du mit einem leeren Blatt anfangen kannst«, fuhr sie fort.

»Wie du auf mich reagierst, kann mit dir und mir zu tun haben – nicht mit dir und mir und Joe. Er ist von der Bildfläche verschwunden. Also ginge es ihn nichts an, selbst wenn er noch lebte.«

Er nickte wieder.

»Aber wie leer ist dieses Blatt?«, fragte er.

»Joe war ein großartiger Mann«, antwortete sie. »Ich hab ihn geliebt.

Aber du bist nicht er. Du bist ein anderer Mensch. Das weiß ich. Ich versuche nicht, ihn zurückzubekommen. Ich will kein Gespenst.«

»Das ist gut«, sagte er. »Weil ich nicht wie er bin. Darüber musst du dir von Anfang an im Klaren sein.«

»Das bin ich«, entgegnete sie. »Der Anfang von was?« Sie machte einen Schritt auf ihn zu und blieb dann stehen.

»Der Anfang von was auch immer«, sagte er. »Aber das Ende ist ähnlich, weißt du. Auch darüber musst du dir im Klaren sein. Ich verschwinde, genau wie er. Das tue ich immer.«

Sie kam noch näher.

»Bald?«, fragte sie.

»Vielleicht, vielleicht auch nicht.«

»Das riskiere ich, nichts dauert ewig.«

»Kommt mir nicht richtig vor«, sagte er.

Sie sah zu ihm auf. »Was?«

»Dass ich hier stehe und die Sachen deines ehemaligen Liebhabers anhabe.«

»Sind nicht allzu viele«, sagte sie. »Ein Problem, das sich leicht beheben lässt.«

Er schwieg.

»Wirklich?«, fragte er. »Zeigst du mir, wie?«

Sie legte die Hände auf seine Hüften, ließ die Finger unter den Elastikbund seiner Boxershorts gleiten und behob das Problem.

Sie schliefen drei Stunden und wachten um sieben Uhr auf, als Froelichs Wecker drüben in ihrem Schlafzimmer zu klingeln begann. Reacher lag auf dem Rücken. Ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. Ihr Haar berührte seine Wange. Es war warm und behaglich. Er wollte dieses Geräusch ignorieren und liegen bleiben. Aber sie löste sich aus seiner Umarmung und setzte sich benommen im Bett auf.

»Guten Morgen«, sagte er.

Durchs Fenster fiel graues Tageslicht. Sie

lächelte, gähnte und streckte sich. Nebenan klingelte der Wecker weiter. Reacher legte eine Hand auf ihren Bauch und ließ sie nach oben zu den Brüsten gleiten.

Sie lächelte zärtlich und vergrub ihr Gesicht an seinem Hals.

»Dir auch einen guten Morgen«, erwiderte sie.

Der Wecker nebenan schrillte weiter. Reacher strich ihr die Haare aus dem Gesicht und küsste sie.

»Muss jetzt aufstehen«, meinte sie.

»Das tun wir«, sagte er. »Gleich.«

Sie hörte auf, sich zu sträuben, und sie liebten sich leidenschaftlich.

Dann sprang Froelich aus dem Bett und lief in ihr Zimmer, um den Lärm abzustellen. Die Stille war

ohrenbetäubend. Er ließ sich aufs Kopfkissen zurücksinken und sah zur Zimmerdecke.

»Komm ins Bett«, sagte er, als sie, noch immer nackt, wieder ins Zimmer trat.

»Kann nicht«, sagte sie. »Muss zum Dienst.«

»Es wird nicht gleich morgens etwas passieren. Und falls doch, gibt's einen anderen.

Die Kandidaten stehen wahrscheinlich schon Schlange.«

»Und ich kann mir einen neuen Job suchen. Vielleicht bei McDonald's.«

»Hast du das schon mal gemacht?«

»Was, bei McDonald's gearbeitet?«

»Als Arbeitslose einen Job gesucht.«

Sie schüttelte den Kopf. »Noch nie.«

Er lächelte. »Ich hab in den letzten fünf Jahren praktisch nichts getan.«

Sie erwiderte sein Lächeln. »Ich weiß. Ich habe Computerauskünfte über dich eingeholt. Aber heute hast du was zu tun. Also sieh zu, dass du deinen Hintern aus dem Bett kriegst.«

Ihr eigener Hintern bot einen höchst reizvollen Anblick, als sie das Zimmer verließ, um in ihr Bad zu gehen. Reacher blieb noch einen Augenblick liegen, während ihm Dawn Penns alter Song *You don' t love me, yes I know now* einfiel. Er verdrängte ihn aus seinen Gedanken, warf die Bettdecke zurück, stand auf, reckte abwechselnd den einen und den anderen Arm in Richtung Zimmerdecke, machte ein Hohlkreuz und berührte dreimal mit durchgedrückten Knien seine Zehenspitzen. Das war sein ganzes

Fitnessprogramm. Dann verschwand er im Gästebad und machte seine genau zweiundzwanzig Minuten dauernde Morgentoilette: Zähneputzen, Rasur, Haarwäsche, Dusche.

Dann zog er einen weiteren von Joes alten Anzügen an – einen schwarzen, dieselbe Marke, dieselbe Machart. Dazu ein frisches Oberhemd, dasselbe Etikett von *Somebody & Somebody,* dieselbe reinweiße Baumwolle. Frische Boxershorts, frische Socken. Eine dunkelblaue Seidenkrawatte mit kleinen silbernen Fallschirmen, auf der Rückseite das Etikett einer britischen Firma. Vielleicht eine Krawatte der Royal Air Force. Er betrachtete sich im Spiegel und ruinierte dann mit dem in Atlantic City gekauften Kurzmantel das gesamte Erscheinungsbild. Der Mantel passte farblich nicht zum Anzug und wirkte außerdem unförmig und wenig elegant. Aber Reacher rechnete damit, sich tagsüber im Freien aufhalten zu müssen, und Joe schien keinen Mantel zurückgelassen zu haben.

Er traf sich mit Froelich unten an der Treppe. Sie trug einen schwarzen Hosenanzug mit weißer Bluse. Aber ihr dunkelgrauer, klassisch geschnittener Wollmantel sah besser aus als der seine. Sie war eben dabei, ihren Ohrhörer einzusetzen.

»Hilfst du mir schnell?«, fragte sie und stellte den Jackenkragen auf, sodass Reacher das dünne Kabel zwischen Bluse und Jacke einfädeln konnte. Der kleine Stecker am unteren Ende fungierte als Gegengewicht und zog das Kabel bis zur Taille. Froelich schob Mantel und Jacke zur Seite, und ein kleines schwarzes Funkgerät, das im Kreuz an ihrem Gürtel befestigt war, kam zum Vorschein. Das Mikrofonkabel war bereits eingesteckt und führte über den Rücken hinauf und im linken Jackenärmel hinunter. Er steckte den Ohrhörer ein. Dann fiel sein Blick auf ihre Dienstwaffe, die sie mit dem Griff nach vorn an der linken Hüfte trug, um sie jederzeit schnell mit der rechten Hand ziehen zu können. Es handelte sich um eine große,

klobige SIG-Sauer P226, eine weit bessere Waffe als die alte Beretta in ihrer Küchenschublade.

»Okay«, sagte sie. Dann atmete sie tief durch. Sah auf ihre Armbanduhr. Reacher sah auf seine. Es war sieben Uhr vierundvierzig.

»Noch sechzehn Stunden und sechzehn Minuten«, erklärte sie. »Ruf Neagley an und sag ihr, dass wir unterwegs sind, um sie abzuholen.«

Während sie zu Froelichs Wagen gingen, benutzte er ihr Handy. Der Morgen war kalt und feucht – genau wie der Abend zuvor. Die Scheiben des Suburban waren beschlagen, doch der Motor sprang sofort an. Als Neagley vor ihrem Hotel einstieg, war es im Wageninnern bereits warm und behaglich.

Armstrong warf eine Lederjacke über seinen Pullover und trat aus der Hintertür seines Hauses. Der Wind zerzauste ihm das Haar. Er zog den Reißverschluss seiner Jacke hoch, während er zum

Tor ging.

Zwei Schritte davor geriet er ins Fadenkreuz eines Zielfernrohrs, ein Hensoldt 1,5–6 ¥ 42 BL, das ursprünglich mit einem Scharfschützengewehr SIG SSG3000 geliefert, aber von dem Büchsenmacher in Baltimore an ein Vaime Mk2 angepasst worden war. Vaime war ein Markenname des finnischen Waffenherstellers Oy Vaimennin Metalli AB, und das Mk2 ein Scharfschützengewehr dieses Herstellers mit Schalldämpfer, das 7,62-Millimeter-Patronen verschoss, deren Treibladung im Vergleich zur NATO-Standardmunition geringer war. Deshalb geringer, weil das Geschoss im Unterschallbereich bleiben musste, damit die Wirkung des angebauten Schalldämpfers erhalten blieb. Und wegen der verringerten Treibladung der Patrone und der komplizierten Gasabführung des Schalldämpfers erzeugte die Waffe nur sehr wenig Rückstoß. Eine hervorragende Waffe; mit einem guten Zielfernrohr wie dem Hensoldt aus Entfernungen bis zu

zweihundert Metern garantiert tödlich. Und der Mann, der sein rechtes Auge ans Okular gepresst hielt, war nur hundertsechsundzwanzig Meter von Armstrongs rückwärtigem Tor entfernt. Das wusste er genau, denn er hatte den Abstand mit einem Lasergerät gemessen. Er war Wind und Wetter ausgesetzt, aber ausreichend geschützt. Zu seiner dunkelgrünen Daunenjacke trug er eine schwarze Vliesmütze. Von den Handschuhen aus demselben Material hatte er die rechten Fingerspitzen abgeschnitten, um mehr Gefühl zu haben. Da er auf dem Boden lag, konnte der Wind ihn nicht beeinträchtigen. Er rechnete nicht mit Problemen.

Geht ein Mann durch ein Tor, muss er für einen Augenblick innehalten, egal, in welcher Richtung das Tor sich öffnet. Dieses spezielle Tor ging nach innen auf. Das war durch das Hensoldt deutlich zu erkennen. Also würde sich zwei Sekunden lang eine perfekte Gelegenheit zum Schießen bieten.

Armstrong erreichte das Tor. Blieb stehen.

Hundertsechsundzwanzig Meter von ihm entfernt bewegte der Mann mit dem Auge am Zielfernrohr sein Gewehr minimal nach links, bis das Fadenkreuz wieder über der Zielperson lag. Hielt den Atem an. Drückte ab. Das Gewehr schlug sanft gegen seine Schulter. Die Kugel brauchte knapp über vier Zehntelsekunden, um die hundertsechsundzwanzig Meter zurückzulegen.

Sie traf Armstrong mit dumpfem Klatschen hoch an der Stirn, drang in den Schädel ein und durchschlug auf ihrer schrägen Bahn nacheinander die Stirnlappen sowie das Groß- und Kleinhirn. Sie zertrümmerte den obersten Halswirbel und trat am unteren Genickrand durch das weiche Gewebe aus. Sie flog weiter, schlug im Boden ein und verschwand tief in der weichen Erde.

Armstrong war klinisch tot, bevor er den Boden berührte. Auf ihrem Weg durch seinen Schädel verursachte die Kugel ein massives Gehirntrauma. Ihre kinetische Energie pulsierte durchs Gehirn und

wurde von den Schädelknochen wie eine riesige Welle zurückgeworfen. Dabei entstanden katastrophale Schäden. Die Gehirntätigkeit hörte schon auf, bevor die Schwerkraft den Erschossenen zu Boden zwang.

Hundertsechsundzwanzig Meter entfernt verharrte der Mann mit dem Auge am Okular des Zielfernrohrs noch eine Sekunde lang. Dann hielt er das Gewehr flach an seinen Oberkörper gedrückt und wälzte sich damit zur Seite, bis er unbeobachtet aufstehen konnte. Er zog den Ladehebel zurück, fing die heiße Patronenhülse mit seiner behandschuhten Hand auf und ließ sie in eine Jackentasche gleiten. Gelangte rückwärts gehend in Deckung und marschierte dann außer Sichtweite des Hauses davon.

Während der Autofahrt war Neagley ungewöhnlich schweigsam. Vielleicht machte sie sich Sorgen wegen des vor ihnen liegenden Tages oder spürte die veränderte Chemie zwischen den

beiden anderen.

Auch Reacher saß schweigend auf dem Rücksitz, während Froelich sich durch den Verkehr kämpfte. Sie holte nach Norden aus, fuhr über die Whitney Young Bridge über den Potomac und am RFK-Footballstadion vorbei. Dann nahm sie die Massachusetts Avenue und umging so die Verkehrsstaus im Regierungsviertel. Trotzdem kamen sie auch hier nur langsam voran, sodass es fast neun Uhr war, als sie Armstrongs Haus in Georgetown erreichten. Sie parkte hinter einem weiteren Suburban in der Nähe der Sichtschirmöffnung. Ein Secret-Service-Agent verließ seinen Posten auf dem Gehsteig und kam auf sie zu.

»Der Schlapphut ist eben gekommen«, sagte er. »Sie dürften wieder bei Spionage Kurs 101 sein.«

»Müsste inzwischen Kurs 201 sein«, entgegnete Froelich. »Er befasst sich schon ziemlich lang

damit.«

»Nein, das CIA-Zeug ist schrecklich kompliziert«, bemerkte der Agent. »Zumindest für Normalsterbliche.«

Sie lächelte, und der Mann ging wieder auf seinen Posten zurück.

Froelich drehte sich halb um, damit sie mit Neagley und Reacher sprechen konnte.

»Fußstreife?«, fragte sie.

»Deshalb trage ich den Mantel«, antwortete Reacher.

»Vier Augen sehen mehr als zwei«, meinte Neagley.

Sie stiegen gemeinsam aus und ließen Froelich im Wagen sitzen.

Auf der Vorderseite des Hauses war alles ruhig, weshalb sie sich in nördlicher Richtung nach rechts wandten, um einen Blick auf die Rückseite zu werfen. An beiden Enden der hinter dem Haus vorbeiführenden schmalen Zufahrt parkten Streifenwagen. Auch dort war alles ruhig. Die Fenster der umliegenden Häuser waren wegen der Kälte fest geschlossen. Sie liefen zur nächsten Straße, in der ebenfalls Streifenwagen parkten.

»Zeitverschwendung«, sagte Neagley. »In seinem Haus kriegt ihn keiner.«

»Gut, gehen wir frühstücken«, sagte Reacher. Sie kehrten zur Querstraße zurück und fanden einen Doughnut Shop. Holten sich Kaffee und Krapfen und setzten sich an die lange Theke an der Straßenfront.

Die Scheibe war innen beschlagen. Neagley nahm eine Papierserviette, um sie abzuwischen und

hinaussehen zu können.

»Andere Krawatte«, sagte sie.

Er warf einen Blick darauf.

»Anderer Anzug«, fuhr sie fort.

»Gefällt er dir?«

»Ja, wenn wir noch die neunziger Jahre hätten«, antwortete sie.

Er schwieg. Sie lächelte.

»Also«, sagte sie.

»Was?«

»Ms. Froelich hat den Satz komplettiert.«

»Das hast du gemerkt?«

»Klar.«

»Ich hab freiwillig mitgemacht«, sagte Reacher.

»Ich denke mir schon, dass sie dich nicht vergewaltigt hat.«

»Willst du mir deswegen Vorwürfe machen?«

»He, das war deine Entscheidung. Sie ist eine attraktive Frau. Aber das bin ich auch. Und um *mich* hast du dich nie bemüht.«

»Hättest du das denn gewollt?«

»Nein.«

»Das ist der springende Punkt. Ich mag es, wenn mein Interesse erwidert wird.«

»Was deine Auswahl etwas einschränkt.«

»Ein bisschen, aber nicht ganz.«

»Tja, stimmt wohl«, sagte Neagley.

»Dir gefällt das nicht?«

»Ach, was. Tu dir keinen Zwang an. Weshalb bin ich deiner Meinung nach wohl im Hotel geblieben? Ich wollte ihr nicht in die Quere kommen.«

» *Ihr* in die Quere kommen? War das so offensichtlich?«

»O bitte«, sagte Neagley.

Reacher trank seinen Kaffee in kleinen Schlucken, aß dazu zwei Krapfen. Er war hungrig.

»Also, wer sind diese Männer?«, fragte Neagley. »Irgendwelche Ideen?«

»Ein paar«, erwiderte Reacher. »Ich müsste mich sehr anstrengen, lohnt sich aber nicht, bevor wir nicht wissen, ob's mit diesem Job weitergeht.«

»Wohl eher nicht«, sagte Neagley. »Unser Job endet mit den Raumpflegern. Und das ist auch

wieder Zeitverschwendung. Sie werden uns garantiert keinen *Namen* nennen, und wenn doch, ist er falsch. Bestenfalls kriegen wir eine Personenbeschreibung, die dann wertlos ist.«

Reacher nickte. Leerte seine Tasse.

»Komm, wir gehen«, sagte er. »Der Form halber drehen wir noch eine Runde um den Block.«

Sie gingen so langsam, wie sie es in der Kälte ertragen konnten. Nirgends etwas Verdächtiges. Überall herrschte Ruhe. Auf allen Straßen parkten Streifenwagen oder Secret-Service-Fahrzeuge. Ihr Auspuffqualm trieb in weißen Schwaden über die Fahrbahnen. Sie bogen um die letzte Ecke und erreichten Armstrongs Straße von Süden her.

Rechts vor sich sahen sie den weißen Leinwandtunnel. Froelich war ausgestiegen und winkte sie zu sich heran.

»Eine Terminänderung«, erklärte sie. »Im Kapitol

hat's ein Problem gegeben. Er hat den CIA-Vortrag abgebrochen und ist hingefahren.«

»Er ist schon weg?«, fragte Reacher.

Froelich nickte. »Er ist unterwegs.«

Dann hielt sie inne und lauschte auf eine Stimme in ihrem Ohrhörer.

»Er kommt gerade an«, sagte sie.

Sie hob die linke Hand und sprach in das Mikrofon.

»Lagebericht, kommen«, sagte sie und lauschte.

Pause. Dreißig Sekunden verstrichen. Vierzig.

»Okay, er ist drinnen«, sagte sie. »Sicher.«

»Was machen wir jetzt?«, wollte Reacher wissen.

Froelich zuckte mit den Schultern. »Wir warten.

Darum geht's bei unserem Job. Man muss warten können.«

Sie fuhren ins Büro zurück und verbrachten den restlichen Vormittag und den größten Teil des Nachmittags damit zu warten. Froelich erhielt regelmäßige Lagemeldungen, aus denen Reacher sich ein ziemlich gutes Bild davon machen konnte, wie Armstrongs Personenschutz organisiert war. Metro Cops waren außerhalb des Bürogebäudes des Senate Office in Streifenwagen postiert. Secret-Service-Agenten hielten den Gehsteig besetzt. Im Gebäude selbst waren Beamte des Kapitol-Sicherheitsdienstes im Einsatz: je einer an den Metalldetektoren der Eingänge und zahlreiche andere auf den Korridoren. Unter sie mischten sich weitere Secret-Service-Agenten. Die Arbeit des Übergangsteams fand in Büros im ersten Stock statt, wo vor jeder Tür zwei Agenten standen. Armstrongs persönliche Leibwache blieb ständig an seiner Seite. Die Funkmeldungen ließen erkennen, dass dieser Tag verhältnismäßig ruhig

verlief.

Um sechzehn Uhr fuhren sie in Neagleys Hotel, in dessen Ballsaal der Abendempfang für Parteispender stattfinden würde. Er sollte um neunzehn Uhr beginnen, sodass sie drei Stunden Zeit hatten, das Gebäude zu durchsuchen und zu sichern. Zu Froelichs Plan gehörte, dass die Durchsuchung gleichzeitig in der zur Hotelküche gehörenden Ladebucht und den Penthousesuiten beginnen und sich von dort ins Gebäudeinnere fortsetzen würde. Metro Cops mit Hunden wurden von Secret-Service-Agenten begleitet und arbeiteten sich von einem Stockwerk zum nächsten vor. Sobald eine Etage durchsucht war, bezogen drei Cops ihre Posten: je einer am Ende des Flurs und einer, der die Aufzüge und das Treppenhaus überwachte. Als die beiden Suchmannschaften um achtzehn Uhr im achten Stock zusammentrafen, waren in der Hotelhalle und am Eingang des Ballsaals bereits tragbare Metalldetektoren aufgestellt. Auch die Überwachungskameras waren

installiert und arbeiteten einwandfrei.

»An Ihrer Stelle würde ich diesmal zwei Arten von Ausweisen verlangen«, sagte Neagley. »Vielleicht den Führerschein und eine Kreditkarte.«

»Keine Sorge«, sagte Froelich. »Das habe ich vor.«

Reacher stand am Eingang des Ballsaals und sah sich um. Der Saal war riesig, aber tausend Menschen würden ihn so füllen, dass dichtes Gedränge entstand.

Armstrong fuhr mit dem Lift nach unten, ging im Eingangsbereich scharf nach links und durch eine unbeschilderte Tür zum Hinterausgang. Er hatte einen Regenmantel an und hielt seinen Aktenkoffer in der Hand. Der Korridor hinter der unbezeichneten Tür war ein kahler, enger Schlauch, in dem es nach Hausmeisterbedarf roch. Er musste sich an zwei Kartonstapeln

vorbeizwängen. Der eine bestand aus neuen, ordentlich aufgestapelten Kartons, die erst vor kurzem angeliefert worden waren. Der andere war ein schlampig aufgetürmter Stapel aus leeren Pappkartons, der auf die Müllabfuhr wartete. Er stieß die Ausgangstür auf und trat in die Kälte hinaus.

Vor ihm lag ein kleiner, quadratischer Innenhof mit einem Ausgang nach Norden. Etwas über Kopfhöhe waren an den Mauern verzinkte Lüftungsrohre für die Klimaanlage des Gebäudes befestigt. Auf Kniehöhe verliefen rot gestrichene Wasserleitungen mit Absperrhähnen aus Messing für die Sprinkleranlage. Entlang einer Mauer waren drei dunkelblau gestrichene Müllbehälter aufgereiht: geräumige Stahlbehälter in Autogröße. Um die Straße hinter dem Haus zu erreichen, musste Armstrong an ihnen vorbeigehen. Er passierte den ersten, den zweiten. Dann hörte er eine halblaute Stimme »Hey« rufen. Er wandte sich der Stimme zu und sah einen Mann in dem beengten

Raum zwischen dem zweiten und dem dritten Müllbehälter stehen. Er registrierte einen dunklen Mantel, eine Mütze und eine brutal aussehende Waffe. Sie war kurz, klobig und schwarz. Sie wurde hochgerissen und gab ein hustendes Geräusch von sich.

Die Waffe war eine Heckler & Koch MP5SD6, eine auf kurze Feuerstöße zu je drei Schuss eingestellte Maschinenpistole mit Schalldämpfer. Sie verschoss handelsübliche Neunmillimeter-Pistolenmunition. In diesem Fall war keine verringerte Treibladung erforderlich, denn der Lauf der SD6 wies dreißig Bohrungen auf, die einen Teil der heißen Treibgase abführten, damit die Mündungsgeschwindigkeit im Unterschallbereich lag. Ihre Schussfolge betrug achthundert Schuss in der Minute, sodass jeder Feuerstoß zu drei Schuss nur wenig länger als eine Fünftelsekunde dauerte. Der erste Feuerstoß traf Armstrong mitten in die Brust, der zweite ins Gesicht.

Schon in der Standardausführung weist die H&K MP5 viele Vorzüge auf, zu denen höchste Zuverlässigkeit und extreme Treffsicherheit gehören. Die Ausführung mit Schalldämpfer funktioniert sogar noch besser, weil das Gewicht des integrierten Schalldämpfers eine Tendenz abmildert, die jede Maschinenpistole aufweist: dass ihre Mündung bei jedem Feuerstoß in die Höhe schnellt. Ihr einziger Nachteil ist die Gewalt, mit der sie die leeren Patronenhülsen ausspuckt. Sie werden seitlich ebenso schnell ausgeworfen, wie die Geschosse den Lauf verlassen. Und sie fliegen weit. Im Normalfall stellte das kein Problem dar, denn die Waffe war für Einsätze militärischer Eliteeinheiten in aller Welt bestimmt. Aber in dieser Situation warf es Probleme auf. Es bedeutete, dass der Todesschütze sechs leere Patronenhülsen zurücklassen musste, als er sich die Maschinenpistole unter seinen Mantel stopfte, über Armstrongs Leiche hinwegstieg, den kleinen Innenhof verließ und zu seinem Wagen ging.

Um achtzehn Uhr vierzig drängten sich fast siebenhundert Gäste in der Hotelhalle. Sie bildeten eine lange, lockere Schlange, die von der Drehtür über die Garderoben bis zum Saaleingang reichte. Die Luft war erfüllt von aufgeregten Stimmen und einer betörenden Mischung aus teuren Parfüms. Man sah neue Kleider, weiße Dinnerjackets, dunkle Anzüge und bunte Krawatten; Abendtaschen und kleine Kameras in ledernen Hüllen; Lackschuhe mit hohen Absätzen und glitzernde Brillanten; frische Dauerwellen und nackte Schultern.

Reacher beobachtete die Szenerie an einer Säule in der Nähe der Aufzüge lehnend. Draußen auf der Straße standen drei Sicherheitsleute; zwei davon an der Drehtür, wo sie den Metalldetektor bedienten.

Er piepste bei fast jedem vierten oder fünften

Gast. Die Agenten durchsuchten Handtaschen und tasteten Gäste nach Waffen ab. Dabei lächelten sie mit Verschwörermiene. Niemand protestierte gegen diese Prozedur. Drei weitere Agenten streiften durch die Hotelhalle: Mienen unbeweglich, Augen ständig in Bewegung. Nochmals drei Agenten waren am Eingang des Ballsaals postiert. Sie kontrollierten Ausweise und Einladungen. Ihr Metalldetektor reagierte ebenso empfindlich wie der an der Drehtür. Manche Leute wurden zum zweiten Mal durchsucht.

Aus dem Ballsaal hörte man bereits Musik.

Neagley war Reacher gegenüber auf der anderen Seite der Hotelhalle auf der zweiten Stufe einer ins Mezzanin hinaufführenden Treppe postiert. Ihr Blick bewegte sich wie ein Radargerät: von links nach rechts und wieder zurück über das Menschenmeer hinweg. Nach jedem dritten Suchlauf sah sie rasch zu Reacher hinüber und schüttelte kaum merklich den Kopf. Er konnte

beobachten, wie Froelich sich scheinbar ziellos durch die Menge bewegte. Sie sah gut aus. Ihr schwarzer Hosenanzug war elegant genug für diesen Abend, aber niemand würde sie für einen Gast halten. Sie strahlte Autorität aus.

Manchmal blieb sie stehen, um mit einem der Agenten ein paar Worte zu wechseln. Manchmal sprach sie ins Mikrofon an ihrem Handgelenk.

Nach einiger Zeit konnte Reacher genau sagen, wann sie über ihren Kopfhörer Meldungen empfing. Ihre Bewegungen wirkten dann etwas weniger zielgerichtet.

Um neunzehn Uhr befanden sich die meisten Gäste im Saal. Eine kleine Traube von Nachzüglern wartete noch vor dem ersten Metalldetektor, und eine ebenso kleine Gruppe wurde am Eingang des Ballsaals kontrolliert. Gäste, die zum Sonderpreis hier im Hotel übernachteten, kamen paarweise oder zu mehreren

aus den Aufzügen. Neagley stand jetzt allein auf der Treppe zum Mezzanin. Als das Gedränge in der Hotelhalle abnahm, schickte Froelich ihre Agenten in den Ballsaal zu den acht anderen, die dort bereits im Einsatz waren. Alle sechzehn sollten sich bei Armstrongs Eintreffen im Saal befinden. Hinzu kamen die drei Agenten seiner persönlichen Leibwache, drei am Saaleingang und zwei an der Drehtür. Dazu Cops in der Küche, in der Ladebucht, auf allen siebzehn Etagen und auf der Straße.

»Wie viel kostet das alles?«, fragte Reacher sie.

»Das verrate ich dir lieber nicht«, erwiderte sie. »Es würde dich umhauen.«

Neagley verließ ihren Platz auf der Treppe und gesellte sich zu ihnen. »Ist er schon da?«, fragte sie.

Froelich schüttelte den Kopf. »Wir komprimieren die Zeit, in der er exponiert ist. Er kommt spät und

geht früh.«

Plötzlich erstarrte sie und horchte auf eine Stimme in ihrem Ohrhörer. Presste ihn mit einer Hand ans Ohr, um die Hintergrundgeräusche auszuschalten. Dann sprach sie ins Mikrofon.

»Verstanden, Ende«, sagte sie. Sie war blass geworden.

»Was ist?«, fragte Reacher.

Sie ignorierte ihn. Machte auf dem Absatz kehrt und rief den letzten in der Hotelhalle verbliebenen Agenten zu sich. Erklärte ihm, er müsse sie für den Rest des Abends als Teamführer vertreten. Sprach dann in ihr Mikrofon und wiederholte diese Information für alle Agenten auf der Einsatzfrequenz. Wies sie an, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln, die Mindestabstände zu halbieren und die Zeit, in der Armstrong exponiert war, möglichst noch mehr zu verkürzen.

»Was ist?«, wiederholte Reacher.

»Zurück ins Büro«, erklärte Froelich. »Sofort. Das war Stuyvesant.

Sieht so aus, als stünden wir vor einem echten Problem.«

9

Sie schaltete die roten Blinkleuchten ein und bahnte sich einen Weg durch den Abendverkehr, als ginge es um Leben oder Tod. Stellte an jeder Verkehrsampel die Sirene an. Sprach nicht. Reacher saß reglos auf dem Beifahrersitz. Neagley lehnte sich vom Rücksitz nach vorn und starrte auf die Fahrbahn. Das schwere Fahrzeug schwankte und schlingerte und hatte alle Mühe, auf dem glitschigen Asphalt nicht die Bodenhaftung zu verlieren. Die Tiefgarage erreichten sie in weniger

als vier Minuten. Dreißig Sekunden später waren sie im Aufzug und gleich darauf in Stuyvesants Büro. Er saß, auf seinem Stuhl zusammengesackt, als habe jemand ihm einen Magenhaken verpasst, unbeweglich an seinem tadellos aufgeräumten Schreibtisch und hielt einen Stapel Blätter in der Hand. Durchscheinendes Licht zeigte, dass das erste Blatt eine kodierte Kopfzeile wie ein Ausdruck aus einer Datenbank trug. Darunter standen zwei einzeilig geschriebene Absätze.

Seine Sekretärin neben ihm reichte ihm weitere Ausdrucke, Blatt für Blatt. Sie war kreidebleich und verließ den Raum, ohne ein Wort zu sagen.

»Was ist los?«, sagte Reacher.

Stuyvesant sah zu ihm auf. »Jetzt weiß *ich*' *s* auch.«

»Was wissen Sie?«

»Dass wir's hier mit Leuten von außen zu tun

haben. Garantiert.

Ganz ohne Zweifel.«

»Wieso?«

»Sie haben gesagt, die Demonstration werde theatralisch sein«, sagte Stuyvesant. »Oder spektakulär. Man könnte sie auch dramatisch oder unglaublich oder sonst wie nennen.«

»Was hat's gegeben?«

»Wissen Sie, wie hoch unsere nationale Mordrate ist?«

Reacher zuckte mit den Schultern. »Hoch, vermute ich.«

»Fast zwanzigtausend pro Jahr.«

»Okay.«

»Das sind etwa vierundfünfzig Morde pro Tag.«

Reacher rechnete im Kopf nach. »Eher fünfundfünfzig«, sagte er.

»Außer in Schaltjahren.«

»Wollen Sie von zweien hören, die heute verübt wurden?«, fragte Stuyvesant.

»Wer?«, fragte Froelich.

»Kleine Zuckerrübenfarm in Minnesota«, erwiderte Stuyvesant. »Der Farmer geht heute Morgen durch sein rückwärtiges Grundstückstor und wird mit einem Kopfschuss erledigt. Ohne erkennbares Motiv. Der zweite Mord hat sich in Colorado ereignet – in einem kleinen Einkaufszentrum außerhalb von Boulder. In einem der oberen Stockwerke hat ein Steuerberater sein Büro. Der Kerl fährt nach unten, geht durch den

Hinterausgang und wird auf dem Service-Innenhof mit einer Maschinenpistole niedergemäht. Auch hier ist kein Motiv erkennbar.«

»Und?«

»Der Farmer hat Bruce Armstrong geheißen. Der Steuerberater Brian Armstrong. Beide waren Weiße, ungefähr in Brook Armstrongs Alter, ungefähr gleiche Größe, gleiches Gewicht, ähnliches Aussehen, gleiche Haar- und Augenfarbe.«

»Gehören sie zur Familie? Sind sie verwandt?«

»Nein«, antwortete Stuyvesant. »Nicht untereinander, nicht mit dem Vizepräsidenten. Deshalb frage ich mich: Wie hoch sind die Chancen?

Dass zwei Männer, die mit Nachnamen Armstrong heißen und deren Vornamen beide mit BR anfangen, an dem Tag, an dem wir’s mit einer

ernsten Drohung gegen unseren Mann zu tun haben, ›zufällig‹ das Opfer sinnloser Morde werden? Und ich denke, dass die Antwort ungefähr eins zu einer Million lautet.«

Schweigen.

»Die Demonstration«, bemerkte Reacher.

»Ja«, sagte Stuyvesant. »Das war die Demonstration. Eiskalter Mord. Zwei unbeteiligte Männer. Deshalb stimme ich Ihnen zu. Das sind keine Insider, die sich einen Scherz erlauben.«

Neagley und Froelich setzten sich, ohne dazu aufgefordert worden zu sein. Reacher lehnte an einem hohen Aktenschrank und starrte aus dem Fenster. Die Jalousie war noch offen, aber draußen war es bereits dunkel.

»Wie haben Sie es erfahren?«, fragte er. »Hat jemand angerufen und die Verantwortung dafür übernommen?«

Stuyvesant schüttelte den Kopf. »Das FBI hat uns benachrichtigt. Es verfügt über Software, die täglich die NCIC-Meldungen durchforstet.

Armstrong gehört zu den eigens gekennzeichneten Namen.«

»Dann ist das FBI also schon beteiligt.«

Stuyvesant schüttelte erneut den Kopf. »Es hat nur ein paar Informationen weitergegeben. Versteht ihre Bedeutung aber nicht.«

Im Büro herrschte Schweigen.

»Gibt's schon nähere Details von den Tatorten?«, fragte Neagley.

»Ein paar«, antwortete Stuyvesant. »Der erste Mann ist von einem einzelnen Schuss in den Kopf getroffen worden. War sofort tot. Die dortige

Polizei kann das Geschoss nicht finden. Seine Frau hat keinen Schuss gehört.«

»Wo war sie?«

»Sechs bis sieben Meter entfernt in der Küche. Türen und Fenster waren wegen des Wetters geschlossen. Aber sie hätte eigentlich etwas hören müssen. Jäger hört sie auch immer.«

»Wie groß ist das Loch in seinem Schädel?«, fragte Reacher.

»Größer als von einer Kugel Kaliber 22«, erwiderte Stuyvesant.

»Falls Sie an so was denken.«

Reacher nickte. Die einzige aus dieser Entfernung nicht zu vernehmende Handfeuerwaffe wäre eine Pistole Kaliber 22 mit Schalldämpfer gewesen. Bei einem größeren Kaliber hätte man etwas hören müssen, mit oder ohne Schalldämpfer, Fenster hin

oder her.

»Also war's ein Gewehr«, sagte er.

»Die Schussbahn lässt darauf schließen«, entgegnete Stuyvesant.

»Der Gerichtsmediziner nimmt an, dass die Kugel von schräg oben gekommen ist. Sie hat den Schädel durchschlagen und ist tief unten am Hinterkopf ausgetreten.«

»Hügeliges Gelände?«

»In der ganzen Gegend.«

»Also war's ein Gewehr aus sehr großer Entfernung oder mit Schalldämpfer. Und mir gefallen beide Möglichkeiten nicht. Weit entferntes Gewehr bedeutet, dass jemand ein Meisterschütze ist, Gewehr mit Schalldämpfer, dass jemand alle möglichen exotischen Waffen besitzt.«

»Was ist mit dem zweiten Mann?«, fragte Neagley.

»Keine acht Stunden später«, antwortete Stuyvesant. »Aber über achthundert Meilen entfernt. Also scheint das Team sich für einen Tag getrennt zu haben.«

»Details?«

»Die trudeln nach und nach ein. Die Ermittler gehen davon aus, dass die Tatwaffe eine Maschinenpistole war. Aber auch dort hat niemand was gehört.«

»Eine MP mit Schalldämpfer?«, fragte Reacher. »Wissen die Cops das bestimmt?«

»Kein Zweifel, dass es eine MP war«, erwiderte Stuyvesant. »Die Leiche ist völlig zerfetzt. Zwei Feuerstöße, Kopf und Brust. Sehr wirkungsvoll.«

»Ausgesprochen wirkungsvolle Demonstration«, warf Froelich ein.

Reacher starrte aus dem Fenster. Draußen hing leichter Nebel.

»Aber was demonstriert sie genau?«, fragte er.

»Dass diese Typen keine sehr netten Leute sind.«

Er nickte. »Aber nicht sehr viel mehr als das, stimmt's? Es beweist nicht wirklich Armstrongs Verwundbarkeit, wenn nicht irgendein Zusammenhang zwischen seinen Namensvettern und ihm besteht. Wissen wir *bestimmt,* dass sie nicht verwandt, vielleicht entfernte Cousins waren? Zumindest der Farmer? Minnesota grenzt an North Dakota, nicht?«

Stuyvesant schüttelte den Kopf.

»War natürlich auch mein erster Gedanke«, sagte er. »Aber das habe ich zweimal überprüft. Erstens

stammt der Vizepräsident nicht aus Dakota, sondern ist aus Oregon zugezogen. Außerdem haben wir den vollständigen Text der vom FBI bei seiner Nominierung vorgenommenen Personenüberprüfung. Sie enthält sehr ausführliche Angaben.

Und so viel bekannt ist, hat er keine lebenden Verwandten außer einer älteren Schwester, die in Kalifornien lebt. Seine Frau hat ein paar Cousins, die aber nicht Armstrong heißen und größtenteils jünger sind.

Eigentlich noch Kinder.«

»Okay«, sagte Reacher. *Kinder*. Vor seinem inneren Auge sah er eine Wippe und Plüschtiere. *Cousins*.

»Verrückte Sache«, meinte er. »Willkürlich zwei Männer zu erschießen, die sich ähnlich sehen und beide Armstrong heißen. Ist dramatisch genug, aber es beweist keinen großen Einfallsreichtum.

Beweist überhaupt nichts. Sollte uns nicht beunruhigen, was unsere Sicherheitsmaßnahmen angeht.«

»Macht uns ihretwegen traurig«, sagte Froelich. »Und ihrer Angehörigen wegen.«

»Natürlich«, sagte Reacher. »Aber zwei Hinterwäldler, die ermordet werden, bringen uns nicht wirklich ins *Schwitzen,* oder? Schließlich hatten Sie nicht den Auftrag, auch sie zu beschützen. Also gibt's keinen Grund, an uns selbst zu zweifeln. Ich habe wirklich etwas Persönlicheres, etwas Spektakuläreres erwartet. So etwas wie der Brief, der plötzlich auf Ihrem Schreibtisch gelegen hat.«

»Das klingt, als wären Sie enttäuscht«, sagte Stuyvesant.

»Ich bin enttäuscht. Ich dachte, sie würden sich

nahe genug heranwagen, um uns eine Chance zu geben, sie zu schnappen. Aber sie haben gekniffen. Sie sind Feiglinge.«

Niemand sprach.

»Feiglinge sind Schlägertypen«, sagte Reacher. »Und umgekehrt.«

Neagley sah ihn an.

»Also?«, fragte sie.

»Also müssen wir zum Anfang zurückgehen und uns über ein paar Dinge Gedanken machen. Zum Beispiel wissen wir jetzt, dass diese Typen keine Insider sind.«

»Also?«, fragte Neagley wieder.

»Und was in Minnesota und Colorado passiert ist, beweist uns, dass sie vor praktisch nichts zurückschrecken.«

»Also?«

»Die Raumpfleger. Was wissen wir über sie?«

»Dass sie beteiligt sind. Dass sie Angst haben und nichts sagen.«

»Richtig«, sagte Reacher. »Aber warum haben sie Angst? Weshalb sagen sie nichts? Weil diese Männer keine Insider sind und auch keine netten Leute.«

»Also?«

»Also setzt man sie unter Druck. Sie werden eingeschüchtert, damit sie schweigen.«

»Wie?«

»Das möchte ich von dir wissen. Wie schüchterst du jemanden ein, ohne ihn äußerlich zu verletzen?«

»Man droht ihm etwas an. Etwas, das ihm in der

Zukunft vielleicht Schaden zufügt.«

Reacher nickte. »Ihm selbst – oder jemandem, der ihm nahe steht, bis er vor Angst wie gelähmt ist.«

»Okay.«

»Wo haben wir das Wort *Cousins* schon mal gehört?«

»Überall. Ich hab auch welche.«

»Nein, in letzter Zeit.«

Neagley sah zum Fenster. »Von den Raumpflegern«, sagte sie.

»Ihre Kinder sind bei Cousins. So haben sie sich ausgedrückt.«

»Aber erinnerst du dich, wie sie dabei gezögert haben?«

»Tatsächlich?«

Reacher nickte. »Sie haben eine kurze Pause gemacht und einen Blick gewechselt.«

»Und?«

»Vielleicht sind ihre Kinder *nicht* bei Cousins.«

»Warum sollten sie lügen?«

»Gibt es eine bessere Methode, jemanden zu etwas zu zwingen, als ihm die Kinder wegzunehmen?«

Sie handelten schnell, aber Stuyvesant stellte sicher, dass es legal vonstatten ging. Er rief die Anwälte der Raumpfleger an und erklärte ihnen, sie brauchten die Antwort auf eine einzige Frage: Name und Adresse der Babysitter. Er fügte hinzu, eine rasche Antwort sei wünschenswert. Er bekam

sie. Die Anwälte riefen innerhalb einer Viertelstunde zurück. Der Name lautete Gálvez, und die Adresse war nicht weiter als eine Meile vom Haus der Raumpfleger entfernt.

Dann bat Froelich um Ruhe, setzte sich mit ihren Leuten über Funk in Verbindung und ließ sich einen vollständigen Lagebericht aus dem Hotel geben. Es gab keine Probleme. Alles verlief ruhig. Armstrong machte seine Runde durch den Ballsaal. Die Mindestabstände wurden strikt eingehalten. Sie ordnete an, sämtliche Agenten sollten Armstrong nach Schluss der Veranstaltung hinausbegleiten. Sie verlangte einen menschlichen Schutzwall bis hinaus zu seiner Limousine.

»Und wartet nicht mehr allzu lange«, sagte sie. »Verkürzt die Zeit, in der er exponiert ist.«

Danach stiegen sie in der Tiefgarage zu viert in Froelichs Suburban und fuhren direkt am Haus der Raumpfleger vorbei. Schlängelten sich eine

weitere Meile über schlecht beleuchtete Straßen und hielten vor einem hohen, schmalen Zweifamilienhaus. Es war von einem Maschendrahtzaun umgeben und hatte an den Torsäulen angekettete Mülltonnen. Es stand zwischen einem Lebensmitteldiscounter und einer langen Reihe identischer Häuser eingezwängt. Am Randstein vor dem Haus parkte ein klappriger Cadillac.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Stuyvesant.

»Wir gehen hinein und reden mit diesen Leuten. Aber wir wollen keinen Massenauflauf. Sie sind schon verängstigt genug. Neagley soll zuerst reingehen.«

Stuyvesant wollte Einwände erheben, aber Neagley war schon ausgestiegen und zum Tor unterwegs. Reacher beobachtete, wie sie kurz auf dem Gehsteig stehen blieb, um sich Überblick zu verschaffen. Beobachtete, wie sie auf dem Weg zur

Haustür nach links und rechts schaute. Aber es war niemand zu sehen. Als sie die Haustür erreichte, suchte sie nach einem Klingelknopf. Als keiner zu finden war, klopfte sie kräftig ans Holz.

Sie musste eine Weile warten, bis die Tür so weit geöffnet wurde, wie es die vorgelegte Sperrkette zuließ. Ein schmaler Streifen Licht fiel ins Freie. Neagley führte ein kurzes Gespräch. Die Haustür ging wieder zu, damit die Kette ausgehakt werden konnte. Der Lichtstreifen wurde erst schmal, dann wieder breiter. Neagley drehte sich um und winkte. Froelich, Stuyvesant und Reacher stiegen aus dem Wagen und gingen zum Haus. Auf der Schwelle stand ein kleiner schwarzhaariger Mann, der sie verlegen lächelnd erwartete.

»Das hier ist Mr. Gálvez«, stellte Neagley ihn vor. Sie nannten ihre Namen. Gálvez trat zur Seite und ließ sie mit einer *Bitte-fol-gen-Sie-mir-*Bewegung ein. Er trug eine Anzughose und einen Pullover mit Karomuster, hatte einen frischen

Haarschnitt und einen offenen Gesichtsausdruck. Das Haus war eng und wurde deutlich von zu vielen Menschen bewohnt, aber es war blitzsauber. An Garderobenhaken im Flur hingen säuberlich aufgereiht sieben Kinderjacken. Die meisten waren klein, einige etwas größer. Auf dem Fußboden darunter standen sieben Schulranzen und sieben Paar Schuhe. Hier und dort lagen ordentlich aufgestapelte Spielsachen. In der Küche waren drei Frauen zu sehen. Kinder lugten hinter ihren Röcken hervor. Andere schauten aus der Wohnzimmertür. Sie waren in ständiger Bewegung und schienen alle gleich auszusehen. Reacher schaffte es nicht, sie zu zählen.

Stuyvesant wirkte leicht überfordert. Reacher zwängte sich an ihm vorbei und ging in Richtung Küche. Blieb an der Tür stehen. Auf einer Arbeitsfläche neben dem Kühlschrank standen sieben Lunchboxen.

Ihre Deckel waren hochgeklappt. Er machte kehrt,

zwängte sich an Neagley vorbei und betrachtete die kleinen Jacken. Bunte Nylonsachen, wie er sie im Laden in Atlantic City gesehen hatte. Er nahm eine Jacke vom Haken. Im Kragen war ein weißes Etikett eingenäht, auf das mit wasserfestem Filzstift geschrieben *J. Gálvez* stand. Er hängte die Jacke zurück und kontrollierte die übrigen sechs. Alle waren mit dem Familiennamen und einem abgekürzten Vornamen gekennzeichnet. Insgesamt fünf mit *Gálvez* und zwei mit *Alvárez*.

Niemand sprach. Stuyvesant wirkte verlegen. Reacher bedeutete Gálvez, mit ihm ins Wohnzimmer zu kommen. Als sie eintraten, huschten zwei Kinder hinaus.

»Sie haben fünf Kinder?«, fragte Reacher.

Gálvez nickte. »Ich bin ein glücklicher Mann.«

»Wem gehören also die beiden Mäntel, in denen

Alvárez steht?«

»Den Kindern des Cousins meiner Frau, Julio.«

»Julios und Anitas Kindern?«

Gálvez nickte.

»Ich möchte sie sehen«, sagte Reacher.

»Sie sind nicht hier.«

»Wo sind sie?«

»Weiß ich nicht«, antwortete Gálvez. »In der Arbeit, vermute ich. Sie arbeiten nachts. Bei einer Regierungsbehörde.«

»Nein, ich meine ihre Kinder. Nicht die Eltern.«

Gálvez starrte ihn verwirrt an. »Ihre Kinder?«

»Damit ich weiß, dass mit ihnen alles in Ordnung ist.«

»Sie haben sie gerade gesehen. In der Küche.«

»Welche sind es?«

»Wir nehmen kein Geld«, sagte Gálvez. »Außer für ihr Essen.«

Reacher nickte. »Hier geht's nicht um Genehmigungen oder dergleichen. Wir möchten nur sehen, ob mit ihnen alles in Ordnung ist.«

Gálvez rief in rasend schnellem Spanisch etwas in die Küche. Zwei kleine Kinder lösten sich aus der Gruppe und kamen ins Wohnzimmer getrabt. Sie blieben in der Nähe der Tür nebeneinander stehen. Zwei kleine Mädchen, bildhübsch, große dunkle Augen, glänzendes schwarzes Haar, ernster Gesichtsausdruck. Vielleicht fünf und sieben, vier und sechs oder drei und fünf Jahre alt. Reacher hatte keine Ahnung.

»Hey, Kids«, sagte er. »Zeigt mir eure Jacken.«

Sie gehorchten ihm aufs Wort. Er folgte ihnen in die Diele hinaus und beobachtete, wie sie sich auf die Zehenspitzen stellten und die beiden kleinen Jacken berührten, in denen *Alvárez* stand, wie er bereits wusste.

»Okay«, sagte Reacher. »Jetzt holt euch einen Keks oder so was.«

Sie rannten in die Küche zurück. Er sah ihnen von der Tür aus nach und kehrte dann wieder ins Wohnzimmer zurück. Blieb dicht vor Gálvez stehen.

»Hat sich sonst noch jemand nach ihnen erkundigt?«, fragte er.

Gálvez schüttelte den Kopf.

»Sicher?«, fragte Reacher. »Niemand hat sie beobachtet, keine verdächtigen Fremden in der Umgebung des Hauses?«

Gálvez schüttelte erneut den Kopf.

»Falls Ihnen irgendwas Sorgen macht, sollten Sie’s uns jetzt sagen.

Dann kümmern wir uns darum.«

Gálvez machte nur ein verständnisloses Gesicht. Reacher betrachtete seine Augen. Er hatte in seiner Dienstzeit bei der Militärpolizei viel Zeit damit verbracht, Augen zu beobachten, und diese sahen unschuldig drein. Leicht beunruhigt, etwas verwirrt, aber dieser Mann hatte nichts zu verbergen.

»Okay«, sagte er. »Entschuldigen Sie die Störung.«

Auf der Rückfahrt ins Büro war Reacher sehr still und in sich gekehrt.

Sie gingen wieder in den Konferenzraum. Er schien der einzige Raum mit mehr als drei Sitzgelegenheiten zu sein. Neagley ließ Froelich neben Reacher sitzen. Sie selbst nahm neben Stuyvesant auf der anderen Seite des Konferenztisches Platz. Froelich setzte sich über Funk mit ihren Sicherheitsleuten in Verbindung und erfuhr, dass Armstrong im Begriff war, das Hotel zu verlassen. Er kürzte seine Anwesenheit ab. Das schien niemanden zu stören. Widmete er sich den Gästen lange, waren sie begeistert. Verschwand er schon bald wieder, freuten sie sich darüber, dass ein so wichtiger und viel beschäftigter Mann überhaupt Zeit für sie gefunden hatte. Froelich hörte weiter zu und folgte Armstrong akustisch auf seinem Weg aus dem Ballsaal, durch die Küche, in die Ladebucht hinaus und zu seiner Limousine. Dann atmete sie auf. Jetzt blieben nur noch die Wagenkolonne nach Georgetown und der nächtliche Transfer durch den Leinwandtunnel. Sie stellte ihr Funkgerät etwas leiser, lehnte sich zurück und sah die anderen mit fragendem Blick

an.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Neagley. »Es deutet auf etwas hin, das ihnen *mehr* Sorgen macht als das Wohlergehen ihrer Kinder.«

»Was könnte das sein?«, fragte Froelich.

»Green cards? Sind sie legal hier?«

Stuyvesant nickte. »Natürlich. Sie sind Angestellte des United States Secret Service wie jeder andere in diesem Gebäude. Mehrfach auf Herz und Nieren überprüft. Wir schnüffeln in ihren Finanzen und allem anderen herum. Unseres Wissens waren sie clean, als sie eingestellt wurden.«

Reacher hörte nur noch mit halbem Ohr zu. Er rieb sich mit einer Hand den Hinterkopf. Sein kurz geschnittenes Haar wuchs schon wieder nach. Es fühlte sich weicher an. Er sah zu Neagley. Starrte auf den makellos sauberen Teppichboden aus

geripptem, grauem Nylon. Im Halogenlicht konnte er einzelne Fäden glitzern sehen. Reacher schloss die Augen. Dachte angestrengt nach. Ließ in seinem Kopf nochmals das Überwachungsvideo ablaufen: Acht Minuten vor Mitternacht kommen die Raumpfleger ins Bild. Sie verschwinden in Stuyvesants Büro. Sieben Minuten nach Mitternacht kommen sie wieder heraus. Sie brauchen neun Minuten, um den Vorraum mit dem Arbeitsplatz der Sekretärin zu putzen. Sechzehn Minuten nach Mitternacht gehen sie wieder. Er konzentrierte sich auf jedes einzelne Bild, jede Bewegung. Dann öffnete er die Augen. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Er sah auf seine Armbanduhr. Kurz vor einundzwanzig Uhr. Er lächelte – ein breites, zufriedenes Grinsen.

»Mr. Gálvez hat mir gefallen«, sagte er. »Er war in seiner Vaterrolle richtig glücklich, nicht? All diese aufgereihten Lunchboxen. Ich wette, da ist Vollkornbrot drin und Obst. Alle möglichen gesunden Sachen.«

Die anderen starrten ihn an.

»Ich war ein Soldatenkind«, fuhr er fort. »Hatte auch eine Lunchbox.

Meine war ein alter Munitionsbehälter. Die hatten wir alle. Auf den Stützpunkten galten sie damals als schick. Ich habe meinen Namen mit einer richtigen Schriftschablone der Army draufgemalt. Diese Schrift konnte meine Mutter nicht leiden. Sie fand, für einen kleinen Jungen sehe das viel zu militaristisch aus. Aber sie hat mir trotzdem gute Sachen mitgegeben.«

»Reacher, wir stehen vor großen Problemen, zwei Leute sind ermordet worden, und du redest von Lunchboxen?«, sagte Neagley.

Er nickte. »Ich rede von Lunchboxen und denke an Haarschnitte. Mr.

Gálvez war kürzlich beim Friseur, ist dir das aufgefallen?«

»Und?«

»Und entschuldige, wenn ich das sage, Neagley, aber ich denke an deinen Hintern.«

Froelich starrte ihn an. Neagley wurde rot.

»Worauf willst du hinaus?«, fragte sie.

»Ich will darauf hinaus, dass es meiner Ansicht nach für Julio und Anita nichts Wichtigeres gibt als ihre Kinder.«

»Warum halten sie dann weiter dicht?«

Froelich setzte sich auf und drückte ihren Ohrhörer mit einem Finger ins Ohr. Hörte kurz zu und hob die linke Hand.

»Verstanden«, sagte sie ins Mikrofon. »Gut gemacht, Leute, Ende.«

Dann lächelte sie.

»Armstrong ist zu Hause«, sagte sie. »Sicher.«

Reacher sah erneut auf seine Armbanduhr. Punkt einundzwanzig Uhr. Er blickte zu Stuyvesant. »Kann ich mir Ihr Büro noch mal ansehen? Gleich jetzt?«

Stuyvesant machte ein verständnisloses Gesicht, aber er stand auf und ging voraus. Der Vorraum mit dem Arbeitsplatz der Sekretärin lag still und verlassen da. Stuyvesants Bürotür war geschlossen. Er stieß sie auf und machte Licht.

Auf dem Schreibtisch lag ein Blatt Papier.

Alle sahen es. Stuyvesant stand einige Sekunden wie gelähmt da, dann durchquerte er den Raum und starrte auf das Blatt. Schluckte trocken. Nahm es vom Schreibtisch.

»Fax von der Kriminalpolizei in Boulder«, erklärte er. »Erste Ergebnisse der ballistischen Untersuchung. Meine Sekretärin muss es mir

hingelegt haben.« Er lächelte erleichtert.

»Sehen Sie sich jetzt bitte um«, sagte Reacher. »Konzentrieren Sie sich. Sieht Ihr Büro normalerweise so aus?«

Stuyvesant tat, wie ihm geheißen.

»Ja«, sagte er dann.

»So sehen die Raumpfleger es also jede Nacht?«

»Nun, auf dem Schreibtisch liegt in der Regel nichts«, sagte Stuyvesant. »Aber ansonsten … ja.«

»Okay«, sagte Reacher. »Gehen wir wieder.«

Sie kehrten in den Konferenzraum zurück. Stuyvesant las das Fax.

»Sie haben sechs leere Hülsen gefunden«, sagte er.

»Pistolenmunition, Kaliber neun Millimeter. Merkwürdige Auszieherspuren an den Seiten. Eine Zeichnung ist beigefügt.«

Er schob Neagley das Blatt hin. Sie las den Text. Verzog das Gesicht. Gab das Fax Reacher weiter. Er sah sich die Zeichnung an und nickte.

»Heckler und Koch MP5«, sagte er. »Sie spuckt die leeren Hülsen wie verrückt aus. Der Kerl hatte Feuerstöße zu je drei Schuss eingestellt. Zwei Feuerstöße, sechs Hülsen. Sie sind bestimmt fünfzehn Meter weit geflogen.«

»Vermutlich das Modell SD6«, meinte Neagley. »Wenn's eine MPi mit Schalldämpfer war. Eine ausgezeichnete Waffe. Teuer. Und ziemlich selten.«

»Wozu wollten Sie mein Büro sehen?«, fragte Stuyvesant.

»Wir haben uns in Bezug auf die Raumpfleger geirrt«, sagte Reacher.

Im Raum wurde es still.

»In welcher Beziehung?«, wollte Neagley wissen.

»In jeder Beziehung«, sagte Reacher. »In jeder nur möglichen Beziehung. Was ist passiert, als wir mit ihnen geredet haben?«

»Sie haben geschwiegen.«

Er nickte. »Das habe ich ursprünglich auch gedacht. Sie sind in stoisches Schweigen verfallen. Alle drei. Fast wie in Trance. Ich habe das als Reaktion auf irgendeine Gefahr gedeutet. Als wären sie zu eingeschüchtert, um unsere Fragen zu beantworten, weil irgendjemand sie in der Hand hatte. Als sei Schweigen lebenswichtig. Aber weißt du was?«

»Was?«

»Sie hatten keinen blassen Schimmer, wovon wir überhaupt geredet haben. Wir waren zwei verrückte Weiße, die ihnen unmögliche Fragen stellten, das war alles. Sie waren zu schüchtern, um uns zum Teufel zu jagen. Sind einfach geduldig dagesessen und haben uns schwatzen lassen.«

»Worauf willst du also hinaus?«

»Überleg dir, was wir noch wissen. Das Überwachungsvideo zeigt eine merkwürdige Abfolge von Ereignissen. Sie sehen ein bisschen müde aus, als sie in Stuyvesants Büro gehen, und etwas weniger müde beim Herauskommen. Sie sehen ganz ordentlich aus, als sie hineingehen, und ein bisschen zerzaust beim Herauskommen. Sie verbringen fünfzehn Minuten in seinem Büro und nur neun draußen im Vorraum.«

»Und?«, fragte Stuyvesant.

Reacher lächelte. »Ihr Büro ist wahrscheinlich der sauberste Raum der Welt. Ein Chirurg könnte

dort operieren. Darauf achten Sie ganz bewusst. Wir wissen übrigens von Ihrer Marotte mit dem Aktenkoffer und den nassen Schuhen.«

Froelich machte ein verständnisloses Gesicht. Diesmal wurde Stuyvesant rot.

»Es ist geradezu zwanghaft sauber und aufgeräumt«, fuhr Reacher fort. »Und trotzdem haben die Raumpfleger fünfzehn Minuten darin zugebracht. Weshalb?«

»Sie haben den Drohbrief aus seinem Versteck geholt«, sagte Stuyvesant, »und ihn auf den Schreibtisch gelegt.«

»Nein.«

»War's nur Maria? Sind Julio und Anita zuerst herausgekommen?«

»Nein.«

»Wer hat ihn also sonst hingelegt? Meine Sekretärin?«

»Nein.«

Schweigen.

»Wollen Sie damit sagen, ich hätte ihn hingelegt?«, fragte Stuyvesant.

Reacher schüttelte den Kopf. »Ich frage mich nur, warum die Raumpfleger fünfzehn Minuten in einem Büro verbracht haben, das bereits mehr als sauber war.«

»Sie haben sich ausgeruht?«, schlug Neagley vor.

Er schüttelte wieder den Kopf. Froelich lächelte plötzlich.

»Sie haben etwas getan, nach dem sie leicht

zerzaust ausgesehen haben?«, fragte sie.

Reacher erwiderte ihr Lächeln. »Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel Sex?«

Stuyvesant wurde blass. »Das will ich nicht hoffen«, sagte er. »Und außerdem waren sie zu dritt.«

»Flotte Dreier soll's schon gegeben haben«, bemerkte Neagley.

»Sie leben unter einem Dach«, sagte Stuyvesant. »Wollen sie das, können sie's zu Hause machen, oder?«

»Vielleicht empfinden sie's als ein erotisches Abenteuer«, sagte Froelich, »es am Arbeitsplatz zu treiben.«

»Vergesst den Sex«, sagte Reacher. »Denkt an das bisschen Zerzaustheit. Weshalb ist dieser Eindruck

bei uns entstanden?«

Alle zuckten mit den Schultern. Stuyvesant war noch immer blass.

Reacher lächelte.

»Da gab's noch etwas anderes auf dem Überwachungsvideo«, erklärte er. »Beim Hineingehen ist der Müllsack ziemlich leer, beim Herauskommen aber fast voll. War also viel Abfall im Büro?«

»Nein«, antwortete Stuyvesant, als sei er gekränkt. »Ich lasse nie Abfall zurück.«

Froelich setzte sich auf. »Was war also in dem Müllsack?«

»Abfälle«, entgegnete Reacher.

»Das verstehe ich nicht«, meinte Froelich.

»Fünfzehn Minuten ist eine lange Zeit«, sagte Reacher. »Den Vorraum haben sie gründlich geputzt und waren damit in neun Minuten fertig. Dieser Raum ist etwas größer und voll gestellter. Mehr Fläche, mehr Möbel. Vergleicht also die beiden Räume und den notwendigen Arbeitsaufwand, geht davon aus, dass die Raumpfleger immer gleich schnell arbeiten, und sagt mir, wie lange sie im Büro hätten bleiben *sollen*.«

Froelich zuckte mit den Schultern. »Sieben Minuten? Acht?«

Neagley nickte. »Ich tippe auf höchstens neun Minuten.«

»Ich hab's gern sauber«, warf Stuyvesant ein, »und habe entsprechende Anweisungen gegeben. In meinem Büro sollten sie nie weniger als zehn Minuten putzen.«

»Aber keine fünfzehn«, sagte Reacher. »Das wäre übertrieben. Wir haben sie gefragt, warum sie so lange in diesem Büro waren. Und was haben sie darauf geantwortet?«

»Nichts«, antwortete Neagley. »Sie haben nur verständnislos geschaut.«

»Dann haben wir sie gefragt, ob sie das Büro jede Nacht gleich lange putzen, was sie bestätigt haben.«

Stuyvesant sah fragend zu Neagley. Sie nickte zustimmend.

»Okay«, fuhr Reacher fort. »Damit wäre der Zeitraum eingegrenzt.

Uns interessieren genau diese fünfzehn Minuten. Ihr habt alle die Überwachungsvideos gesehen. Sagt mir jetzt, was die Raumpfleger in dieser Zeit gemacht haben.«

Schweigen.

»Zwei Möglichkeiten«, sagte Reacher. »Sie haben in dieser Zeit ihr Haar wachsen lassen – oder auch nicht.«

»Was?«, fragte Froelich.

»Deshalb sehen sie ein wenig zerzaust aus. Vor allem Julio. Sein Haar ist beim Herauskommen etwas länger als beim Hineingehen.«

»Wie ist das möglich?«

»Das ist möglich, weil wir nicht die Aktivitäten einer einzigen Nacht sehen. Wir sehen zwei zusammengesetzte Nächte. Zwei Teile zweier verschiedener Nächte.«

Schweigen im Raum.

»Zwei Videobänder«, erklärte Reacher. »Der Bandwechsel um Mitternacht ist der Schlüssel.

Das erste Band ist authentisch, weil es anfangs zeigt, wie Stuyvesant und seine Sekretärin nach Hause gehen.

Das war der echte Mittwoch. Die Raumpfleger tauchen um dreiundzwanzig Uhr zweiundfünfzig auf. Dass sie müde aussehen, liegt vielleicht daran, dass dies nach einigen Tagen Pause wieder ihre erste Nachtschicht ist und sie vielleicht den ganzen Tag Dinge erledigt haben. Aber sie sind gut in der Zeit. Nirgends verschütteter Kaffee, nirgends viel Abfall. Der Müllsack ist fast leer. Ich schätze, dass sie mit dem Büro in etwa neun Minuten fertig waren – vermutlich ihr normales Tempo. Wahrscheinlich sind sie in Wirklichkeit eine Minute nach Mitternacht aus dem Büro gekommen und haben weitere neun Minuten damit verbracht, den Vorraum zu putzen. Zehn Minuten nach Mitternacht sind sie dann gegangen.«

»Aber?«, fragte Froelich.

»Aber nach Mitternacht sehen wir eine ganz andere Nacht, eine, die möglicherweise ein paar Wochen zurückliegt – bevor Julio beim Friseur war. Eine Nacht, in der sie später gekommen und daher auch später gegangen sind, weil sie in einem anderen Büro aufgehalten wurden. Beim Herauskommen haben sie lebhafter gewirkt, weil sie sich beeilt haben, ihre Verspätung aufzuholen. Deshalb haben wir sie am Mittwoch hineingehen und in einer völlig anderen Nacht herauskommen sehen.«

»Aber das Datum hat gestimmt«, stellte Froelich fest. »Das war eindeutig der Donnerstag.«

Reacher nickte. »Nendick hat alles im Voraus geplant.«

»Nendick?«

»Der Mann, der für die Videoüberwachung zuständig ist«, antwortete Reacher. »Ich vermute, dass er diese eine Kamera eine ganze Woche lang

von Mitternacht bis sechs Uhr morgens mit dem Datum dieses speziellen Donnerstags hat laufen lassen. Vielleicht zwei volle Wochen. Weil er drei Optionen brauchte. Die Raumpfleger konnten vor Mitternacht reingehen *und* rauskommen oder vor Mitternacht reingehen und nach Mitternacht rauskommen, oder *nach* Mitternacht reingehen und rauskommen. Das musste er abwarten. Wären sie vor Mitternacht reingegangen und rausgekommen, hätte er ein Band geliefert, auf dem zwischen Mitternacht und sechs Uhr nichts mehr passiert.

Wären sie nach Mitternacht reingegangen und rausgekommen, wäre das zu sehen gewesen. Aber wegen des tatsächlichen Ablaufs musste er ein Band verwenden, das sie nur beim Herauskommen zeigt.«

»Nendick hat also den Brief auf meinen Schreibtisch gelegt?«, fragte Stuyvesant.

Reacher nickte. »Nendick ist der Insider. Nicht

die Raumpfleger. Was diese spezielle Kamera in der fraglichen Nacht *wirklich* aufgezeichnet hat, war Folgendes: Die Raumpfleger gehen kurz nach Mitternacht. Irgendwann vor sechs Uhr kommt Nendick, der Latexhandschuhe trägt und den Drohbrief in der Hand hält, durch die Treppenhaustür herein.

Vermutlich gegen halb sechs, damit er nicht allzu lange warten musste, bis er das echte Band vernichten und durch ein anderes ersetzen konnte.«

»Aber es zeigt, wie ich morgens ins Büro komme. Und meine Sekretärin auch.«

»Das ist auf dem dritten Band. Die Aufnahmen ab sechs Uhr morgens sind wieder echt. Nur das mittlere Band wurde ausgetauscht.«

Schweigen im Raum.

»Bestimmt hat er ihnen auch die Kameras in der Tiefgarage beschrieben«, sagte Reacher. »Für die Zustellung am Sonntagabend.«

»Wie sind Sie darauf gekommen?«, fragte Stuyvesant. »Wegen der Haare?«

»Teilweise. Hauptsächlich wegen Neagleys Hintern. Nendick war wegen der Videos so nervös, dass er gar nicht auf Neagleys Hintern geachtet hat. Das ist ihr aufgefallen. Sie hat mir erzählt, dass das sehr ungewöhnlich ist.«

Stuyvesant errötete wieder.

»Also sollten Sie die Raumpfleger laufen lassen«, sagte Reacher.

»Anschließend sollten wir uns Nendick vorknöpfen. Er ist derjenige, der sich mit diesen Kerlen getroffen hat.«

Stuyvesant nickte. »Und vermutlich von ihnen

bedroht wurde.«

»Das hoffe ich«, sagte Reacher. »Ich hoffe, dass er nicht freiwillig mitgemacht hat.«

Stuyvesant benutzte seinen Generalschlüssel und betrat den Videoraum, wobei er den Officer vom Dienst als Zeugen mitnahm. Sie stellten fest, dass vor dem fraglichen Donnerstag zehn aufeinander folgende Videobänder für die Zeit von Mitternacht bis sechs Uhr verschwunden waren. Nendick hatte sie in seiner Kladde als fehlerhafte Aufzeichnungen vermerkt. Dann wählten sie willkürlich ein Dutzend Bänder aus den letzten drei Monaten aus und kontrollierten die jeweils entscheidenden Abschnitte. Sie bestätigten, dass die Raumpfleger sich nie länger als neun Minuten in Stuyvesants Büro aufgehalten hatten. Also telefonierte er und sorgte dafür, dass die Raumpfleger sofort aus der Untersuchungshaft entlassen wurden.

Nun gab es drei Möglichkeiten: Sie konnten Nendick unter einem Vorwand herkommen lassen, Leute losschicken, um ihn zu verhaften, oder selbst zu ihm fahren und ihn ausquetschen, bevor der sechste Verfassungszusatz wirksam wurde und die Sache verkomplizierte.

»Wir sollten gleich hinfahren«, schlug Reacher vor. »Das Überraschungsmoment nutzen.«

Er erwartete Widerstand, aber Stuyvesant nickte nur gleichmütig. Er sah müde und blass aus. Wie ein Mann, in dem Zorn und das Gefühl, verraten worden zu sein, mit dem Washingtoner Standardinstinkt, Unangenehmes zu verschleiern, im Widerstreit lagen. Ein Kerl wie Nendick, der in einer Organisation eine wichtige Rolle spielte, hätte sich nicht mit Verbrechern einlassen dürfen. Deshalb startete Stuyvesant den Computer seiner Sekretärin und suchte Nendicks Adresse heraus.

Er wohnte in einem Washingtoner Vorort in

Virginia. Die Fahrt dorthin dauerte zwanzig Minuten. Nendick lebte in einer ruhigen Straße, die durch ein Neubaugebiet führte. Eine mittelteure Wohngegend. In den meisten Einfahrten standen ausländische Wagen, aber keine neuen Modelle. Nendick wohnte in einem langen, niedrigen Ranchhaus mit khakifarbenem Dach und Klinkerkamin. Es war dunkel bis auf das bläuliche Flackerlicht eines Fernsehers hinter einem der Fenster.

Froelich parkte vor dem Garagentor. Sie stiegen aus und gingen zur Haustür. Stuyvesant klingelte. Kurz darauf wurde in der Diele Licht gemacht. Über ihren Köpfen flammte eine gelbe Lampe auf. Die Tür öffnete sich, und Nendick stand wie erstarrt vor ihnen. Er trug einen Anzug, als komme er gerade vom Dienst. Er wirkte kraftlos vor Angst.

Stuyvesant musterte ihn, zögerte kurz und trat dann ein. Froelich, Reacher und Neagley folgten

ihm. Neagley schloss die Tür hinter sich und baute sich wie ein Wachposten davor auf: breitbeinig, die Hände auf dem Rücken.

Nendick brachte kein Wort heraus, stand einfach nur da, bis Stuyvesant ihm eine Hand auf die Schulter legte und ihn in Richtung Küche schob. Nendick leistete keinen Widerstand. Stuyvesant folgte ihm in die Küche und schaltete dort das Licht ein.

»Platz«, sagte er, als rede er mit einem Hund.

Nendick setzte sich gehorsam auf einen der Hocker an der Frühstückstheke. Sagte nichts. Schlang nur die Arme um seinen Oberkörper, als ob er sich schützen müsste.

»Namen«, sagte Stuyvesant.

Nendick schwieg hartnäckig. Er *arbeitete daran,* nichts zu sagen. Er starrte die Rückwand der Küche an. Eine der Leuchtstoffröhren war defekt

und flimmerte. Nendicks Hände zitterten. Er klemmte sie sich unter die Achseln und begann auf dem Hocker vor und zurück zu schaukeln. Unter seinem Gewicht knarrte das Holz. Reacher sah sich in der Küche um. Ein hübscher Raum. An den Fenstern hingen gelb karierte Vorhänge. Die Decke war im selben Farbton gestrichen. In Vasen standen Blumen, die alle verwelkt waren. Im Ausguss stand Geschirr. Es musste sich wochenlang angesammelt haben. Manche Teller waren dick verkrustet.

Reacher ging in die Diele und ins Wohnzimmer. Der Fernseher war ein riesiger, schon ein paar Jahre alter Kasten. Er war auf einen Privatsender eingestellt. Der Ton war leise gedreht. Auf der Armlehne eines Sessels gegenüber dem Fernseher lag die Fernbedienung. Auf dem niedrigen Sims des offenen Kamins stand eine Reihe von sechs Fotos in Messingrahmen. Sie zeigten alle Nendick und eine Frau. Sie war ungefähr so alt wie er und nicht unattraktiv. Die Fotos zeigten das Paar an

seinem Hochzeitstag und während mehrerer Urlaubsreisen. Kinderfotos gab es keine. Auch keine Spielsachen. Keine Unordnung. Alles sorgfältig ausgesucht und aufeinander abgestimmt – ein Haus für Erwachsene.

Auf der Fernbedienung stand nicht *TV,* sondern *Video*. Reacher drückte PLAY. Der im Hintergrund hörbare Polizeifunk verstummte augenblicklich, und der Videorecorder summte und klickte. Dann wurde das Bild einen Moment schwarz, um durch ein Amateurvideo von einer Hochzeit ersetzt zu werden. Nendick und seine Frau lächelten in die Kamera. Sie sahen glücklich aus. Sie trug ein weißes Hochzeitskleid, er einen dunklen Anzug. Sie standen auf einer Rasenfläche. Der Wind zerzauste ihr Haar. Sie hatte ein hübsches Lächeln und strahlende Augen. Sie sagte etwas, aber Reacher konnte es nicht verstehen.

Er drückte auf STOP, und die nächtliche Verfolgungsjagd ging weiter. Als er in die Küche

zurückkam, saß Nendick in der gleichen Haltung wie zuvor da und schwieg noch immer. Reacher betrachtete erneut das schmutzige Geschirr und die verwelkten Blumen.

»Wir können sie Ihnen zurückbringen«, sagte er.

Nendick sagte nichts.

»Sagen Sie uns nur, wer sie festhält, dann ziehen wir sofort los, um sie zu holen.«

Keine Antwort.

»Je früher, desto besser«, fuhr Reacher fort. »Unter solchen Umständen wollen wir sie nicht länger warten lassen als unbedingt nötig, oder?«

Nendick konzentrierte sich darauf, die Rückwand der Küche anzustarren.

»Wann haben die Kerle sie gekidnappt?«, fragte Reacher. »Vor ein paar Wochen?«

Nendick schwieg. Gab überhaupt keinen Ton von sich. Neagley kam aus der Diele und schlenderte in die als Sitzecke eingerichtete andere Hälfte der Küche. Dort standen entlang einer Wand zwei Bücherschränke und ein Sideboard.

»Wir können Ihnen helfen«, sagte Reacher. »Aber Sie müssen uns sagen, wo wir anfangen sollen.«

Nendick gab keine Antwort. Starrte nur weiter die Küchenwand an.

»Reacher!«, rief Neagley mit verhaltener Stimme, aus der Anspannung sprach. Er trat zu ihr an das Sideboard. Sie reichte ihm einen Briefumschlag, der ein Polaroidfoto enthielt. Das Foto zeigte eine blass und ängstlich aussehende Frau, die auf einem Stuhl saß. Ihre Augen waren schreckhaft geweitet. Ihr Haar wirkte ungewaschen. Es war Nendicks Frau, um Jahre älter als auf den Fotos im Wohnzimmer. Sie hielt ein Exemplar von *USA Today* in die Kamera. Neagley gab ihm einen

zweiten Umschlag. Auch er enthielt ein Polaroidfoto. Dieselbe Frau, dieselbe Haltung. Dieselbe Zeitung, aber ein anderes Datum.

»Beweise, dass sie noch lebt«, sagte Reacher.

Neagley nickte. »Aber sieh dir das hier an. Wofür ist das ein Beweis?«

Sie gab ihm einen weiteren Umschlag. Einen braunen gepolsterten Umschlag. Er enthielt etwas weiches Weißes, einen Nylonslip. Verfärbt. Leicht schmutzig.

»Klasse«, sagte er. Dann hielt sie ihm einen vierten Umschlag hin.

Wieder ein brauner gepolsterter Umschlag. Kleiner. Mit einer nicht sehr großen, hübsch überzogenen Pappschachtel, in der sich Schmuck hätte befinden können. Sie war mit einem rot verfärbten Wattebausch ausgekleidet, auf dem eine Fingerspitze lag. Man hatte sie mit einem scharfen

Instrument am ersten Gelenk abgetrennt. Vielleicht mit einer Gartenschere. Nach Größe und Form vermutlich vom kleinen Finger der linken Hand. Am Fingernagel war noch Nagellack. Reacher starrte ihn lange an. Nickte dann und gab Neagley die Schachtel zurück. Ging wieder in die Küche und baute sich vor Nendick auf. Sah ihm ins Gesicht. Fasste einen Entschluss.

»Stuyvesant«, sagte er laut, »und Froelich, warten Sie bitte drüben im Wohnzimmer.«

Überrascht zögerten sie einen Moment, verließen dann aber gehorsam den Raum.

Anschließend rief er Neagley zu sich.

Sie blieb schweigend neben ihm stehen. Er beugte sich nach vorn, stützte beide Ellbogen auf die Theke, brachte sein Gesicht auf gleiche Höhe mit dem von Nendick und sprach leise, aber eindringlich auf ihn ein.

»Okay, sie sind weg«, begann er. »Wie Sie wissen, sind wir nicht vom Secret Service. Sie haben uns neulich zum ersten Mal in Ihrem Leben gesehen. Deshalb können Sie uns vertrauen. Wir machen keinen Scheiß, wie *sie's* tun würden. Wir kommen aus einer Organisation, in der grundsätzlich kein Scheiß gemacht werden darf und die sich an keine Regeln hält. Also können wir Ihre Frau zurückholen. Wir wissen, wie man das macht. Wir schnappen uns die Kerle und bringen Ihre Frau zurück. Heil und gesund. Darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort.«

Nendick hob den Kopf und öffnete den Mund. Seine Lippen waren trocken. In den Mundwinkeln klebte Spucke. Dann machte er den Mund wieder zu. Biss die Zähne zusammen. Er zog eine seiner zitternden Hände unter der Achsel hervor und presste Daumen und Zeigefinger zusammen, als halte er damit einen kleinen Gegenstand fest. Dieses imaginäre Ding zog er wie einen Reißverschluss langsam quer über die Lippen.

Dann schob er die Hand wieder unter seine Achsel.

Zitterte. Starrte die Küchenwand an. Aus seinem Blick sprach irrsinnige Angst. Unkontrollierbares Entsetzen. Er begann wieder zu schaukeln. Hustete. Hustete und würgte, aber sein Mund blieb geschlossen.

Rang mit geschlossenem Mund verzweifelt nach Atem. Dann verdrehte er plötzlich die Augen, sodass das Weiße sichtbar wurde, und kippte rückwärts vom Hocker.

10

Sie bemühten sich vor Ort um ihn, aber alle

Bemühungen waren zwecklos. Nendick lag einfach auf dem Küchenboden, bewegte sich nicht, war nicht richtig bei Bewusstsein, aber auch nicht ganz bewusstlos. Er sah blass aus und schwitzte. Die Atmung ging flach, ebenso der Puls. Er reagierte nur auf Berührungen und Lichtreize. Eine Stunde später lag er in einem bewachten Zimmer im Walter Reed Army Medical Center. Die vorläufige Diagnose lautete: psychotisch induzierte Katatonie.

»Vor Angst gelähmt, um es laienhaft auszudrücken«, erklärte der Arzt. »Das ist ein ernster Krankheitszustand. Wir sehen ihn am häufigsten bei abergläubischen Populationen wie auf Haiti oder in Teilen Louisianas. Mit anderen Worten in Voodoo-Gebieten. Die Opfer leiden unter Schweißausbrüchen, starker Blässe, Blutdruckabfall und Bewusstseinsstörungen. Es ist nicht das Gleiche wie eine durch Adrenalin ausgelöste Panik. Dies ist ein neurogener Prozess. Das Herz schlägt langsamer, die großen Blutgefäße im Unterleib ziehen Blut aus dem Gehirn ab, die

meisten willkürlichen Körperfunktionen werden lahm gelegt.«

»Was könnte bei einem Menschen diese Symptome auslösen?«, fragte Froelich.

»Etwas, an das der Betreffende fest glaubt«, antwortete der Arzt.

»Das ist der Schlüssel. Das Opfer muss davon überzeugt sein. Ich vermute, dass die Entführer seiner Frau ihm geschildert haben, was sie ihr antun werden, wenn er sie verrät. Dann hat Ihr Kommen eine Krise ausgelöst, weil er fürchtete, er *würde* reden. Vielleicht wollte er das ja, aber er wusste, dass er das unter keinen Umständen tun durfte. Ich möchte lieber nicht darüber spekulieren, was seiner Frau alles angedroht wurde.«

»Kommt er wieder in Ordnung?«, fragte Stuyvesant.

»Hängt davon ab, wie gesund sein Herz ist.

Tendiert er zu einem Herzleiden, könnte sein Zustand sich dramatisch verschlechtern. Die Belastung fürs Herz ist wirklich enorm.«

»Wann können wir mit ihm reden?«

»Nicht so bald. Hängt im Prinzip von ihm ab. Er muss aus diesem Zustand rauskommen.«

»Das wäre äußerst wichtig. Er besitzt entscheidend wichtige Informationen.«

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Kann Tage dauern«, sagte er.

»Vielleicht kommt er auch nie wieder aus diesem Zustand heraus.«

Sie warteten eine frustrierende Stunde, in der sich nichts veränderte.

Nendick lag von piepsenden Geräten umgeben reglos da. Sie gaben auf und fuhren ins Büro zurück. Suchten den Konferenzraum auf, um die nächste wichtige Entscheidung zu treffen.

»Armstrong muss davon erfahren«, sagte Neagley. »Sie haben ihre Demonstration inszeniert. Jetzt werden sie zur Tat schreiten.«

Stuyvesant schüttelte den Kopf. »Wir sagen ihnen nie etwas. Das ist ein eiserner Grundsatz. So verfahren wir seit hundertein Jahren. Daran wird auch jetzt nicht gerüttelt.«

»Dann sollten wir die Zeit, in der er Gefahren ausgesetzt ist, drastisch reduzieren«, sagte Froelich.

»Nein«, widersprach Stuyvesant. »Damit würden wir unsere Niederlage eingestehen – und das ist nicht ungefährlich. Weichen wir dieses eine Mal zurück, tun wir das in Zukunft vor jeder eingehenden Drohung. Und das darf nicht

passieren. Wir müssen ihn mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln beschützen. Lassen Sie uns also jetzt mit der Planung beginnen. Was wissen wir?«

»Dass zwei Männer bereits tot sind«, antwortete Froelich.

»Zwei Männer und eine Frau«, sagte Reacher. »Laut Statistik. Entführt ist in neunundneunzig von hundert Fällen wie tot.«

»Die Fotos waren Beweise, dass sie lebt«, entgegnete Stuyvesant.

»Nur bis der arme Kerl seinen Auftrag ausgeführt hat. Was bereits vor fast zwei Wochen der Fall war.«

»Er hält sich weiterhin an die Abmachung. Er redet nicht. Deshalb werde ich die Hoffnung nicht aufgeben.«

Reacher schwieg.

»Wissen Sie irgendwas über sie?«, fragte Neagley.

Stuyvesant schüttelte den Kopf. »Hab sie nie kennen gelernt. Weiß nicht mal, wie sie mit Vornamen heißt. Auch Nendick kenne ich kaum.

Er ist nur irgendein Techniker, dem ich manchmal auf dem Flur begegne.«

Im Raum wurde es still.

»Auch das FBI muss benachrichtigt werden«, sagte Neagley. »Hier geht's nicht mehr nur um Armstrong. Eine Entführte ist in Lebensgefahr oder bereits tot. Dafür ist das FBI zuständig. Und auch die Morde in zwei Bundesstaaten fallen in seine Zuständigkeit.«

Im Konferenzraum blieb es still. Dann seufzte Stuyvesant und starrte langsam und durchdringend

einen nach dem anderen an.

»Ja«, sagte er. »Ich stimme Ihnen zu. Diese Sache ist zu brenzlig.

Sie müssen davon erfahren. Gott weiß, wie mir das widerstrebt, aber ich werde sie informieren. Diesen Hieb müssen wir eben einstecken.

Ich lasse ihnen unser gesamtes Material zukommen.«

Niemand sprach. Es gab nichts zu sagen, weil dies die einzig richtige Entscheidung war.

»Inzwischen konzentrieren wir uns auf Armstrong«, sagte Stuyvesant. »Mehr können wir nicht tun.«

»Morgen ist er wieder in North Dakota«, sagte Froelich. »Spiel und Spaß im Freien wie zuvor. Am selben Ort wie neulich. Nicht sehr sicher. Wir fliegen um zehn.«

»Und am Donnerstag?«

»Donnerstag ist Thanksgiving. Armstrong gibt in einem Obdachlosenasyl hier in Washington Truthahnbraten aus. Dabei wird er sehr exponiert sein.«

Stuyvesant seufzte wieder und legte beide Hände flach auf den Konferenztisch.

»Okay«, sagte er. »Wir kommen morgen früh um sieben Uhr wieder zusammen. Dem FBI wird es ein Vergnügen sein, einen Verbindungsmann rüberzuschicken.«

Dann stemmte er sich hoch und verließ den Raum, um in sein Büro zurückzugehen und die Telefongespräche zu führen, die zur Folge haben würden, dass seine Karriere auf ewig mit einem Makel behaftet blieb.

»Ich komme mir hilflos vor«, sagte Froelich. »Ich möchte was tun.«

»Du spielst nicht gern in der Verteidigung?«, fragte er.

Sie waren in Froelichs Bett, in ihrem Zimmer. Es war größer als das Gästezimmer. Hübscher und ruhiger, weil es auf der Rückseite des Hauses lag.

»Verteidigung ist okay«, sagte sie. »Aber Angriff ist Verteidigung, oder? In so einer Situation? Aber wir lassen die Dinge immer auf uns zukommen. Und dann laufen wir vor ihnen weg.«

»Ihr habt Ermittler«, sagte er. »Wie den Mann, der sich Filme ansieht.«

Sie nickte. »Die Abteilung Personenschutzforschung. Sie spielt eine merkwürdige Rolle. Irgendwie akademisch. Eher strategisch als taktisch.«

»Dann nimm die Sache doch selbst in die Hand.

Probier ein paar Dinge aus.«

»Zum Beispiel?«

»Da Nendick nicht redet, sind wir wieder auf das ursprüngliche Beweismaterial angewiesen. Also müssen wir von vorn anfangen. Du solltest dich als Erstes auf den Daumenabdruck konzentrieren.«

»Der ist nirgends gespeichert.«

»Bei der Abfrage von Datenbanken gibt's Pannen. Dateien werden aktualisiert, neue Abdrücke gespeichert. Du solltest alle paar Tage dort anfragen und auch den Suchbereich ausweiten. Versuch's mit anderen Staaten und bei Interpol.«

»Ich bezweifle, dass diese Verbrecher Ausländer sind.«

»Aber vielleicht Amerikaner, die im Ausland waren. Möglicherweise sind sie in Kanada oder Europa mit dem Gesetz in Konflikt geraten.

Oder in Mexiko oder Südamerika.«

»Vielleicht«, sagte sie.

»Und du solltest die Datenbanken nach jemandem durchgehen, der schon mal Drohbriefe mit einem Daumenabdruck signiert hat. Wie weit reichen die Archive zurück?«

»Bis in die Steinzeit.«

»Dann solltest du die Suche auf die letzten zwanzig Jahre begrenzen. Vermutlich haben damals in der Steinzeit viele Leute alles Mögliche mit ihrem Daumenabdruck signiert.«

Sie lächelte müde.

»Bevor sie schreiben gelernt haben«, fügte er hinzu.

Sie gab keine Antwort, schlief bereits an seiner Schulter geschmiegt.

Er blieb noch einige Zeit ruhig liegen, dann knipste er die Nachttischlampe aus.

Scheinbar nur kurze Zeit später waren sie wieder auf den Beinen und saßen mit einem FBI-Verbindungsmann namens Bannon im Konferenzraum des Secret Service, aßen Doughnuts und tranken Kaffee.

Reacher trug den dritten von Joes hinterlassenen Anzügen, das dritte *Somebody & Somebody*-Hemd und dazu eine einfarbige blaue Krawatte. Froelich hatte wieder einen schwarzen Hosenanzug an und Neagley dasselbe Outfit wie am Sonntagabend. Auf das Nendick nicht geachtet hatte. Sie wechselte ihre Garderobe so rasch, wie es die Hotelwäscherei zuließ. Stuyvesant erschien wie gewöhnlich in einem tadellosen Anzug von Brooks Brothers. Er sah erschöpft aus. Das taten sie alle, was Reacher etwas Sorgen machte. Seiner Erfahrung nach beeinträchtigte Müdigkeit die Aufmerksamkeit.

»Wir schlafen im Flugzeug«, schlug Froelich vor. »Wir sagen dem Piloten, dass er langsam fliegen soll.«

Bannon, ein großer und schwerer Mann, war ungefähr vierzig. Er trug ein Tweedsakko und eine graue Flanellhose und sah wie ein Ire aus. Er hatte ein rotes Gesicht, das an diesem Wintermorgen noch röter aussah. Er war höflich und gut gelaunt und hatte die Doughnuts und den Kaffee mitgebracht. Das war sehr gut angekommen und hatte das Eis zwischen den beiden Diensten schmelzen lassen.

»Keine Geheimnisse voreinander«, sagte er. »So lautet unser Vorschlag. Und keine Schuldzuweisungen. Aber auch keine Verarschung.

Ich denke, dass wir uns mit der Tatsache abfinden müssen, dass Mrs.

Nendick tot ist. Wir werden zwar nach ihr fahnden, aber wir sollten uns keinen Illusionen

hingeben. Also haben wir's schon mit drei Opfern zu tun. Ein paar, aber nicht allzu viele Hinweise. Wir vermuten, dass Nendick mit diesen Kerlen in seinem Haus zusammengetroffen ist – und wenn's nur war, um seine Frau zu entführen. Also ist es ein Tatort. Wir werden ihn uns heute vornehmen und Ihnen das Ergebnis mitteilen.

Nendick wird seine Hilfe nicht verweigern, falls er jemals wieder aufwacht. Aber vorerst wollen wir uns auf drei Punkte konzentrieren: erstens auf die Sache mit den Drohbriefen hier in Washington; zweitens auf den Tatort in Minnesota und drittens auf den Tatort in Colorado.«

»Führen Ihre Leute dort die Ermittlungen?«, fragte Froelich.

»An beiden Orten«, antwortete Bannon. »Unsere Ballistiker haben die in Colorado benützte Waffe als eine Maschinenpistole von Heckler & Koch identifiziert – eine so genannte MP5.«

»Das haben wir schon vermutet«, sagte Neagley. »Und sie hatte wahrscheinlich einen Schalldämpfer, was sie zu einer MP5-SD6 macht.«

Bannon nickte. »Sie waren beim Militär, stimmt's? Dann kennen Sie die MP5. Sie ist eine militärisch und paramilitärisch verwendete Waffe.

SWAT-Teams von Polizei und FBI setzen sie ein. Leute dieser Art.«

Dann hielt er inne und sah sich in der Runde um, als gebe es zu diesem Punkt noch mehr zu sagen.

»Was ist mit Minnesota?«, fragte Neagley.

»Wir haben die Kugel gefunden«, sagte Bannon, »mit Hilfe eines Minensuchgeräts. Sie hatte sich gut zwanzig Zentimeter tief ins Erdreich gebohrt. Der Schuss ist offenbar von einem kleinen, etwa fünfundzwanzig Meter hohen bewaldeten Hügel zirka hundertzwanzig Meter nördlich abgegeben worden.«

»Welches Kaliber?«, fragte Reacher.

»NATO 7,62 Millimeter«, antwortete Bannon.

Reacher nickte. »Sie haben das Geschoss untersucht?«

»Worauf?«

»Abbrand.«

Bannon nickte ebenfalls. »Wenig Mündungsenergie, schwache Treibladung.«

»Unterschallschnelle Munition«, sagte Reacher. »Bei diesem Kaliber muss es ein Scharfschützengewehr Vaime Mk2 mit Schalldämpfer gewesen sein.«

»Ebenfalls eine von Polizei und paramilitärischen Einheiten verwendete Waffe«, sagte Bannon. »Häufig für Einheiten zur Terroristenbekämpfung und Ähnlichem beschafft.«

Er blickte nochmals in die Runde, als warte er auf einen Kommentar.

Aber niemand reagierte. Also lieferte er ihn selbst.

»Wissen Sie was?«, fragte er.

»Was?«

»Legt man eine Liste der amerikanischen Dienste, die MP5 von Heckler & Koch kaufen, neben eine Liste der Leute, die Vaime Mk2

kaufen, findet man nur einen einzigen offiziellen Käufer, der auf beiden Listen steht.«

»Wen?«

»Den United States Secret Service.«

Im Raum wurde es still. Dann klopfte jemand an die Tür. Der Officer vom Dienst.

»Gerade ist Post eingegangen«, sagte er. »Etwas, das Sie sehen müssen.«

Die Sendung lag vor ihnen auf dem Konferenztisch. Ein inzwischen vertrauter brauner Umschlag, gummierte Verschlussklappe, Metallklammer. Ein mit einem Computer gedruckter Adressenaufkleber.

Brook Armstrong, United States Senate, Washington, D. C. Deutliche schwarze Schrift auf weißem Untergrund. Bannon öffnete seinen Aktenkoffer und holte ein Paar weiße Baumwollhandschuhe heraus.

Streifte sie über und strich sie über den Fingern glatt.

»Aus unserem Labor«, erklärte er. »Wegen der besonderen Umstände. Wir wollen keine Latexhandschuhe verwenden, um keine neuen Talkumspuren zu hinterlassen.«

Seine behandschuhten Finger schoben den Umschlag an die Tischkante, um ihn aufzunehmen. Er hielt ihn in einer Hand und sah sich nach etwas um, mit dem er ihn öffnen konnte. Reacher holte sein Keramikmesser aus der Tasche, ließ es aufschnappen und hielt es ihm mit dem Griff voraus hin. Die Klinge zerschnitt das Papier wie Butter.

Er gab Reacher das Messer zurück und drückte die Seiten des Umschlags zusammen, sodass eine Öffnung entstand. Warf einen Blick hinein, drehte den Umschlag um und ließ etwas herausrutschen.

Dieses Etwas war ein einzelnes Blatt weißes Schreibmaschinenpapier. Gute Qualität. Auf dem Blatt stand, etwas oberhalb der Blattmitte angeordnet, in zwei Zeilen eine Frage. Fünf Wörter in der vertrauten nüchternen Schrift. *Hat Ihnen die Demonstration gefallen?* Das letzte Wort stand auf der zweiten Zeile allein, was ihm einen gewissen zusätzlichen Nachdruck verlieh.

Bannon drehte den Umschlag um und las den Poststempel.

»Wieder aus Vegas«, sagte er. »Samstag. Die sind verdammt selbstbewusst, was? Sie fragen schon drei Tage im Voraus, ob ihm die Demonstration gefallen hat.«

»Wir müssen los«, sagte Froelich. »Die Maschine startet um zehn.

Ich möchte, dass Reacher und Neagley mitkommen. Sie waren schon in Bismarck und kennen sich dort aus.«

Stuyvesant hob eine Hand. Eine vage Geste. Reacher konnte nicht beurteilen, ob das ein *Okay* war oder nicht.

»Ich möchte, dass wir uns täglich zweimal treffen«, sagte Bannon.

»Hier, jeden Morgen um sieben und vielleicht

abends um zweiundzwanzig Uhr?«

»Wenn wir in Washington sind«, entgegnete Froelich. Sie ging zur Tür. Reacher und Neagley folgten ihr. Reacher holte sie ein und zog sie in Richtung Korridor zu ihrem Büro.

»Denk an die Datenbanksuche«, flüsterte er.

Sie sah auf die Uhr. »Das dauert viel zu lange.«

»Dann fang jetzt an, damit sie den ganzen Tag laufen kann.«

»Macht Bannon das nicht?«

»Vermutlich. Aber doppelt genäht hält besser!«

Sie zögerte, dann ging sie in ihr Büro und startete den Computer. Die NCIC-Datenbank hatte ein kompliziertes Suchprotokoll. Froelich gab ihr Kennwort ein, klickte den Cursor ins Dialogfeld und tippte *Daumenabdruck*.

»Drück dich genauer aus«, sagte Reacher. »So bekommst du zig Einträge.«

Sie bewegte den Cursor zurück und tippte *Daumenabdruck + Dokument + Brief + Unterschrift + Signatur.*

»Okay?«, fragte sie.

Er zuckte mit den Schultern. »Ich bin vor

Erfindung dieser Dinger geboren.«

»Das ist ein Anfang«, meinte Neagley. »Notfalls können wir die Kriterien später verfeinern.«

Also klickte Froelich auf *Suche*. Die Festplatte surrte, und die Dialogbox verschwand vom Bildschirm.

»Nun aber los«, sagte sie.

Einen von Attentätern bedrohten designierten Vizepräsidenten aus dem District of Columbia in den Bundesstaat North Dakota zu schaffen war ein kompliziertes Unterfangen. Es erforderte acht verschiedene Fahrzeuge des Secret Service, vier Streifenwagen, insgesamt zwanzig Agenten und ein Flugzeug. Zum Schutz der politischen Veranstaltung in Bismarck wurden zwölf Agenten, vierzig dortige Polizeibeamte, vier Fahrzeuge der State Police und zwei einheimische Teams mit Suchhunden aufgeboten. Froelich telefonierte insgesamt vier Stunden lang, um das gesamte Unternehmen zu

koordinieren.

Sie ließ ihren Suburban in der Tiefgarage und benützte eine Stretchlimousine mit Fahrer, um sich ganz und gar auf die Erteilung weiterer Befehle zu konzentrieren. Reacher und Neagley saßen hinten im Fond, als sie nach Georgetown hinausfuhren und in der Nähe von Armstrongs Haus parkten. Eine halbe Stunde später trafen das Gun Car und zwei weitere Suburbans ein. Wieder eine Viertelstunde später erschien ein langer gepanzerter Cadillac und parkte so, dass die hintere rechte Tür mit dem Zelttunnel abschloss. Dann riegelten zwei Streifenwagen der Metro Police weiträumig die Straße ab. Ihre Blinkleuchten waren eingeschaltet. Alle Fahrzeuge fuhren mit Licht. Aus dem dunkelgrauen Himmel nieselte es. Alle Fahrer ließen den Motor ihrer Wagen laufen, damit die Heizung funktionierte, und eine leichte Brise wehte die weißlichen Schwaden der Auspuffgase über die Straße.

Sie warteten. Froelich sprach mit den Leibwächtern im Haus, dem Bodenpersonal auf der Andrews Air Force Base und den Cops in den Streifenwagen. Sie hörte die Meldungen eines Verkehrshubschraubers ab. In der Stadt gab es wetterbedingt zahlreiche Staus. Die Verkehrspolizei empfahl eine längere, aber schnellere Route über den Beltway.

Andrews meldete, das Flugzeug sei überprüft und mit den Piloten an Bord abflugbereit. Die Leibwächter teilten mit, Armstrong sei mit seinem Morgenkaffee fertig.

»Gut, dann los«, sagte sie.

Der Wechsel vom Haus ins Auto fand unsichtbar statt, aber sie verfolgte ihn über ihren Ohrhörer. Als Armstrongs Cadillac anfuhr, setzte sich ein Suburban vor ihn und schloss zu dem führenden Streifenwagen auf. Hinter dem Cadillac folgten das Gun Car, Froelichs Stretchlimousine, der zweite

Suburban und der Streifenwagen, der die Nachhut bildete. Die Kolonne fuhr auf der Wisconsin Avenue durch Bethesda, entfernte sich auf dieser Route zunächst von der Andrews AFB, bog dann aber rechts ab in den Beltway und folgte ihm in raschem Tempo im Uhrzeigersinn um Washington herum. Unterwegs telefonierte Froelich mit ihren Leuten in Bismarck und ging mit ihnen die Ankunftsvorbereitungen durch. Die Maschine sollte um dreizehn Uhr Ortszeit landen, und sie wollte alles abgecheckt haben, um im Flugzeug schlafen zu können.

Die Kolonne benützte das Nordtor der Andrews AFB und fuhr in unvermindertem Tempo direkt aufs Vorfeld. Armstrongs Cadillac hielt fünf Meter von der ins Flugzeug hinaufführenden Treppe entfernt. Die Maschine war eine zweistrahlige Gulfstream der U. S. Air Force in zeremoniellem Blau und der Beschriftung *United States of America*. Die Suburbans spuckten Agenten aus, und Armstrong rannte im Nieselregen die kurze Strecke

bis zur Treppe. Seine Leibwächter, Froelich, Neagley und Reacher folgten ihm. Aus einem in der Nähe wartenden Van stiegen zwei Journalisten, die ebenfalls mitfliegen würden. Ein weiteres Dreimannteam von Agenten bildete die Nachhut. Das Bodenpersonal rollte die Fluggasttreppe weg, und ein Steward schloss die Kabinentür.

Das Innere der Gulfstream hatte keinerlei Ähnlichkeit mit der Air Force One, die Reacher aus Filmen kannte. Es glich eher einem Bus, mit dem eine nicht sehr bekannte Rockband auf Tournee war: ein schlichtes kleines Vehikel, dessen einziger Luxus aus zwölf überbreiten Sitzen bestand. Acht von ihnen waren in zwei Vierergruppen angeordnet, zwischen denen jeweils ein Tisch stand; die restlichen vier bildeten im vorderen Teil der Kabine eine Reihe. Die mit Leder bezogenen Sitze und die Tische aus Holz wirkten in der schmucklosen Kabine fehl am Platz. Es gab offenbar eine Hackordnung, die darüber entschied, wer wo saß. Die Mitreisenden drängten

sich im Mittelgang, bis Armstrong seinen Sitz gewählt hatte. Er entschied sich für den Fensterplatz der linken Vierergruppe, auf dem er mit dem Rücken zur Flugrichtung saß. Die beiden Journalisten setzten sich ihm gegenüber.

Wahrscheinlich hatten sie ein Interview mit ihm vereinbart, um die Flugzeit zu nutzen. Froelich und die Leibwächter ließen sich in der zweiten Vierergruppe nieder. Die restlichen Agenten und Neagley nahmen die vordere Sitzreihe. Reacher blieb nur noch der freie Sessel, der durch den Mittelgang von Froelich getrennt war. Aber so würde er direkt neben dem Vizepräsidenten sitzen.

Er stopfte seinen Mantel in die Gepäckablage. Armstrong lächelte ihm zu, als sei er ein alter Freund. Die Journalisten musterten ihn prüfend. Er konnte ihre fragenden Blicke spüren. Sie begutachteten seinen Anzug und dachten wohl: für einen Agenten zu teuer. Wer ist dieser Typ also? Ein Mitarbeiter? Ein Kandidat für irgendein Amt?

Er schnallte sich an, als sitze er regelmäßig alle vier Jahre neben designierten Vizepräsidenten. Armstrong versuchte nicht, den Journalisten einen Vortrag zu halten, sondern wartete auf die Fragen.

Der Triebwerkslärm wurde lauter, und die Gulfstream rollte zum Start. Als sie ihre Flughöhe erreichte, schliefen die Agenten und Froelich bereits fest. Sie schalteten ab, wie es Profis tun, die zwischen Perioden hektischer Aktivität für eine Weile zur Untätigkeit verdammt sind. Froelich war es gewöhnt, in Flugzeugen zu schlafen. Sie hatte den Kopf angelehnt und die Hände auf dem Schoß gefaltet und sah gut aus. Die drei Agenten schliefen etwas weniger dekorativ. Es waren kräftige Männer mit großer Kragenweite, breiten Schultern und starken Handgelenken. Einer von ihnen hatte einen Fuß in den Mittelgang ausgestreckt. Reacher vermutete, dass auch Neagley hinter ihm schlief.

Sie konnte überall schlafen. Einmal hatte sie das sogar während einer langen Überwachung auf

einem Baum geschafft. Er fand den Verstellknopf, kippte die Rückenlehne etwas nach hinten und machte es sich bequem. Aber nun begannen die Journalisten zu reden. Sie sprachen mit Armstrong, aber über ihn.

»Dürfen wir einen Namen erfahren, Sir, nur der Vollständigkeit halber?«, fragte einer von ihnen.

Armstrong schüttelte den Kopf. »Identitäten müssen vorerst vertraulich behandelt werden, fürchte ich«, antwortete er.

»Aber wir können annehmen, dass wir uns weiterhin im Bereich der nationalen Sicherheit befinden?«

Armstrong lächelte. »Ich kann Sie nicht daran hindern, etwas anzunehmen«, entgegnete er.

Die Journalisten notierten sich das. Fingen dann ein Gespräch über auswärtige Beziehungen mit starker Betonung auf militärische Aspekte und

zukünftige Verteidigungsausgaben an. Reacher ignorierte seine Umgebung und versuchte zu schlafen. Schreckte hoch, als er zum wiederholten Mal eine Frage hörte und Blicke auf sich spürte. Einer der Journalisten sah ihn fragend an.

»Aber plädieren Sie weiter für die Doktrin, jedem Angriff mit überwältigender Schlagkraft zu begegnen?«, fragte der andere Mann den Vizepräsidenten.

Armstrong wandte sich zu Reacher. »Möchten Sie sich dazu äußern?«

Reacher gähnte. »Ja, ich bin weiterhin für überwältigende Schlagkraft. Das steht fest. Ich plädiere nachdrücklich dafür. Habe ich immer getan, glauben Sie mir.«

Auch das notierten die Journalisten. Armstrong nickte weise. Reacher kippte seine Rückenlehne noch etwas weiter nach hinten und schlief ein.

Er wachte auf, als die Gulfstream sich im Anflug auf Bismarck befand.

Alle anderen waren schon wach. Froelich sprach halblaut mit ihren Agenten, erteilte ihnen die üblichen Anweisungen. Er warf einen Blick aus dem Fenster und sah wolkenlos blauen Himmel. Die Landschaft dreitausend Meter unter ihnen war winterlich graubraun. Er konnte den Missouri erkennen, der sich durch eine endlose Kette leuchtend blauer Seen von Norden nach Süden schlängelte; ebenso das schmale Band der in Ost-West-Richtung verlaufenden I-94 und den braunen Klecks, der Bismarck darstellte.

»Den äußeren Sicherungsring überlassen wir den dortigen Cops«, sagte Froelich gerade. »Sie sind mit vierzig Mann oder mehr im Einsatz. Dazu kommen State Troopers in Fahrzeugen. Wir müssen dicht zusammenbleiben. Erscheinen, wenn die Veranstaltung schon begonnen hat, und gehen, bevor sie endet.«

»Wenn's am schönsten ist«, sagte Armstrong, ohne jemand Bestimmten anzusprechen.

»Funktioniert im Showbusiness«, bemerkte einer der Journalisten.

Das Flugzeug machte eine Kurve und ging in stetigen Sinkflug über.

Rückenlehnen wurden hochgestellt, Sitzgurte angelegt. Die Journalisten verstauten ihre Notizblöcke. Sie würden an Bord der Gulfstream bleiben. Für bedeutende Journalisten, die über Außenpolitik schrieben, war Lokalpolitik unter freiem Himmel uninteressant. Froelich sah zu Reacher hinüber und lächelte. Aber ihr Blick war sorgenvoll.

Die Maschine setzte weich auf und rollte auf den Teil des Vorfelds, auf dem eine Kolonne aus fünf Fahrzeugen wartete. Zwischen zwei Streifenwagen

der State Police standen drei identische Town Cars in verlängerter Ausführung. Bodenpersonal des Flughafens hielt sich bereit, eine Treppe an die Maschine zu rollen. Armstrong und seine Leibwache bekamen die mittlere Limousine. Das Reserveteam fuhr hinter ihm her. Froelich, Reacher und Neagley nahmen den ersten Town Car. Das Wetter war kalt, aber sonnig und klar.

»Für euch habe ich keine Anweisungen«, sagte Froelich. »Seid einfach dort, wo ihr es für notwendig haltet.«

Der Verkehr war so gering, dass man sich wie auf dem Land vorkam.

Nach kurzer, rascher Fahrt über ebene Betonstraßen sah Reacher in der Ferne einen Kirchturm und das Häusergewirr der Wohnsiedlungen, die das Gemeindezentrum umgaben. Beide Straßenseiten waren bis zu einer hundert Meter vom Tor entfernten Straßensperre

der State Police zugeparkt. Die Wagenkolonne passierte sie und fuhr zum Parkplatz weiter. Die Zäune waren mit Fähnchen geschmückt, und auf dem Rasen hatte sich eine ansehnliche Menschenmenge von schätzungsweise dreihundert Personen versammelt. Über allem ragte der Kirchturm auf: hoch, quadratisch, solide und in der Wintersonne blendend weiß.

»Hoffentlich haben sie ihn diesmal bis in den letzten Winkel abgesucht«, meinte Froelich.

Die fünf Wagen hielten im Kies, der unter ihren Reifen knirschte. Die Agenten des Reserveteams stiegen als Erste aus. Sie postierten sich vor Armstrongs Limousine, ließen ihren Blick über die Gesichter der Menge gleiten und warteten, bis Froelich über Funk die Alles-klar-Meldung des Captain der hiesigen Polizei erhielt. Sie bekam sie sofort und gab sie an den Führer des Reserveteams weiter. Er bestätigte sie umgehend und öffnete feierlich Armstrongs Autotür. Reacher war

beeindruckt. Das Ganze wirkte wie ein Ballett. In diesen wenigen Sekunden, in denen die Agenten sich ruhig und würdevoll bewegt hatten, waren bereits Funksprüche zwischen drei Verantwortlichen gewechselt und die Sicherheitsvorkehrungen visuell überprüft worden.

Kein Zweifel, diese Leute verstanden ihr Geschäft.

Armstrong stieg aus. Er hatte bereits ein perfektes *Wegen-des-Rummels-verlegen-* Lächeln aufgesetzt und streckte die Hand aus, um seinen Nachfolger an der Spitze des Empfangskomitees zu begrüßen. Er war barhäuptig. Seine Leibwächter umgaben ihn so dicht, dass sie ihn fast anrempelten. Auch das Reserveteam drängte heran und achtete darauf, dass die beiden größten Männer sich immer zwischen Armstrong und der Kirche befanden. Ihre Gesichter zeigten keine Regung. Sie trugen die Mäntel offen, und ihre Augen waren in ständiger Bewegung.

»Diese verdammte Kirche«, schimpfte Froelich. »Sie ist die reinste Schießbude.«

»Wir sollten sie noch mal kontrollieren«, schlug Reacher vor.

»Persönlich, nur um sicherzugehen. Lass ihn seinen Rundgang entgegen dem Urzeigersinn machen, bis wir fertig sind.«

»Dann kommt er *näher* an die Kirche heran.«

»Nahe der Kirche ist er sicherer. Dort wird der Schusswinkel zu steil.

Auf Höhe der Glocken sind hölzerne Schallbretter angeordnet. Das Schussfeld beginnt etwa zwölf Meter vom Turmfuß entfernt. Näher dran ist er im toten Winkel.«

Froelich hob das Handgelenk und sprach mit ihrem Teamführer. Sekunden später sahen sie, wie er Armstrong nach rechts steuerte, damit er

entgegen dem Uhrzeigersinn einen weiten Bogen über den Rasen beschrieb. Der neue Senator begleitete ihn. Die Menge wechselte die Richtung und folgte ihnen.

»Jetzt brauchen wir den Mann mit den Kirchenschlüsseln«, sagte Reacher.

Froelich sprach über Funk mit dem Captain der hiesigen Polizei.

»Der Küster kommt zum Eingang«, sagte sie. »Fünf Minuten.«

Sie stiegen aus und gingen zum Kirchentor. Die Luft war eisig kalt.

Man konnte Armstrongs Kopf inmitten der Menschenmenge sehen.

Sein Haar leuchtete im Sonnenschein. Er schlenderte zehn Meter vom Turmfuß entfernt über den Rasen. Der neue Senator wich nicht von seiner

Seite. Sechs Agenten umringten die beiden. Die Menge bewegte sich mit ihnen, veränderte langsam ihre Form wie ein heranwachsendes Lebewesen. Überall dunkle Wintermäntel. Damenhüte, Ohrenschützer, Sonnenbrillen. Das Gras war vom Nachtfrost braun.

Froelich erstarrte, drückte den Ohrhörer fester ins Ohr. Hob die andere Hand und sprach in ihr Handgelenkmikrofon.

»Haltet ihn dicht an der Kirche«, sagte sie.

Dann ließ sie die Hände sinken und knöpfte ihren Mantel auf. Lockerte die Pistole im Halfter.

»Eine Meldung von State Troopers im äußeren Sicherheitsring«, erklärte sie. »Sie machen sich Sorgen wegen eines Kerls zu Fuß.«

»Wo?«, fragte Reacher.

»In der Wohnsiedlung.«

»Personenbeschreibung?«

»Hab keine bekommen.«

»Wie viele Cops sind dort draußen?«

»Gut vierzig, die einen Kreis bilden.«

»Lass sie nach außen beobachten. Mit dem Rücken zur Menge. Sie sollen auf Verdächtige achten.«

Froelich sprach erneut mit dem Captain der hiesigen Polizei und erteilte den Befehl. Ihre eigenen Augen waren überall.

»Ich muss los!«, sagte sie.

Reacher wandte sich an Neagley.

»Du kontrollierst die Straßen«, sagte er. »Alle

Zugänge, die wir entdeckt haben.«

Neagley nickte und ging mit schnellen Schritten in Richtung Straße davon.

»Ihr habt Zugänge gefunden?«, fragte Froelich.

»Massenhaft.«

Froelich hob ihr Handgelenk. »Beeilung! Bringt ihn dicht an den Kirchturm heran. Schirmt ihn nach allen drei Seiten ab. Haltet die Wagen abfahrtbereit. Los, los, Leute!«

Sie lauschte auf die Antwort. Nickte. Etwa dreißig Meter von ihnen entfernt wurde Armstrong auf der anderen Seite des Turms, wo sie ihn nicht sehen konnten, näher an die Kirche herandirigiert.

»Geh nur«, sagte Reacher. »Ich seh mich in der Kirche um.«

Sie hob ihr Handgelenk.

»Bleibt mit ihm dort«, sagte sie. »Ich komme zu euch.«

Sie hastete ohne ein weiteres Wort über den Rasen davon. Reacher blieb allein am Tor zurück. Er trat hindurch und ging auf die Kirche zu.

Wartete am Portal. Das massive alte Türblatt war aus Eichenholz geschnitzt. Es hatte handgeschmiedete Angeln und Türbänder und war mit großen schwarzen Nägeln beschlagen. Darüber ragte der Kirchturm zwanzig bis fünfundzwanzig Meter hoch auf. An der Turmspitze befanden sich eine Flagge, ein Blitzableiter und eine Wetterfahne, die sich nicht bewegte. Die Flagge hing schlaff herab. In der völlig stillen Luft war nicht der geringste Windhauch zu spüren. Ideale Voraussetzungen für ein aus einem Scharfschützengewehr abgefeuertes Geschoss. Es würde förmlich ins Ziel getragen werden.

Eine Minute später tauchte der Küster auf. Ein

kleiner Mann in einem schwarzen Talar, der ihm bis zu den Füßen reichte. Darüber trug er einen Kaschmirmantel. Auf dem Kopf saß eine Pelzmütze mit Ohrenklappen, auf der Nase eine goldgerahmte Brille mit starken Gläsern. In einer Hand hielt er einen großen Drahtring, an dem ein riesiger Schlüssel hing. Der kleine Mann reichte Reacher den Ring.

»Dies ist der Originalschlüssel«, erklärte der Küster. »Von achtzehnhundertsiebzig.«

»Sie bekommen ihn gleich wieder zurück«, entgegnete Reacher.

»Warten Sie auf dem Rasen auf mich.«

»Ich kann hier warten«, sagte der Mann.

»Auf dem Rasen«, wiederholte Reacher. »Das ist besser.«

Der Küster machte große Augen, die durch seine

starken Brillengläser noch vergrößert wurden. Er drehte sich um und ging in die Richtung davon, aus der er gekommen war. Reacher wog den großen alten Schlüssel in der Hand und steckte ihn ins Schloss. Drehte kräftig daran. Als nichts passierte, versuchte er es noch einmal. Wieder nichts. Er überlegte und drückte dann die Klinke herab.

Die Tür war nicht abgesperrt.

Sie öffnete sich mit leisem Quietschen. An dieses Geräusch erinnerte er sich. Es war ihm viel lauter erschienen, als er die Kirchentür neulich um fünf Uhr morgens geöffnet hatte. Diesmal ging das Quietschen im halblauten Stimmengewirr der dreihundert Menschen auf dem Rasen unter.

Er stieß die Tür ganz auf. Zögerte einen Moment und trat dann lautlos in die dämmrige Stille. Die Wände des Gebäudes, ein einfacher Holzbau mit gewölbtem Dach, waren in verblichenem Pergamentweiß gestrichen. Das Holz der alten

Bankreihen sah abgewetzt aus und glänzte. Das Licht fiel durch bunte Glasfenster. An der Stirnseite des Raums befanden sich der Altar und eine hohe Kanzel, zu der Stufen hinaufführten. Dahinter gab es Türen zu weiteren Räumen. Vermutlich führten sie in die Sakristei. Was die Terminologie betraf, war er sich nicht ganz sicher.

Reacher schloss die Tür und sperrte sie von innen ab. Versteckte den Schlüssel in einer Holzkiste mit Gesangbüchern. Ging lautlos den Mittelgang entlang, blieb stehen und horchte. Alles war ruhig. Die Luft roch nach altem Holz, staubigen Geweben und Kerzenwachs. Er schlich weiter und warf einen Blick in die drei Räume hinter dem Altar. Sie waren klein, hatten nackte Holzfußböden und enthielten nichts außer Schränken mit alten Büchern und Kirchengewändern.

Er schlich zurück. Durch die Tür ins Untergeschoss des Kirchturms.

Hier unten befand sich ein quadratischer Raum, in dessen Mitte die Glockenseile herabhingen. Der letzte Meter jedes Seils war mit verblassten bestickten Stoffhülsen umkleidet. An den Seiten des Quadrats führte eine schmale Holztreppe steil ins Halbdunkel hinauf. Er blieb an ihrem Fuß stehen, horchte angestrengt und stieg dann lautlos hinauf.

Nach dem dritten Knick endete die Treppe auf einem Absatz. Von dort aus führte eine an die Turmwand geschraubte Leiter sechs bis sieben Meter hoch zu einer in die Zwischendecke eingelassenen Falltür. Die Decke bestand aus Holzbohlen, in die drei kreisrunde Löcher mit zwanzig Zentimeter Durchmesser für die Glockenseile gesägt waren.

Falls sich dort oben jemand aufhielt, konnte er ihn durch diese Löcher sehen und hören. Das wusste Reacher. Vor fünf Tagen hatte er von dort oben die Spürhunde hecheln gehört.

Am Fuß der Leiter blieb er unbeweglich stehen und horchte nach oben. Dann holte er das Keramikmesser aus seiner Manteltasche, zog Mantel und Jackett aus und ließ beide Kleidungsstücke auf dem Treppenabsatz zurück. Begann die Leiter hinaufzusteigen. Sie knarrte laut unter seinem Gewicht. Noch eine Sprosse höher. Die Leiter knarrte wieder.

Reacher hielt inne. Nahm eine Hand von der Sprosse, die er umfasst hielt, und starrte die Handfläche an. *Pfeffer*. Der Pfeffer, den er vor fünf Tagen benützt hatte, haftete noch an den Sprossen. Aber er war verwischt und bildete keine gleichmäßige Schicht mehr – vielleicht durch seinen damaligen Abstieg, vielleicht durch den der Cops heute. *Oder aber, weil heute jemand anders hinaufgestiegen ist.* Er kletterte eine Stufe höher. Die Leiter knarrte wieder.

Er machte erneut Halt. *Analyse und Risikoabwägung*. Er befand sich auf einer laut

knarrenden Leiter fünf bis sechs Meter unter einer Falltür. Die Situation oberhalb der Falltür war ungeklärt. Er war unbewaffnet bis auf ein Messer mit kaum zehn Zentimeter langer Klinge. Er holte tief Luft, ließ das Messer aufklappen und nahm es zwischen die Zähne. Griff nach oben und umfasste die Seitenteile der Leiter möglichst hoch über seinem Kopf. Katapultierte sich in die Höhe. Die verbleibenden fünf bis sechs Meter legte er in drei bis vier Sekunden zurück. Oben ließ er einen Fuß und eine Hand auf der Leiter, drehte seinen Körper seitlich von ihr weg, stabilisierte ihn und legte seine Hand mit gespreizten Fingerspitzen unten gegen die Zwischendecke. Versuchte eine Bewegung zu erfühlen.

Über ihm rührte sich nichts. Er griff nach oben, stieß die Falltür drei Zentimeter weit auf und ließ sie wieder zufallen. Legte seine Finger erneut von unten an die Zwischendecke. Dort oben bewegte sich nichts.

Kein leichtes Beben, keine Vibrationen. Er wartete eine halbe Minute.

Nichts. Er stellte sich mit beiden Füßen auf die Leiter, stieß die Falltür mit einem Schwung auf und kletterte in die Glockenstube hinauf.

Er sah die Glocken reglos in ihren Stühlen hängen. Insgesamt drei mit über ihnen angebrachten Eisenrädern, die von den Glockenseilen bewegt wurden. Die Glocken waren klein, schwarz und aus Eisen gegossen. Kein Vergleich zu den Meisterwerken aus Bronzeguss in europäischen Kathedralen. Sie waren nur schlichte Artefakte, Zeugen einfacher ländlicher Geschichte. Durch die Schalllöcher einfallender Sonnenschein tauchte sie in gestreiftes kaltes Licht. Ansonsten war der Raum leer. Alles sah noch genau so aus, wie er es zurückgelassen hatte.

Bis auf die Spuren im Staub.

In der dünnen Staubschicht auf dem Boden

zeichneten sich alle möglichen Spuren ab: von Absätzen und Zehen, Knien und Ellbogen.

Sie waren keine fünf Tage alt, stammten nicht von ihm. Das wusste er ganz bestimmt. Und in der Luft hing ein schwacher, gerade noch wahrnehmbarer Geruch nach Schweiß, nervöser Anspannung, Waffenöl, maschinell bearbeitetem Stahl und neuen Messingpatronen. Aber als er sich langsam einmal um die eigene Achse drehte, war der Geruch verschwunden, als habe es ihn nie gegeben. Reacher legte seine Fingerspitzen auf die Glocken, als könnte er sie so dazu zwingen, die Vibrationen der Vergangenheit preiszugeben.

Durch die Schalllöcher drangen nicht nur Sonnenstrahlen, sondern auch Geräusche herein. Reacher konnte die Stimmen von Leuten hören, die zwanzig Meter tiefer am Fuß des Kirchturms standen. Er trat näher heran und blickte mit zusammengekniffenen Augen nach unten.

Die Schallbretter, verwitterte Holzlamellen, waren in einem Winkel von ungefähr dreißig Grad in einen Holzrahmen eingelassen, sodass er die Ränder der Menge erkennen konnte, nicht aber ihre Masse. Am Rand der Rasenfläche sah er Cops, die in Abständen von dreißig Metern mit dem Rücken zur Menge standen und die Zäune im Auge behielten. Er sah das Gebäude des Gemeindezentrums und die Wagenkolonne, die mit laufenden Motoren geduldig auf dem Parkplatz wartete. Er sah die Häuser in der Umgebung. Er sah alles Mögliche. Dies war eine gute Feuerstellung. Das Schussfeld war eingeschränkt, aber andererseits genügte ein einziger Schuss.

Er schaute nach oben. Entdeckte in der Decke der Glockenstube eine weitere Falltür, zu der ebenfalls eine Leiter hinaufführte. Neben der Leiter waren Erdungsleitungen aus breiten Kupferbändern montiert, die vom Blitzableiter herunterführten. Das Kupfer war mit einer dicken Grünspanschicht bedeckt. Bei seinem ersten Besuch hatte Reacher

diese zweite Leiter ignoriert. Er wollte nicht ins Freie klettern und acht Stunden in der Kälte ausharren. Aber für jemanden, der an einem sonnigen Nachmittag praktisch unbegrenztes Schussfeld suchte, würde die Falltür attraktiv sein. Sie diente vermutlich dazu, die Flagge wechseln zu können. Blitzableiter und Wetterfahne stammten vielleicht noch aus dem Jahr 1870, aber die Flagge ganz sicher nicht. Sie hatte seit damals eine Anzahl Sterne dazubekommen.

Reacher nahm das Messer wieder zwischen die Zähne und stieg die zweite Leiter hinauf. Sie war nur etwa dreieinhalb Meter hoch. Die Sprossen knarrten und bogen sich unter seinem Gewicht. Auf halber Höhe machte er Halt. Seine Hände lagen auf den Seitenteilen der Leiter. Direkt vor seinem Gesicht befanden sich die oberen Sprossen. Sie waren uralt und bis auf scheinbar willkürlich verteilte Stellen staubbedeckt. Es gab zwei Arten, eine Leiter zu erklimmen: Man konnte sich seitlich festhalten oder mit den Händen die Sprossen

umfassen. Er stellte sich den genauen Ablauf vor, bei dem man bei jeder neuen Sprosse die Hand wechselte. Verrenkte sich den Hals und schaute nach unten. Legte den Kopf in den Nacken und blickte nach oben. Auf den Sprossen waren abwechselnd links und rechts genau solche Abdrücke zu sehen. Irgendjemand war diese Leiter hinaufgestiegen –erst vor kurzem; vielleicht ein, zwei Tage oder auch nur ein, zwei Stunden zuvor. Möglicherweise der Küster, möglicherweise auch nicht.

Er verharrte reglos auf der Leiter. Hier befand er sich oberhalb der Glocken. Wo das Eisen sich zur Aufhängung verjüngte, hatte der Glockengießer sein Monogramm hinterlassen. In zittrigen Linien aus geschmolzenem Zinn stand dort dreimal AHB zu lesen.

Er stieg langsam weiter. Legte seine Fingerspitzen wie zuvor ans Holz über seinem Kopf. Aber hier handelte es sich um dicke Balken,

die außen vermutlich mit Blei beschlagen und massiv wie Stein waren.

Selbst wenn jemand dort oben herumgetrampelt wäre, hätte er es nicht gespürt. Er kletterte zwei Sprossen weiter, machte einen Buckel und erklomm noch eine Sprosse, bis sein Rücken an der Falltür anlag.

Er wusste, dass sie schwer zu öffnen sein würde. Er drehte den Kopf zur Seite, um die Angeln zu begutachten. Sie bestanden aus Eisen.

Leicht angerostet. Vielleicht etwas schwer gängig.

Er holte mit dem Messer im Mund tief Luft und katapultierte sich durch die Falltür nach oben. Dann kletterte er rasch die letzten Sprossen hinauf ins blendend helle Sonnenlicht, riss das Messer aus dem Mund und wälzte sich zur Seite. Dabei streifte sein Gesicht das aus Blei bestehende Dach, das nach über hundertdreißig Wintern mit kleinen

Kratern übersät und stumpf und grau war. Er richtete sich kniend auf und drehte sich blitzschnell einmal um die eigene Achse.

Hier oben war niemand.

Er befand sich unter freiem Himmel in einer mit Blei ausgeschlagenen flachen Box. Die Seitenwände waren ungefähr einen Meter hoch.

In der Mitte, wo man den Fahnenmast, den Mast der Wetterfahne und den Blitzableiter verankert hatte, stieg der Boden an. Das in Platten aufgebrachte Blei war sorgfältig in Form gehämmert und verlötet. An den vier Ecken befanden sich Abläufe, die Regen- und Schmelzwasser ableiteten.

Reacher kroch auf allen vieren an die Brüstung. Aufstehen wollte er lieber nicht, da er vermutete, dass die unten eingesetzten Agenten ausgebildet waren, auf zufällige Bewegungen an höher gelegenen Punkten zu achten. Er schob seinen Kopf

über die Brüstung. Direkt unter sich, mehr als zwanzig Meter tiefer, sah er Armstrong stehen, neben ihm der neue Senator. Die sechs Agenten umgaben sie in einem perfekten Kreis. Dann nahm er aus dem Augenwinkel heraus eine Bewegung wahr. Hundert Meter von der Kirche entfernt liefen die zur Sicherung eingesetzten Cops zusammen. Sie versammelten sich in der hintersten Ecke der vom Zaun des Gemeindezentrums umschlossenen Fläche und starrten auf etwas hinunter. Dann wandten sie sich ab und schienen aufgeregt in die Mikrofone ihrer Funkgeräte zu sprechen.

Er ließ seinen Blick wieder direkt nach unten wandern und beobachtete, wie Froelich sich schnell durch die Menge drängte und auf die Cops zuhielt.

Er kroch wieder zur Falltür und machte sich auf den Rückweg. Nahm nach der zweiten Leiter Mantel und Jackett an sich und eilte die steile, enge Holztreppe hinunter, an den Glockenseilen vorbei

und ins Kirchenschiff hinaus.

Die massive Eichentür stand weit offen.

Der Deckel des Kastens mit Gesangbüchern war aufgeklappt, und der Schlüssel steckte innen im Schloss der Kirchentür. Reacher ging darauf zu und blieb einen Meter davor stehen. Wartete. Horchte. Spurtete in die Kälte hinaus und machte nach zwei Metern abrupt Halt.

Warf sich herum. Aber hier lauerte ihm niemand auf. Die freie Fläche vor dem Kirchenportal lag still und verlassen da. Aus der Ecke des Gemeindezentrums, in der er die Cops gesehen hatte, kamen aufgeregte Stimmen. Er schlüpfte in Jackett und Mantel und hielt darauf zu. Sah einen Mann in einem langen rötlichbraunen Mantel aus mittelschwerem Stoff auf sich zurennen. Er hielt eine Hand wie zum Gruß erhoben. In seiner Handfläche glänzte eine goldene Polizeiplakette. Irgendein Kriminalbeamter aus Bismarck.

Vielleicht sogar der Captain, der den Einsatz der hiesigen Polizei leitete.

»Ist der Kirchturm sicher?«, rief er aus zehn Metern Entfernung.

»Dort ist niemand«, antwortete Reacher ebenso laut. »Was ist los?«

Der Cop blieb stehen, beugte sich nach vorn und stemmte, nach Luft ringend, seine Hände auf die Knie.

»Keine Ahnung«, rief er. »Irgendein großer Rummel.«

Dann starrte er über Reachers Schulter hinweg das Kirchenportal an.

»Verdammt, die Tür hätten Sie zusperren müssen«, schrie er. »Das Scheißding darf nicht offen bleiben.«

Er trabte auf die Kirche zu. Reacher lief in Gegenrichtung weiter. Begegnete Neagley, die von der Zufahrtsstraße angerannt kam.

»Was gibt's?«, rief sie laut.

»Es ist so weit«, antwortete er ebenso laut.

Sie rannten zusammen weiter. Durchs Kirchentor und auf den Rasen hinaus. Froelich lief in Richtung Wagenkolonne. Die beiden änderten ihre Richtung und schnitten ihr den Weg ab.

»Am Zaun hat man ein verstecktes Gewehr gefunden«, erklärte sie.

»In der Kirche war jemand«, sagte Reacher außer Atem. »Auf dem Turm. Wahrscheinlich oben auf der Plattform. Vielleicht ist er noch irgendwo in der Nähe.«

Froelich starrte ihn an und verharrte einen Moment bewegungslos.

Dann sprach sie ins Mikrofon an ihrem Handgelenk.

»Achtung, wir brechen ab«, sagte sie. »Schneller Abtransport, wenn ich bis drei zähle.«

Ihre Stimme klang sehr ruhig.

»Achtung, alle Fahrer bereithalten. Limousine und Gun Car zur Zielperson, wenn ich bis drei zähle.«

Sie machte eine kurze Pause.

»Eins, zwo, drei, sofort Abbruch, sofort Abbruch!«

Zwei Dinge passierten gleichzeitig. Als Erstes heulten die Motoren der Wagenkolonne auf, die sich blitzartig aufteilte. Der erste Streifenwagen schoss nach vorn, der zweite stieß zurück, und die beiden vorderen Stretchlimousinen beschrieben

einen engen Halbkreis, beschleunigten auf dem Kies und fuhren mit durchdrehenden Reifen auf die Rasenfläche. Gleichzeitig stürzten die Leibwächter sich auf Armstrong und machten ihn praktisch unsichtbar. Ein Agent übernahm die Führung, die beiden anderen packten je einen Ellbogen ihres Schützlings, während die drei Männer des Reserveteams von hinten herandrängten, ihre Arme über Armstrongs Kopf hielten und ihn durch die Menge schoben. Das Ganze erinnerte an ein Footballspiel. Die Menge stob in Panik auseinander, als die beiden Limousinen in Richtung Kirche und auf die Gruppe zurasten. Sobald die Fahrzeuge zum Stehen kamen, stießen die Agenten Armstrong in die erste Limousine; und das Reserveteam sprang in den zweiten Town Car.

Der vordere Streifenwagen hatte bereits Blinklicht und Sirene eingeschaltet und fuhr im Kriechtempo über den Parkplatz in Richtung Zufahrtsstraße. Die beiden Limousinen wendeten schleudernd, fuhren über den Rasen auf die Straße

zurück und reihten sich hinter dem Streifenwagen ein. Dann beschleunigten alle drei Fahrzeuge das Tempo und brausten davon, während die dritte Stretchlimousine auf Froelich zukam.

»Wir können uns diese Kerle schnappen«, sagte Reacher. »Sie sind hier, ganz in der Nähe.«

Sie gab keine Antwort, packte Neagley und ihn nur am Arm und zog sie mit sich in die Limousine. Ihr Wagen raste hinter den drei anderen her. Der zweite Streifenwagen bildete die Nachhut, und nur zwanzig Sekunden nach dem Abbruchbefehl bildeten die Fahrzeuge eine eng geschlossene Kolonne, die mit hoher Geschwindigkeit – alle Blinkleuchten und Sirenen eingeschaltet – den Schauplatz des Geschehens verließ.

Froelich sackte in ihrem Sitz zusammen.

»Seht ihr?«, sagte sie. »Wir sind nicht aktiv. Sobald etwas passiert, laufen wir weg.«

11

Froelich stand in der Kälte und sprach am Fuß der Fluggasttreppe mit Armstrong. Ihr Gespräch dauerte nicht lange. Sie berichtete ihm von der Entdeckung eines versteckten Gewehrs und erklärte ihm, das sei Grund genug für den überstürzten Abbruch der Veranstaltung gewesen. Er widersprach nicht. Stellte keine peinlichen Fragen. Er schien sich der größeren Zusammenhänge nicht bewusst und ganz und gar unbesorgt zu sein, was seine persönliche Sicherheit betraf. Ihm ging es mehr darum, welche PR-Konsequenzen dies für seinen Nachfolger haben könnte. Er wog in Gedanken die Plus- und Minuspunkte gegeneinander auf, wie es Politiker

tun, und lächelte verlegen. *Kein Schaden entstanden.* Dann stieg er die Treppe hinauf, bereit, das Gespräch mit den wartenden Journalisten fortzusetzen.

Diesmal war Reacher in der Auswahl seines Sitzplatzes schneller. Er ließ sich in der vorderen Viererreihe nieder, wo er Froelich neben sich hatte und nur der Mittelgang ihn von Neagley trennte. Froelich nutzte die Zeit, in der die Gulfstream zum Start rollte, um von einem Angehörigen ihres Teams zum anderen zu gehen und allen zu ihrer Leistung zu gratulieren. Sie beugte sich dicht über sie, redete, hörte zu und schloss mit einem diskreten Faust-an-Faust-Kontakt – wie bei Baseballspielern nach einem wichtigen Schlag. Reacher beobachtete sie.

Gute Menschenführung, dachte er. Sie kam an ihren Platz zurück und schnallte sich an. Strich ihr Haar glatt und presste die Fingerspitzen an ihre Schläfen, als wollte sie die vorangegangenen

Ereignisse aus ihrem Gedächtnis tilgen und sich ganz auf das Kommende konzentrieren.

»Wir hätten bleiben sollen«, sagte Reacher.

»Am Tatort wimmelt es von Cops«, entgegnete Froelich. »Das FBI nimmt in Kürze die Ermittlungen auf. Das ist ihr Job. Wir konzentrieren uns auf Armstrong. Mir gefällt das genauso wenig wie dir.«

»Was für ein Gewehr war das? Hast du's gesehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Wir bekommen einen Bericht. Es hat offenbar in einem Futteral gesteckt. In einer Art Tragetasche aus Kunstleder.«

»Im Gras versteckt?«

Sie nickte. »Wo es unmittelbar am Zaun höher steht.«

»Wann ist die Kirche abgesperrt worden?«

»Sonntagabend. Vor über sechzig Stunden.«

»Also müssen die Typen das Schloss mit einem Dietrich geöffnet haben. Es ist ein primitiver alter Mechanismus. Das Schlüsselloch ist so groß, dass man praktisch die ganze Hand hineinstecken kann.«

»Weißt du bestimmt, dass du sie nicht gesehen hast?«

Reacher schüttelte den Kopf. »Aber sie haben mich gesehen und auch, wo ich den Schlüssel versteckt habe. Sie waren mit mir in der Kirche. So sind sie rausgekommen.«

»Du hast Armstrong wahrscheinlich das Leben gerettet. Und mir den Job. Obwohl ich ihren Plan nicht verstehe. Sie waren in der Kirche –und ihr Gewehr befand sich hundert Meter davon

entfernt.«

»Wart's ab, bis wir wissen, welches Gewehr dort gefunden wurde.

Vielleicht wird dann alles klar.«

Die Gulfstream erreichte die Startbahn und beschleunigte. Hob dann ab und stieg steil in den wolkenlosen Himmel hinauf. Fünf Minuten später wurde der Triebwerkslärm leiser, und Reacher hörte, wie die Journalisten den Vizepräsidenten in ein Gespräch über Außenpolitik verwickelten. Sie stellten keine Fragen wegen seiner vorzeitigen Rückkehr.

Um achtzehn Uhr Ortszeit setzten sie auf der Andrews AFB auf. In der Stadt war es ruhig. Schon am frühen Nachmittag hatte das lange Thanksgiving-Wochenende begonnen. Die Wagenkolonne fuhr auf der Branch Avenue geradewegs nach Washington hinein, durchs Zentrum und dann nach Georgetown hinaus.

Armstrong wurde durch das weiße Zelt in sein Haus geleitet. Dann wendeten die Wagen und fuhren in die Tiefgarage des Secret Service zurück. Stuyvesant war nicht im Haus.

Reacher und Neagley folgten Froelich in ihr Büro, wo sie das Ergebnis ihrer NCIC-Suche abfragte. In der obersten Zeile ihres Bildschirms war vermerkt, dass die Software fünf Stunden und dreiundzwanzig Minuten lang gesucht und nicht weniger als 243791 Einträge gefunden hatte.

Alles, in dem auch nur zwei Begriffe wie Daumenabdruck, Dokument, Brief, Unterschrift oder Signatur vorkamen, war sorgfältig aufgeführt.

Die Liste begann vor fast zwanzig Jahren und enthielt für jeden der seither vergangenen 7305 Tage durchschnittlich über dreißig Einträge.

Froelich las das erste Dutzend Berichte und klickte dann willkürlich ausgewählte Einträge an. Sie fand nichts, was auch nur entfernt brauchbar

gewesen wäre.

»Wir müssen die Suchkriterien eingrenzen«, meinte Neagley. Sie ging neben Froelich in die Hocke und zog die Tastatur zu sich heran.

Speicherte die bisherigen Suchergebnisse ab, rief die Dialogbox auf, tippte *Daumenabdruck als Signatur* ein, griff nach der Maus und klickte auf Suche. Die Festplatte surrte, und die Dialogbox verschwand. Dann klingelte das Telefon. Froelich nahm den Hörer ab. Hörte kurz zu und legte auf.

»Stuyvesant ist da«, sagte sie. »Er hat den vorläufigen FBI-Bericht über das Gewehr. Wir sollen in den Konferenzraum kommen.«

»Heute hätten wir beinahe verloren«, sagte Stuyvesant.

Er saß an der Schmalseite des Konferenztischs,

vor sich ein mehrseitiges Fax. Die Seiten waren eng beschrieben, doch die Schrift war durch die Übermittlung leicht verwischt. Reacher konnte das auf dem Kopf stehende Deckblatt lesen. Links befand sich ein kleines Amtssiegel, und rechts daneben stand in zwei Zeilen *U. S. Department of Justice, Federal Bureau of Investigation.*

»Der erste Faktor war die unversperrte Kirchentür«, fuhr Stuyvesant fort. »Das FBI vermutet, dass das Schloss irgendwann am frühen Morgen mit einem Dietrich geöffnet worden ist. Ein Kind hätte es mit einer Stricknadel aufbekommen. Wir hätten die Tür vorübergehend mit einem Vorhängeschloss sichern müssen.«

»War nicht zu machen«, erklärte Froelich. »Die Kirche steht unter Denkmalschutz. Darf nicht verändert werden.«

»Dann hätten Sie den Veranstaltungsort wechseln müssen.«

»Ich hab schon beim ersten Mal Alternativen gesucht. Die waren noch schlimmer.«

»Sie hätten einen Agenten auf dem Dach postieren sollen«, warf Neagley ein.

»Kein Geld«, sagte Stuyvesant. »Bis nach der Amtseinführung.«

»Wenn er die erlebt«, meinte Neagley.

»Was für ein Gewehr hat man gefunden?«, fragte Reacher.

Stuyvesant richtete die Blätter vor sich aus. »Was vermuten Sie?«

»Eine Wegwerfwaffe«, antwortete Reacher. »Ein Gewehr, das sie ohnehin nie benutzen wollten. Meiner Erfahrung nach ist etwas, das so leicht gefunden wird, dazu bestimmt, leicht gefunden zu werden.«

Stuyvesant nickte. »Das Ding lässt sich kaum als Gewehr bezeichnen. Ein uraltes Gewehr Kaliber 22 zur Schädlingsbekämpfung.

Schlecht erhalten, rostig, vermutlich seit einer Generation nicht mehr verwendet. Es war nicht geladen, und in der Tragetasche ist keine Munition gefunden worden.«

»Besondere Kennzeichen?«

»Keine.«

»Fingerabdrücke?«

»Natürlich auch keine.«

Reacher nickte. »Köder.«

»Die unversperrte Tür ist ein deutlicher Hinweis«, sagte Stuyvesant.

»Was haben Sie zum Beispiel getan, als Sie reingegangen sind?«

»Ich hab die Tür hinter mir abgesperrt.«

»Warum?«

»Für Überwachungszwecke ist mir das lieber.«

»Aber wenn Sie hätten schießen wollen?«

»Dann hätte ich sie offen gelassen – vor allem, wenn ich nur einen Dietrich hätte.«

»Warum?«

»Um anschließend schnell verschwinden zu können.«

Stuyvesant nickte. »Die offene Kirchentür bedeutet, dass sie dort waren, um zu schießen. Ich vermute, dass sie in der Kirche mit der HP5

oder dem Vaime Mk2 gewartet haben. Vielleicht mit beiden. Sie haben sich ausgerechnet, dass die Schrottwaffe am Zaun gefunden werden würde, dass die meisten Sicherheitsbeamten dorthin rennen und wir Armstrong zu seinem Wagen bringen würden, wobei sich eine gute Gelegenheit ergeben hätte.«

»Klingt plausibel«, sagte Reacher. »Aber ich habe dort oben niemanden gesehen.«

»In jeder dieser Provinzkirchen gibt's eine Menge Verstecke«, entgegnete Stuyvesant. »Haben Sie in der Krypta nachgesehen?«

»Nein.«

»Auf dem Dachboden?«

»Nein.«

»Jede Menge Verstecke«, wiederholte Stuyvesant.

»Ich hab gespürt, dass jemand da ist.«

»Ja«, sagte Stuyvesant. »Sie waren drin. Das steht fest.«

Schweigen.

»Irgendwelche unangemeldeten Gäste?«, fragte Froelich.

Stuyvesant schüttelte den Kopf. »Es war das reinste Chaos. Die Cops sind durcheinander gelaufen, die Menge hat sich zerstreut. Bis wieder Ordnung herrschte, waren mindestens zwanzig Leute gegangen. Das ist verständlich. Wenn man inmitten einer Menge auf einer freien Fläche steht und erfährt, dass jemand ein Gewehr gefunden hat, rennt man natürlich weg.«

»Was war mit dem Mann in der Wohnsiedlung?«

»Bloß so ein Typ in einem Mantel«, erwiderte Stuyvesant. »Der State Trooper konnte ihn nicht näher beschreiben. Vermutlich nur ein Spaziergänger. Ich vermute, dass unsere Kerle zu diesem Zeitpunkt längst in der Kirche waren.«

»Aber irgendwas muss das Misstrauen des Trooper geweckt haben«, sagte Neagley.

Stuyvesant zuckte mit den Schultern. »Sie wissen, wie das ist. Wie reagiert ein State Trooper aus North Dakota auf Secret-Service-Agenten? Am liebsten würde er sie ignorieren, aber das darf er natürlich nicht. Sieht jemand verdächtig aus, muss er es melden, auch wenn er seinen Verdacht nicht genau begründen kann. Und daraus dürfen wir ihm keinen Vorwurf machen. Mir ist es lieber, wenn er ein Mal zu vorsichtig war. Er soll nicht demotiviert werden.«

»Wir haben also noch immer nichts«, stellte Froelich fest.

»Wir haben Armstrong«, sagte Stuyvesant. »Und Armstrong lebt noch immer. Gehen Sie also zum Abendessen, und seien Sie um zweiundzwanzig Uhr zur Besprechung mit dem FBI wieder da.«

Sie gingen wieder in Froelichs Büro, um sich das Ergebnis von Neagleys NCIC-Suche anzusehen. Sie war abgeschlossen. Es gab keinen einzigen Eintrag. Froelich rief erneut die Dialogbox auf und gab diesmal *Daumenabdruck auf Brief* ein . Klickte Suche an und wartete.

Sofort erschien eine Anzeige, die ihr meldete, in acht Hundertstelsekunden seien null Einträge gefunden worden.

»Wir kommen nicht weiter«, sagte sie.

Froelich versuchte es mit *Daumenabdruck auf Nachricht*. Dasselbe Ergebnis, keine Einträge in acht Hundertstelsekunden. Beim nächsten Versuch schrieb sie *Daumenabdruck auf Drohbrief*. Wieder dasselbe Ergebnis. Sie seufzte frustriert.

»Lass mich mal«, sagte Reacher. Er setzte sich an ihren Platz und tippte: *Ein mit einem großen Daumenabdruck signierter kurzer Brief.*

»Idiot«, bemerkte Neagley.

Er klickte die Dialogbox an. Sofort erschien eine Anzeige, die ihm meldete, die Software habe sieben Hundertstelsekunden lang gesucht und null Einträge gefunden.

»Aber das war ein neuer Geschwindigkeitsrekord«, meinte Reacher und grinste.

Neagley lachte, und die Spannung schien etwas nachzulassen. Er tippte *Daumenabdruck und Squalin* ein und drückte erneut auf Suche.

Eine Zehntelsekunde später kam die Meldung, die Suche sei erfolglos gewesen.

»Wird langsamer«, sagte er.

Er versuchte es nur mit *Squalin*. Null Einträge, acht Hundertstelsekunden.

Er tippte *Squalan* mit *a* ein. Null Einträge, acht Hundertstelsekunden.

»Aussichtslos«, sagte er. »Kommt, wir gehen essen.«

»Warte«, hielt Neagley ihn zurück. »Lass mich noch mal versuchen.

Das ist wie ein olympischer Wettkampf.«

Sie tippte *einzelner unerklärlicher Daumenabdruck* ein. Klickte dann *Suche* an. Null Einträge, sechs Hundertstelsekunden. Sie lächelte.

» *Sechs* Hundertstel«, konstatierte sie. »Leute, wir haben einen neuen Weltrekord aufgestellt.«

»Klasse gemacht«, sagte Reacher.

Sie gab *einzelnerrätselhafterDaumenabdruck* ein. Klickte *Suche* an.

Null Einträge, sechs Hundertstelsekunden.

»Zeitgleich auf Platz eins«, meinte Froelich. »Jetzt bin ich wieder dran.«

Sie nahm Neagleys Platz vor der Tastatur ein und überlegte einen Augenblick.

»Okay, jetzt geht's los!«, sagte sie dann. »Diese Anfrage bringt mir die Goldmedaille – oder wir sitzen die ganze Nacht hier.«

Sie tippte ein einzelnes Wort: *Daumen*. Klickte *Suche* an. Die Dialogbox verschwand, und nach einer vollen Sekunde erschien ein einzelner Eintrag auf dem Bildschirm. Ein kurzer Absatz mit einem Polizeibericht aus Sacramento in Kalifornien. Vor fünf Wochen hatte ein Arzt in der

Notfallambulanz eines städtischen Krankenhauses der Polizei gemeldet, er habe einen Mann versorgt, der sich angeblich bei einem Arbeitsunfall den Daumen abgetrennt hatte. Wegen der Art der Verletzung war der behandelnde Arzt jedoch der Überzeugung gewesen, dass der Daumen amateurhaft amputiert worden sei. Die Cops hatten den Verletzten befragt, und der versicherte ihnen, er habe sich den Daumen tatsächlich bei einem Unfall mit einer Kreissäge abgetrennt.

Fall abgeschlossen, Meldung eingereicht.

»Verrücktes Zeug ist da drin«, sagte Froelich.

»Kommt, wir gehen essen«, wiederholte Reacher.

»Vielleicht sollten wir's mit Vegetarisch versuchen«, schlug Neagley vor.

Sie fuhren zum Dupont Circle und aßen in einem

armenischen Restaurant. Reacher bestellte Lamm, Froelich und Neagley entschieden sich für verschiedene Kichererbsengerichte. Zum Nachtisch gab es Baklawa und jeweils drei kleine Tassen starken türkischen Kaffee. Sie redeten viel, aber ausschließlich über belanglose Dinge. Niemand wollte über Armstrong, Nendick, seine Frau oder Typen sprechen, die imstande waren, einen Menschen fast zu Tode zu erschrecken und dann zwei harmlose Bürger zu erschießen, die zufällig denselben Familiennamen trugen. Froelich wollte vor Reacher nicht über Joe reden, und Neagley vor Froelich nicht über Reacher. Deshalb sprachen sie wie alle anderen Gäste und vermutlich alle anderen Washingtoner über Politik. Aber ein Gespräch über Politik war Ende November praktisch kaum möglich, ohne die neue Regierung zu erwähnen, was erneut zu Armstrong führte. Deshalb kamen sie sicherheitshalber wieder auf persönliche Ansichten und Überzeugungen zu sprechen. Dafür brauchte man Hintergrundinformationen, und so dauerte es nicht

lange, bis Froelich Neagley Fragen zu ihrem Leben und ihrer Laufbahn bei der Militärpolizei stellte.

Reacher blendete sich aus. Er wusste, dass sie keine Fragen nach ihrem Leben beantworten würde. Das tat sie nie. Er kannte sie seit vielen Jahren und hatte nie das Geringste über ihr früheres Leben erfahren. Er vermutete, dass es darin einigen Kummer gegeben hatte. Das kam bei Leuten in der Army ziemlich oft vor. Manche gingen zum Militär, weil sie einen Job brauchten oder einen Beruf lernen wollten; andere wurden Soldat, weil sie mit schweren Waffen schießen und Dinge in die Luft jagen wollten. Manchen Leuten war, wie Reacher, eine Soldatenlaufbahn vorherbestimmt. Aber die meisten gingen zur Army, weil sie Zusammenhalt, Vertrauen, Loyalität und Kameradschaft suchten.

Sie wünschten sich Geschwister und Eltern, die sie im Zivilleben nicht hatten.

Deshalb überging Neagley ihr früheres Leben und schilderte Froelich kurz ihre militärische Laufbahn. Reacher sah sich währenddessen in dem Restaurant um. Es war gut besetzt. Viele Paare und Familien. Einige der Gesichter glaubte er zu kennen. Vielleicht waren es Politiker oder Fernsehjournalisten. Als er sich wieder dem Gespräch zuwendete, erzählte Neagley gerade von ihrer neuen Tätigkeit in Chicago.

Das klang ziemlich gut. Ihre Partner waren eine Gruppe von Anwälten, früheren Polizeibeamten und ehemaligen Militärs. Die Firma schien ziemlich groß zu sein. Sie bot ein breites Spektrum von Dienstleistungen an, die von Computersicherheit bis zum Personenschutz für Führungskräfte auf Auslandsreisen reichten. Neagley schien mit ihrem Leben zufrieden zu sein.

Als sie gerade eine vierte Runde Kaffee bestellen wollten, klingelte Froelichs Handy. Es war kurz nach einundzwanzig Uhr. Im Restaurant war es

inzwischen so laut, dass sie das Klingeln zunächst überhörten.

Froelich meldete sich. Reacher beobachtete ihren Gesichtsausdruck.

Sah Verwunderung und dann leichte Besorgnis.

»Okay«, sagte sie, klappte das Handy zu und schaute Reacher an.

»Stuyvesant möchte, dass du sofort ins Büro kommst, auf der Stelle.«

»Ich?«, fragte Reacher. »Warum?«

»Hat er nicht gesagt.«

Stuyvesant erwartete sie an einem Ende der Empfangstheke unmittelbar hinter dem Haupteingang. Der Officer vom Dienst war am anderen Ende beschäftigt. Alles wirkte völlig normal bis auf das vor Stuyvesant stehende

Telefon. Es stand nicht an seinem gewohnten Platz, sondern verkehrt herum, sodass sein Tastenfeld nach außen zeigte und das Kabel nach hinten wegführte. Stuyvesant starrte es an.

»Wir haben einen Anruf bekommen«, sagte er.

»Von wem?«, fragte Froelich.

»Wir haben keinen Namen. Auch keine Nummer. Die Anruferkennung war blockiert. Männerstimme, kein auffälliger Akzent. Er hat die Vermittlung angerufen und den großen Kerl zu sprechen verlangt. Irgendetwas in seinem Tonfall hat die Telefonistin dazu bewogen, ihn ernst zu nehmen. Deshalb hat sie ihn zu mir durchgestellt. Weil sie dachte, der große Kerl sei ich, Sie wissen schon, der Boss. Aber das war ein Irrtum. Der Anrufer wollte nicht mich sprechen, sondern den großen Kerl, den er in letzter Zeit bei uns gesehen hat.«

»Mich?«, fragte Reacher.

»Sie sind der einzige große Kerl, der neu bei uns ist.«

»Was will er?«

»Das werden wir bald erfahren. Er ruft um halb zehn noch mal an.«

Reacher sah auf seine Armbanduhr. Es war einundzwanzig Uhr zweiundzwanzig.

»Einer von ihnen«, sagte Froelich. »Sie haben dich in der Kirche gesehen.«

»Das vermute ich auch«, pflichtete Stuyvesant ihr bei. »Dies ist unser erster richtiger Kontakt. Wir haben einen Recorder angeschlossen, um einen Stimmabdruck zu bekommen, und eine Fangschaltung eingerichtet. Sie müssen möglichst lange mit ihm reden.«

Reacher sah zu Neagley. Sie warf einen Blick auf ihre Uhr. Schüttelte den Kopf.

»Die Zeit reicht nicht«, sagte sie.

Reacher nickte. »Können wir einen Wetterbericht aus Chicago bekommen?«

»Ich könnte in Andrews anrufen«, sagte Froelich. »Aber wozu?«

»Tu's einfach, okay?«

Sie trat hinter die Empfangstheke, um ein anderes Telefon zu benützen. Die Meteorologen der Luftwaffe brauchten vier Minuten, um ihr mitzuteilen, das Wetter in Chicago sei kalt, aber klar, und es werde voraussichtlich so bleiben. Reacher sah auf seine Armbanduhr. Einundzwanzig Uhr siebenundzwanzig.

»Okay«, sagte er.

»Denken Sie daran, so lange wie möglich zu reden«, wiederholte Stuyvesant. »Die Typen können sich Ihre Anwesenheit nicht erklären.

Sie wissen nicht, wer Sie sind. Das macht ihnen Sorgen.«

»Steht die Thanksgiving-Sache auf der Website?«, fragte Reacher.

»Ja«, antwortete Froelich.

»Auch der Veranstaltungsort?«

»Ja.«

Einundzwanzig Uhr achtundzwanzig.

»Was steht sonst noch in seinem Terminkalender?«, fragte Reacher.

»In zehn Tagen nochmals die Wall Street«, erwiderte Froelich. »Das ist alles.«

»Was ist mit dem kommenden Wochenende?«

»Er fliegt mit seiner Frau nach North Dakota

zurück. Morgen am späten Nachmittag.«

»Steht das auch auf der Website?«

Froelich schüttelte den Kopf. »Nein, das ist völlig privat. Wir haben es nirgends bekannt gemacht.«

Einundzwanzig Uhr neunundzwanzig.

»Okay«, sagte Reacher wieder.

Dann klingelte das Telefon – in der Stille sehr laut.

»Ein bisschen zu früh«, meinte Reacher. »Jemand scheint besorgt zu sein.«

»Reden Sie möglichst lange«, wiederholte Stuyvesant.

Reacher nahm den Hörer ab. »Hallo«, meldete er sich.

»So unverschämtes Glück haben Sie nicht noch mal, Freundchen«, sagte eine Männerstimme.

Reacher ignorierte sie, horchte angestrengt auf Hintergrundgeräusche.

»Hey«, sagte die Stimme. »Ich will mit Ihnen reden.«

»Aber ich nicht mit dir, Arschloch«, erwiderte Reacher und legte auf.

Stuyvesant und Froelich starrten ihn an.

»Was zum Teufel haben Sie gemacht?«, fragte Stuyvesant.

»Mir war nicht nach einem Gespräch zumute«, antwortete Reacher.

»Ich hab Ihnen gesagt, Sie sollten möglichst lange

mit ihm reden.«

Reacher zuckte mit den Schultern. »Hätten Sie einen anderen Ablauf gewollt, hätten Sie selbst mit ihm reden und so tun sollen, als wären Sie ich; dann hätten Sie nach Herzenslust mit ihm quatschen können.«

»Das war absichtliche Sabotage.«

»Nein. Es war ein taktischer Spielzug.«

»Dies ist kein verdammtes *Spiel*.«

»Doch, genau das ist es.«

»Wir brauchen Informationen.«

»Seien Sie realistisch«, sagte Reacher. »Informationen hätten Sie ohnehin keine bekommen.«

Stuyvesant schwieg.

»Ich hätte gern einen Kaffee«, sagte Reacher. »Sie haben uns aus dem Restaurant geholt, bevor wir fertig waren.«

»Wir bleiben hier«, entschied Stuyvesant. »Vielleicht rufen sie noch mal an.«

»Das tun sie nicht«, sagte Reacher.

Nach weiteren fünf Minuten an der Empfangstheke gaben sie auf und gingen mit Kaffee in Plastikbechern in den Konferenzraum. Neagley und Froelich gaben sich schweigsam, Stuyvesant hingegen war sehr aufgebracht.

»Erklärung«, verlangte er.

Reacher setzte sich allein an eine Schmalseite des Konferenztischs, während Neagley auf halber Länge der rechten Tischseite und Froelich und Stuyvesant an der anderen Schmalseite Platz nahmen.

»Diese Typen benutzen Leitungswasser, um Briefumschläge zuzukleben«, sagte Reacher.

»Und?«, fragte Stuyvesant.

»Folglich werden sie sich nicht dabei erwischen lassen, wie sie in der Zentrale des United States Secret Service anrufen, verdammt noch mal! *Sie* hätten das Gespräch frühzeitig abgebrochen. Diesen Triumph wollte ich ihnen nicht gönnen. Sie sollen wissen, dass ich die Oberhand behalte, wenn sie sich mit mir anlegen – nicht umgekehrt.«

»Sie haben alles verpatzt, weil Sie glauben, dies sei ein Wettbewerb, wer am weitesten pissen kann!«

»Ich habe überhaupt nichts verpatzt«, erwiderte Reacher. »Sie haben alle Informationen.«

»Wir haben gar nichts.«

»Doch, Sie haben einen Stimmabdruck. Der Kerl

hat fünfzehn Wörter gesagt. Alle Vokale, die meisten Konsonanten. Sie haben die Eigenschaften der Zischlaute und mehrere Reibelaute.«

»Wir hätten vielleicht rauskriegen können, wo sie sind, Idiot.«

»Sie waren an einem Münztelefon mit blockierter Anruferkennung. Irgendwo im Mittleren Westen. Überlegen Sie selbst, Stuyvesant. Die beiden befanden sich heute mit schweren Waffen in Bismarck. Deshalb sind sie mit dem Auto unterwegs. Unterdessen befinden sie sich in einem Radius von vierhundert Meilen, also irgendwo in einem von sechs riesigen Bundesstaaten – in einer Bar oder einem kleinen Laden auf dem Land, in dem ein Münztelefon hängt. Und Leute, die clever genug sind, Leitungswasser zu verwenden, um einen Briefumschlag zuzukleben, wissen genau, wie kurz ein Telefongespräch sein muss, damit es nicht zurückverfolgt werden kann.«

»Sie wissen nicht, ob die Kerle mit dem Auto unterwegs sind.«

»Nein«, sagte Reacher. »Da haben Sie völlig Recht. Ich weiß es nicht bestimmt. Denkbar ist, dass sie wegen des heutigen Fehlschlags frustriert sind, sogar wütend. Und sie wissen von der Website, dass sich morgen hier in Washington eine weitere Chance bietet. Danach ist für einige Zeit Sense. Also kann man davon ausgehen, dass sie ihre Waffen irgendwo versteckt haben und heute Abend herfliegen wollten.

In diesem Fall könnten sie jetzt auf dem O'Hare International Airport sein und auf einen Anschlussflug warten. Vielleicht wäre es klug gewesen, dort ein paar Cops einzusetzen, die darauf achten, wer die Münztelefone benützt. Aber ich hatte nur acht Minuten Zeit. Wäre Ihnen das früher eingefallen, hätte sich vielleicht etwas machen lassen. Sie hatten eine halbe Stunde Zeit. Die Kerle haben ihren zweiten Anruf angekündigt!

Sie hätten leicht etwas arrangieren können. Dann hätte ich den Anrufer hingehalten, um den Cops eine Chance zu geben, sich gründlich umzusehen. Aber daran haben Sie nicht gedacht. Sie haben nichts arrangiert, nichts veranlasst. Erzählen Sie *mir* also nichts von Sabotage oder dass *ich* hier irgendwas verpatzt habe.«

Stuyvesant senkte den Blick. Schwieg.

»Jetzt müssen Sie ihn fragen, warum er den Wetterbericht wollte«, schaltete Neagley sich ein.

Stuyvesant sagte nichts.

»Warum wolltest du den Wetterbericht?«, fragte Froelich.

»Weil die Zeit noch hätte reichen können, um irgendwas auf die Beine zu stellen. Wäre das Wetter in Chicago am Tag vor Thanksgiving schlecht, wäre der Flughafen so verstopft, dass die Kerle noch stundenlang herumsitzen müssten. In

diesem Fall hätte ich für später, wenn wir ein paar Cops hingeschickt hätten, einen weiteren Anruf vereinbart. Aber das Wetter war gut. Daher keine Verspätungen, daher keine Zeit.«

Stuyvesant sagte nichts.

»Akzent?«, fragte Froelich. »Hast du aus den fünfzehn Wörtern, die er sagen konnte, irgendwas Besonderes rausgehört?«

»Ihr habt den Anruf aufgezeichnet«, antwortete Reacher. »Aber mir ist nichts aufgefallen. Kein ausländischer Akzent. Kein Südstaaten-, kein Ostküstenakzent. Vermutlich aus einer dieser Gegenden, in denen die Leute praktisch akzentfrei sprechen.«

Danach herrschte lange Schweigen.

»Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen«, sagte Stuyvesant dann.

»Sie haben wahrscheinlich richtig gehandelt.«

Reacher schüttelte den Kopf.

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen«, sagte er. »Das war nur eine Möglichkeit von vielen. Alles spricht dagegen, dass wir sie auf diese Weise gefasst hätten. Meine Entscheidung ist blitzschnell gefallen. Ganz aus dem Bauch heraus. Sie sollten nicht wissen, woran sie bei mir sind. Und ich wollte sie auf mich wütend machen, sie ein wenig von Armstrong ablenken.«

»Sie wollen, dass diese Leute hinter Ihnen her sind?«

»Immer noch besser als hinter Armstrong, oder?«

»Sind Sie übergeschnappt? Er wird vom Secret Service beschützt.

Sie nicht.«

Reacher grinste. »Diese Typen machen mir keine Angst.«

»Dies ist also *doch* ein Pisswettbewerb«, sagte Froelich. »Gott, du bist genau wie Joe, weißt du das?«

»Mit dem Unterschied, dass ich noch lebe«, sagte Reacher.

Jemand klopfte an die Tür. Der Officer vom Dienst streckte den Kopf herein.

»Special Agent Bannon ist hier«, meldete er. »Er kommt zur Abendbesprechung.«

Stuyvesant unterrichtete Bannon in seinem Büro über die eingegangenen Anrufe. Die beiden kamen um zweiundzwanzig Uhr zehn in den Konferenzraum zurück. Bannon sah eher wie ein City-Cop als ein FBI-Agent aus. Tweed aus

Donegal, grauer Flanell, feste Schuhe, rotes Gesicht. Wie ein erfahrener alter Kriminalbeamter aus Chicago, Boston oder New York. Er trug einen schmalen Aktenordner unter dem Arm und verbreitete düstere Stimmung.

»Nendick ist noch immer nicht ansprechbar«, sagte er.

Niemand äußerte sich dazu.

»Ihm geht's weder besser und noch schlechter«, fuhr er fort. »Die Ärzte machen sich weiter Sorgen um ihn.«

Er setzte sich Neagley gegenüber an den Konferenztisch, schlug seinen Ordner auf und zog ein paar Farbfotos aus einer Klarsichthülle.

Verteilte sie wie Spielkarten an die Anwesenden. Jeder bekam zwei.

»Bruce Armstrong und Brian Armstrong«,

erklärte er. »Zuletzt wohnhaft in Minnesota beziehungsweise Colorado.«

Die Fotos waren große Laserdrucke auf Hochglanzpapier. Keine Faxe. Jemand musste sich die Originale von den Angehörigen ausgeliehen und sie dann eingescannt und per E-Mail verschickt haben. Die Aufnahmen waren im Prinzip einfache Schnappschüsse, die vergrößert und auf Brustbildformat gebracht worden waren – wahrscheinlich von den örtlichen FBI-Labors. Das Ergebnis wirkte künstlich. Zwei kantige offene Gesichter, beide lächelnd. Auf dem unteren Bildrand hatte jemand mit Kugelschreiber ihre Namen vermerkt. Vermutlich Bannon selbst. *Bruce Armstrong. Brian Armstrong*.

Die beiden Männer waren sich nicht wirklich ähnlich. Und keiner wies viel Ähnlichkeit mit Brook Armstrong auf. Niemand hätte die drei untereinander verwechselt. Sie waren lediglich drei Amerikaner mit blondem Haar und blauen

Augen, um die Mitte vierzig – das war alles.

»Was halten Sie davon?«, fragte Bannon.

»Ähnlich genug, um zu beweisen, was demonstriert werden sollte«, antwortete Reacher.

»Das denken wir auch«, meinte Bannon. »Gemeinsam hinterlassen sie zwei Witwen und fünf Kinder. Amüsant, nicht wahr?«

Niemand gab Antwort.

»Haben Sie sonst noch was für uns?«, fragte Stuyvesant.

»Wir sind fleißig«, sagte Bannon, »und suchen weiter nach dem Daumenabdruck. Wir fragen sämtliche bekannten Datenbanken der Welt ab. Aber wir sind nicht optimistisch. Wir haben die Nachbarn der Nendicks befragt. Die beiden hatten

nicht oft Besuch. Ausgegangen sind sie offenbar immer gemeinsam – meist in eine rund zehn Meilen entfernte Bar in Richtung Dulles. Eine Bar, in der vor allem Cops verkehren. Nendick scheint seinen beruflichen Status ein bisschen ausgespielt zu haben. Wir versuchen alle Gäste aufzuspüren, mit denen er mehr als das Übliche geredet hat.«

»Was war vor zwei Wochen«, fragte Stuyvesant, »als seine Frau entführt wurde? Das kann doch nicht ganz geräuschlos vonstatten gegangen sein.«

Bannon schüttelte den Kopf. »Tagsüber sind auf den Straßen ziemlich viele Leute unterwegs. Mütter, die Kinder zum Ballettunterricht oder Fußballtraining fahren. Aber wir sind nicht fündig geworden. Kein Mensch kann sich an etwas Ungewöhnliches erinnern. Aber sie kann natürlich auch nachts entführt worden sein.«

»Nein, ich glaube, dass Nendick sie irgendwo abgeliefert hat«, sagte Reacher. »Sie haben ihn

dazu gezwungen, vermute ich. Als besonders raffinierte Folter. Damit er sich verantwortlich fühlt und sich noch mehr ängstigt.«

»Möglich«, meinte Bannon. »Angst hat er, das steht fest.«

Reacher nickte. »Ich glaube, diese Typen verstehen sich besonders gut auf psychologische Nuancen. Deshalb dürften einige der Drohbriefe direkt hier gelandet sein. Nichts schlimmer für Armstrong, als von den Leuten, die ihn schützen sollen, erfahren zu müssen, dass er in ernster Gefahr schwebt.«

»Nur erfährt er's von ihnen nicht«, sagte Neagley.

Bannon schwieg.

»Sonst noch was?«, fragte Stuyvesant.

»Wir sind zu dem Schluss gekommen, dass keine weiteren Drohbriefe mehr eintreffen werden«,

antwortete Bannon. »Diese Männer werden zuschlagen, wann und wo sie es für richtig halten, und wollen Ihnen natürlich keinen Hinweis auf Ort und Zeitpunkt des Attentats liefern, um hinterher nicht als Versager dazustehen.«

»Irgendwelche Vermutungen in Bezug auf Ort und Zeit?«

»Darüber reden wir morgen Früh. Wir sind gerade dabei, eine Theorie auszuarbeiten. Liege ich richtig mit der Annahme, dass Sie morgen alle hier sind?«

»Warum nicht?«

»Wegen Thanksgiving.«

»Armstrong arbeitet, also arbeiten wir auch.«

»Was macht er?«

»Er besucht ein Obdachlosenasyl.«

»Ist das klug?«

Stuyvesant zuckte mit den Schultern.

»Keine Chance«, sagte Froelich. »Die Verfassung schreibt vor, dass Politiker am Thanksgiving Day im heruntergekommensten Teil der Stadt, den sie finden können, Truthahndinner servieren müssen.«

»Nun, warten Sie unser Gespräch morgen früh ab«, sagte Bannon.

»Vielleicht versuchen Sie dann doch, ihm das auszureden – oder die Verfassung ändern zu lassen.«

Dann stand er auf, sammelte die Fotos wieder ein und verließ den Raum.

Froelich setzte Neagley vor ihrem Hotel ab und fuhr danach mit Reacher zu sich nach Hause. Unterwegs war sie auffällig schweigsam. Als sie die Brücke über den Potomac erreichten, hielt er

es nicht mehr aus.

»Was ist?«, fragte er.

»Nichts«, erwiderte sie.

»Muss irgendwas sein«, sagte er.

Sie gab keine Antwort. Fuhr weiter und parkte zwei Straßen weit entfernt von ihrem Haus. Dann stellte sie den Motor ab, stieg aber nicht aus. Saß einfach da, starrte durch die Windschutzscheibe und schwieg.

»Was ist?«, fragte er noch mal.

»Ich glaube nicht, dass ich das ertragen kann«, antwortete sie.

»Was ertragen?«

»Du bringst dich irgendwann selbst um«, sagte sie. »Genau wie du Joe umgebracht hast.«

»Wie bitte?«

»Du hast richtig gehört.«

»Ich habe Joe nicht umgebracht.«

»Er war nicht für solche Sachen geeignet. Aber er ist losgezogen und hat's trotzdem versucht. Weil er sich ständig mit dir verglichen hat. Er ist dazu getrieben worden.«

»Von mir?«

»Von wem sonst? Er war dein Bruder. Er hat deine Karriere verfolgt.«

Reacher sagte nichts.

»Warum müsst ihr so *sein*?«, fragte sie.

»Wir?«, fragte er zurück. »Wer wir?«

»Ihr Männer«, erwiderte sie. »Ihr Soldaten. Ihr

müsst euch immer kopflos ins Verderben stürzen.«

»Tu ich das?«

»Du weißt, dass es so ist.«

»Ich bin nicht derjenige, der geschworen hat, eine für irgendeinen wertlosen Politiker bestimmte Kugel abzufangen.«

»Ich auch nicht. Das ist nur so eine Redewendung. Und nicht alle Politiker sind wertlos.«

»Würdest du also eine für ihn bestimmte Kugel abfangen oder nicht?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht.«

»Und ich stürze mich nicht kopflos in irgendwas.«

»Doch, das tust du. Du bist *herausgefordert*

worden. Und natürlich wirst du dich der Herausforderung stellen.«

» *Willst* du, dass ich weggehe? Oder willst du diese Sache aus der Welt schaffen?«

»Das kannst du nicht wie ein brunftiger Hirsch ausmachen.«

»Warum nicht? Früher oder später geht's darum, wer den Sieg davonträgt – wir oder sie. Das ist eine Tatsache. So ist's immer. Wozu sich was vormachen?«

»Wozu Ärger suchen?«

»Ich suche keinen Ärger. Ich sehe das nicht als *Ärger*.«

»Nun, was ist es sonst?«

»Weiß ich nicht.«

»Du *weißt* es nicht?«

Er überlegte.

»Kennst du irgendwelche Anwälte?«, fragte er.

»Irgendwelche was?«

»Du hast gehört, was ich gefragt habe.«

»Anwälte? Soll das ein Witz sein? In dieser Stadt. Hier wimmelt es von Anwälten.«

»Okay, stell dir also einen Anwalt vor. Zwanzig Jahre nach dem Studium, reichlich Berufserfahrung. Jemand fragt ihn: Können Sie dieses etwas komplizierte Testament für mich abfassen? Was antwortet er darauf? Was macht er? Fängt er an, vor Nervosität zu zittern? Fühlt er sich herausgefordert? Nein, er sagt nur: Klar kann ich das. Und dann macht er sich an die Arbeit und tut es. Weil das sein *Job* ist. Schlicht und einfach.«

»Dies ist nicht dein Job, Reacher.«

»Doch, jedenfalls fast. Uncle Sam hat mich mit deinen Steuern dafür bezahlt, dass ich volle dreizehn Jahre lang genau diesen Job gemacht habe. Und Uncle Sam hat todsicher nicht erwartet, dass ich aus Konfliktscheu oder psychologischen Bedenken davonlaufe.«

Sie starrte weiter durch die Windschutzscheibe, die sich durch die Atemfeuchtigkeit zu beschlagen begann.

»Auf der anderen Seite des Secret Service arbeiten Hunderte von Leuten«, sagte sie. »In der Abteilung Wirtschaftsverbrechen. Hunderte von Leuten. Gute Leute. Wir sind keine richtigen Ermittler, aber sie sind es. *Nur* das. Dafür sind sie *da*. Joe hätte einfach ein paar von ihnen auswählen und nach Georgia schicken können. Aber das hat er nicht getan. Er musste selbst hin. Und er musste allein hin. Weil er sich herausgefordert fühlte. Er

konnte einfach nicht zurück. Weil er sich immer mit dir verglichen hat.«

»Ich stimme dir zu, dass er's nicht hätte tun sollen«, sagte Reacher.

»Wie ein Arzt kein Testament abfassen und ein Anwalt nicht operieren sollte.«

»Aber du hast ihn dazu gezwungen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich hab ihn zu nichts gezwungen.«

Sie schwieg.

»Zwei Punkte, Froelich«, fuhr er fort. »Erstens sollten Menschen ihren Beruf nicht mit Rücksicht darauf wählen, was ihr Bruder davon halten könnte. Und zweitens war ich sechzehn und Joe achtzehn, als wir zum letzten Mal zusammen waren. Er war dabei, nach West Point zu gehen, und mir nachzueifern wäre ihm nie in den Sinn

gekommen. Du spinnst wohl! Danach haben wir uns praktisch nie wiedergesehen, nur auf Beerdigungen. Auch wenn du mich für einen schlechten Bruder hältst, war Joe keineswegs besser. Er hat sich nie um mich gekümmert. Jahre sind vergangen, ohne dass ich von ihm gehört habe.«

»Er hat deine Karriere verfolgt. Deine Mutter hat ihm Sachen geschickt. Er hat sich mit dir verglichen.«

»Unsere Mutter ist sieben Jahre vor ihm gestorben. Damals stand ich noch ganz am Anfang meiner Karriere.«

»Du bist gleich zu Beginn in Beirut mit dem Silver Star ausgezeichnet worden.«

»Ich bin in eine Bombenexplosion geraten«, sagte er. »Sie haben mir einen Orden verliehen, weil ihnen sonst nichts anderes eingefallen ist.

Typisch für die Army. Joe hat das gewusst.«

»Er hat sich mit dir verglichen«, wiederholte sie.

Reacher beobachtete, wie ihr Atem sich auf dem kalten Glas der Windschutzscheibe niederschlug.

»Möglich«, sagte er. »Aber nicht mit mir.«

»Mit wem sonst?«

»Vielleicht mit unserem Dad.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Von *ihm* hat er nie gesprochen.«

»Nun, da haben wir's«, sagte Reacher. »Verdrängung. Verleugnung.«

»Glaubst du? Was war an eurem Dad so besonders?«

Reacher schloss die Augen.

»Er war Marineinfanterist«, antwortete er. »Korea und Vietnam. Ein sehr komplexer Mensch. Sanft, schüchtern, charmant, liebevoll, aber auch eisenhart. Härter als Stahl. Im Vergleich zu ihm sehe ich wie Liberace aus.«

»Vergleichst *du* dich mit ihm?«

Reacher schüttelte den Kopf. Öffnete die Augen.

»Zwecklos«, sagte er. »Im Vergleich zu ihm sehe ich wie Liberace aus. Das lässt sich einfach nicht ändern. Was für die Welt nicht unbedingt schlecht sein muss.«

»Hast du ihn nicht gemocht?«

»Er war in Ordnung. Aber er war ein Verrückter. Für Leute wie ihn ist heutzutage kein Platz mehr.«

»Joe hätte nicht nach Georgia gehen dürfen«, sagte sie.

Reacher nickte. »Das bestreite ich nicht«, erwiderte er, »aber daran war niemand schuld außer ihm. Er hätte vernünftiger sein sollen.«

»Du aber auch.«

»Ich bin vernünftig. Deshalb habe ich mich nicht beim Marine Corps, sondern bei der Militärpolizei verpflichtet.«

»Und du glaubst zu wissen, wie man diese Kerle unschädlich macht?«

»Wie jeder Müllmann weiß, wie man Abfälle entsorgt. Dazu braucht man kein Genie zu sein.«

»Das klingt ziemlich arrogant.«

Er schüttelte den Kopf. »Hör zu, ich hab’s satt, mich ständig rechtfertigen zu müssen. Das ist lächerlich. Kennst du deine Nachbarn?

Kennst du die Leute, die in deiner Straße wohnen?«

»Kaum«, antwortete sie.

Er wischte Feuchtigkeit von der Seitenscheibe und wies mit dem Daumen nach draußen. »Vielleicht ist eine deiner Nachbarinnen eine alte Dame, die Pullover strickt. Willst du zu ihr gehen und sagen: O Gott, was ist mit Ihnen los? Ich kann nicht glauben, dass Sie es tatsächlich *wagen,Pullover* zu stricken.«

»Du setzt bewaffneten Kampf mit Pulloverstricken gleich?«

»Ich will nur sagen, dass wir alle auf irgendeinem Gebiet gut sind.

Und ich bin es eben auf diesem. Vielleicht ist es das Einzige, auf dem ich gut bin. Ich bin darauf nicht stolz, aber ich schäme mich auch nicht dafür. Das ist einfach eine *Tatsache*. Dafür kann ich

nichts. Ich bin genetisch darauf programmiert zu siegen – das ist alles. Seit mehreren Generationen.«

»Joe hatte dieselben Gene.«

»Nein, er hatte dieselben Eltern. Das ist etwas anderes.«

»Ich kann nur hoffen, dass dein Selbstvertrauen begründet ist.«

»Das ist es. Vor allem jetzt, wo Neagley mich unterstützt. Auch *sie* lässt mich wie Liberace aussehen.«

Froelich sah weg. Schwieg.

»Was ist?«, fragte er.

»Sie liebt dich.«

»Quatsch.«

Froelich sah ihm ins Gesicht. »Woher willst du das wissen?«

»Sie hat sich nie für mich interessiert.«

Froelich schüttelte den Kopf.

»Ich hab erst neulich mit ihr darüber gesprochen«, sagte er. »Sie hat mir klipp und klar gesagt, dass sie sich nie für mich interessiert hat.«

»Und das hast du ihr geglaubt?«

»Sollte ich das etwa nicht?«

Froelich sagte nichts. Reacher lächelte.

»Du glaubst, dass sie sich *doch* für mich interessiert?«

»Du lächelst genau wie Joe«, antwortete sie. »Ein bisschen schüchtern, ein bisschen schief. Das schönste Lächeln, das ich je gesehen habe.«

»Du bist noch immer nicht über ihn hinweg, stimmt's?«, sagte er.

»Um das zu merken, muss man kein Hellseher sein.«

Sie gab keine Antwort, stieg aus und ging weg. Er folgte ihr. Die Luft war feuchtkalt. Er konnte den Fluss und von irgendwoher Kerosin riechen. Sie erreichten ihr Haus. Froelich sperrte die Tür auf.

Auf dem Fußboden der Diele lag ein Blatt Papier.

12

Es war ein Blatt des vertrauten sehr weißen Schreibmaschinenpapiers, das exakt parallel zu den Fugen der Eichendielen in der Nähe der Treppe lag. Auf dem Blatt stand eine kurze Nachricht in der bekannten Computerschrift: Times New Roman, zwanzig Punkte, fett. Die Mitteilung bestand aus nur vier Wörtern, die auf zwei zentrierte Zeilen etwas oberhalb der Blattmitte verteilt waren: *Es wird bald passieren.* Die drei Wörter *Es wird bald* nahmen die erste Zeile ein; das Wort *passieren* stand auf der zweiten Zeile. Als sei der Text aus dramaturgischen Gründen geteilt worden, als sollte zwischen den Zeilen ein Trommelwirbel oder ein Gongschlag eingefügt werden. *Es wird bald* ... wumm! ... *passieren.* Reacher starrte die Nachricht an. Sie wirkte fast hypnotisch. *Es wird bald passieren. Es wird bald passieren.*

»Nicht anfassen«, sagte Froelich.

»Hatte ich nicht vor«, entgegnete Reacher.

Er trat nochmals aus der Haustür und kontrollierte die Straße. Alle in der Nähe geparkten Autos waren leer, alle Fenster der umliegenden Häuser geschlossen, die Vorhänge zugezogen. Keine Fußgänger. Alles war still. Er ging ins Haus zurück und schloss vorsichtig die Tür, damit das Blatt nicht durch einen Luftzug wegwehte.

»Wie sind die hier reingekommen?«, fragte Froelich.

»Durch eine Tür«, antwortete Reacher. »Wahrscheinlich durch die in der Küche.«

Froelich zog die SIG-Sauer aus dem Halfter. Gemeinsam gingen sie durchs Wohnzimmer und in die Küche hinaus. Die Tür zum Garten war geschlossen, aber unversperrt. Reacher öffnete sie zu einem Drittel.

Suchte die nähere Umgebung ab, ohne irgendwas zu sehen. Öffnete die Tür dann ganz, damit das Licht in der Küche auf ihre Außenseite fiel. Beugte

sich nach vorn und begutachtete die Schlossplatte.

»Kratzer«, sagte er. »Sehr kleine. Die Typen sind ziemlich gut.«

»Sie befinden sich hier in Washington«, erklärte sie, »und nicht in einer Bar im Mittleren Westen.«

Sie starrte von der Küche ins Wohnzimmer.

»Das Telefon«, sagte sie.

Es stand nicht an seinem gewohnten Platz auf dem Tischchen neben dem Sessel am Kamin.

»Sie haben mein Telefon benützt«, sagte sie.

»Um mich anzurufen, denke ich«, sagte Reacher.

»Fingerabdrücke?«

Er schüttelte den Kopf. »Handschuhe.«

»Sie waren in meinem Haus«, sagte sie fassungslos.

Froelich trat an die Anrichte, sah nach unten und riss dann eine Schublade auf.

»Sie haben meine Pistole geklaut«, sagte sie. »Ich hatte hier eine Reservewaffe liegen.«

»Ich weiß«, meinte Reacher. »Eine alte Beretta.«

Sie zog die Schublade links daneben auf. »Die Magazine sind auch weg. Hier drinnen hatte ich Munition aufbewahrt.«

»Ich weiß«, sagte Reacher wieder. »Unter einem Topfhandschuh.«

»Woher weißt du das?«

»Ich hab mich am Montagabend ein bisschen umgesehen.«

»Warum?«

»Gewohnheit«, erwiderte er. »Nimm's nicht persönlich.«

Sie starrte ihn an, dann öffnete sie den Wandschrank, in dem das Geld versteckt war. Er sah, wie sie einen Blick in den Keramiktopf warf. Da sie nichts sagte, nahm er an, dass das Geld noch da war. Er speicherte diese Beobachtung – als Bestätigung einer Überzeugung: *Leute suchen nicht gern über Kopfhöhe.*

Dann erstarrte sie.

»Sie könnten noch im Haus sein«, flüsterte sie.

Aber sie rührte sich nicht von der Stelle. Dies war das erste Anzeichen von Angst, das er jemals bei ihr bemerkt hatte.

»Ich sehe nach«, sagte er. »Außer das ist eine ungesunde Reaktion auf eine Herausforderung.«

Froelich gab ihm ihre Pistole. Er knipste das Licht in der Küche aus, um nicht oben an der Kellertreppe als Silhouette zu erscheinen, und ging langsam hinunter. Horchte angestrengt über die Geräusche des Hauses und das leise Gluckern der Heizung hinweg. Blieb stehen und wartete, bis seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Hier unten war niemand. Auch oben im ersten Stock nicht. Leute, die versteckt lauern, senden Vibrationen aus. Winzige Laute und Schwingungen. Aber er spürte nichts Derartiges. Bis auf das nicht an seinem gewohnten Platz stehende Telefon, die verschwundene Beretta samt Munition und die Nachricht auf dem Boden in der Diele war das Haus unberührt. Er kam in die Küche zurück und hielt Froelich die SIG-Sauer mit dem Griff voraus hin.

»Alles in Ordnung«, sagte er.

»Ich muss sofort telefonieren«, sagte sie.

Special Agent Bannon erschien vierzig Minuten später mit einer FBI-Limousine und drei Angehörigen seiner Sonderkommission. Stuyvesant traf fünf Minuten nach ihnen mit einem Suburban des Secret Service ein. Beide ließen ihre Wagen mit eingeschalteten Blinkleuchten in der zweiten Reihe geparkt, sodass blaue, rote und weiße Lichtblitze über die Nachbarhäuser hinweghuschten. Stuyvesant blieb auf der Schwelle des Hauses stehen.

»Wir sollten doch keine weiteren Mitteilungen erhalten«, sagte er.

Bannon kniete vor dem Blatt Papier, um es genauer zu betrachten.

»Diese hier enthält nichts Neues«, erklärte er. »Wir haben vorausgesagt, dass wir keine Genauigkeit im Detail bekommen würden. Und das hat sich bestätigt. Das Wort *bald* ist in Bezug auf

Ort und Zeit bedeutungslos. Es ist nur höhnisch gemeint. Wir sollen davon beeindruckt sein, wie clever sie sind.«

»Ich war schon beeindruckt, wie clever sie sind«, entgegnete Stuyvesant.

Bannon sah zu Froelich. »Wie lange waren Sie außer Haus?«

»Den ganzen Tag«, antwortete Froelich. »Wir sind um halb sieben zu der Besprechung mit Ihnen weggefahren.«

»Wir?«

»Reacher übernachtet hier«, sagte sie.

»Aber jetzt nicht mehr«, verkündete Bannon. »Keiner von Ihnen bleibt hier. Das ist zu gefährlich. Wir bringen Sie an einem sicheren Ort unter.«

Froelich schwieg.

»Sie sind hier in Washington«, fuhr Bannon fort, »und haben sich irgendwo verkrochen. Vermutlich sind sie ein paar Stunden nach Ihnen angekommen. Die Typen wissen, wo Sie wohnen. Und wir müssen hier arbeiten. Dies ist ein Tatort.«

»Dies ist mein Haus«, widersprach Froelich.

»Es ist ein Tatort«, wiederholte Bannon. »Sie waren hier. Wir müssen es ziemlich auf den Kopf stellen. Da ist es besser, wenn Sie wegbleiben, bis wir wieder Ordnung geschaffen haben.«

Froelich sagte nichts.

»Keine Einwände«, ergriff Stuyvesant das Wort. »Ich will, dass Sie in Sicherheit sind. Wir bringen Sie in einem Motel unter, mit ein paar U.

S. Marshals vor der Tür, bis die Sache vorbei ist.«

»Neagley auch«, warf Reacher ein.

Stuyvesant nickte.

»Keine Sorge«, sagte er. »Ich hab schon jemanden losgeschickt, um sie abholen zu lassen.«

»Nachbarn?«, fragte Bannon.

»Kenne ich kaum«, antwortete Froelich.

»Möglicherweise haben sie etwas gesehen«, meinte Bannon. Er sah auf seine Uhr. »Vielleicht sind sie noch auf. Das hoffe ich zumindest.

Zeugen aus dem Bett zu holen verärgert sie im Allgemeinen sehr.«

»Sucht also zusammen, was ihr braucht, Leute«, drängte Stuyvesant. »Wir fahren sofort ab.«

Reacher stand in Froelichs Gästezimmer und hatte das untrügliche Gefühl, nie wieder hierher zurückzukommen. Deshalb nahm er seine Sachen aus dem Bad, den Müllsack mit den in Atlantic City gekauften Klamotten und alles mit, was von Joes Garderobe noch ungetragen war. Er stopfte saubere Socken und Unterwäsche in den Müllsack.

Hielt alle Kleidungsstücke in einer Hand und klemmte sich Joes Pappkarton unter den anderen Arm. Als er aus der Haustür trat, fiel ihm auf, dass er erstmals seit über fünf Jahren eine Unterkunft mit Gepäck verließ. Er legte alles in den Kofferraum des Suburbans und nahm auf dem Rücksitz Platz, wo er auf Froelich wartete. Sie kam mit einem kleinen Koffer aus ihrem Haus. Stuyvesant nahm ihn ihr ab und verstaute ihn im Wagen, bevor er mit ihr einstieg. Froelich drehte sich nicht nach ihrem Haus um, als sie davonfuhren.

Ihr Ziel war ein etwa zehn Straßenblocks von

Armstrongs Haus in Georgetown entferntes Motel. Draußen parkte ein älterer Crown Vic, dahinter ein neuer Town Car, in dem ein Fahrer saß. Der Crown Vic war leer. Das Motel, klein und gepflegt, war mit dunklem Holz getäfelt und auf drei Seiten von Botschaften mit eingezäunten Grundstücken umgeben. Die Botschaften waren Vertretungen neuer Staaten, von denen Reacher noch nie gehört hatte. Das Motel lag sehr geschützt. Es gab nur einen Zugang, den ein in der Eingangshalle postierter U. S.

Marshal bewachen würde. Ein weiterer Marshal auf dem Korridor würde für zusätzliche Sicherheit sorgen.

Stuyvesant hatte drei Einzelzimmer gebucht. Neagley war schon da.

Sie trafen sie in der Empfangshalle, wo sie sich eine Dose aus dem Getränkeautomaten geholt hatte und mit einem großen Mann, der zu einem billigen

schwarzen Anzug die festen Schuhe eines Streifenpolizisten trug, sprach. Zweifellos ein U. S. Marshal. Der Fahrer des Crown Vic. *Sie bekommen offenbar weniger Geld für Autos als der Secret Service,* dachte Reacher. *Und auch weniger Kleidergeld.*

Stuyvesant erledigte den Papierkram am Empfang und kam mit drei Schlüsselkarten zurück. Verteilte sie und erwähnte drei Zimmernummern, die aufeinander folgten. Dann zog er die Schlüssel des Suburbans aus der Manteltasche und gab sie Froelich.

»Ich fahre mit dem Mann zurück, der Neagley hergebracht hat«, erklärte er. »Wir sehen uns morgen um sieben im Büro, mit Bannon, alle drei.«

Dann machte er kehrt und verschwand. Neagley machte sich auf die Suche nach ihrem Zimmer. Froelich und Reacher folgten ihr. Im vorderen Teil des zu den Zimmern führenden Korridors trafen sie

einen weiteren U. S. Marshal an. Er hockte unbequem auf einem an die Wand gekippten schlichten Holzstuhl. Reacher quetschte sich mit seinem unordentlichen Gepäck an ihm vorbei und blieb vor seiner Tür stehen.

Froelich war schon zwei Zimmer weiter, sah sich nicht nach ihm um.

Er ging hinein und fand das Übliche vor: ein Bett, einen Sessel, einen Tisch, ein normales Telefon, einen kleinen Fernseher, geblümte Vorhänge, bereits zugezogen, eine geblümte Tagesdecke, brettsteif von eingesprühtem Fleckenschutzmittel. Weiter eine farblose Tapete, die Bambusgewebe nachempfunden war. Über dem Bett ein billiger Druck, der vorgab, eine handkolorierte Zeichnung eines altgriechischen Tempels zu sein. Reacher verstaute das Gepäck und verteilte sein Wasch- und Rasierzeug auf der Ablage über dem Waschbecken.

Sah auf seine Uhr. Nach Mitternacht. Schon Thanksgiving Day. Er zog Joes Jackett aus und ließ es auf den Tisch fallen. Lockerte die Krawatte und gähnte. Dann klopfte es an der Tür. Als er sie öffnete, stand Froelich davor.

»Komm rein«, forderte er sie auf.

»Nur für einen Augenblick«, sagte sie. Er setzte sich aufs Bett, um ihr den Sessel zu überlassen. Ihr Haar war zerzaust. So sah sie gut aus. Jünger und irgendwie verletzlich.

»Ich *bin* über ihn hinweg«, sagte sie.

»Okay.«

»Aber ich kann mir vorstellen, dass du denkst, dass ich's nicht bin.«

»Okay«, sagte er wieder.

»Deshalb denke ich, dass wir heute Nacht

getrennt schlafen sollten.

Ich möchte nicht, dass du dir Gedanken darüber machst, warum ich hier bin. Wenn ich hier *wäre*.«

»Wie du meinst«, sagte er.

»Es kommt nur daher, dass du ihm so ähnlich bist. Es ist unmöglich, nicht an ihn erinnert zu werden. Das verstehst du doch, oder? Aber du warst nie ein Ersatz. Ich möchte, dass du das weißt.«

»Glaubst du noch immer, dass ich ihn umgebracht habe?«

Sie sah weg. »Irgendwas hat ihn umgebracht«, erwiderte sie.

»Irgendwas in seinem Denken, in seiner Erfahrung. Irgendwas hat ihn auf die Idee gebracht, er könnte jemanden übertreffen, den er in Wirklichkeit nicht übertreffen konnte. Etwas hat ihn denken lassen, er werde schon durchkommen,

obwohl das eine Täuschung war. Und das Gleiche könnte dir passieren. Wenn du das nicht erkennst, bist du dumm.«

Er nickte, sagte nichts. Sie stand auf und ging an ihm vorbei. Er roch ihr Parfüm.

»Ruf mich an, wenn du mich brauchst«, sagte er.

Sie gab keine Antwort. Er blieb sitzen.

Eine halbe Stunde später wurde erneut an seine Tür geklopft, und er öffnete sie in der Erwartung, Froelich zu sehen. Draußen stand jedoch Neagley. Vollständig angezogen, ein bisschen müde, aber ruhig.

»Bist du allein?«, fragte sie.

Er nickte.

»Wo ist sie?«, fragte Neagley.

»Wieder weg.«

»Pflichtbewusstsein oder Mangel an Lust?«

»Verwirrung«, sagte er. »Einerseits will sie, dass ich Joe bin, andererseits wirft sie mir vor, schuld an seinem Tod zu sein.«

»Sie liebt ihn noch immer.«

»Anscheinend.«

»Sechs Jahre nach dem Ende ihrer Beziehung.«

»Ist das normal?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Das fragst du mich? Wahre Liebe erlischt nicht, vermute ich. Er muss ein ziemlich toller Kerl gewesen sein.«

»Ich hab ihn eigentlich nicht wirklich gekannt.«

»Warst du an seinem Tod schuld?«

»Natürlich nicht. Ich war Meilen weit weg. Hatte sieben Jahre lang nicht mehr mit ihm gesprochen. Das hab ich dir erzählt.«

»Was sind ihre Argumente?«

»Sie sagt, er sei zum Leichtsinn getrieben worden, weil er sich mit mir verglichen hat.«

»Und stimmt das?«

»Ich bezweifle es.«

»Du hast gesagt, du hättest dich nach seinem Tod schuldig gefühlt.

Das hast du mir erzählt, während wir uns die Überwachungsvideos angesehen haben.«

»Ich habe zornig, nicht schuldig gesagt, glaube ich.«

»Zornig, schuldig, das ist doch egal. Wozu Schuldgefühle, wenn du nichts dafür konntest?«

»Behauptest *du* jetzt, das sei meine Schuld gewesen?«

»Ich frage nur, woher die Schuldgefühle kommen.«

»Joe ist mit einem falschen Eindruck aufgewachsen.«

Er verstummte und legte sich aufs Bett. Sie ließ sich im Sessel nieder.

»Erzähl mir von dem falschen Eindruck«, forderte sie ihn auf.

»Er war groß, und er war fleißig«, sagte Reacher. »In den Schulen, auf die wir gingen, war fleißig so, als hätte man *Tritt mich in den Hintern!* auf der Stirn eintätowiert. Und trotz seiner Größe war er gar nicht taff. Also wurde er regelmäßig in den

Hintern getreten.«

»Und?«

»Ich war zwei Jahre jünger, aber ich war groß *und* taff und nicht sehr fleißig. Deshalb habe ich angefangen, mich um ihn zu kümmern. Vermutlich aus Loyalität. Ich war damals ungefähr sechs und bin keiner Prügelei aus dem Weg gegangen. Dabei habe ich zum Beispiel gelernt, dass der Auftritt wichtig ist. Erweckt man den Eindruck, es ernst zu meinen, machen viele einen Rückzieher. Manche aber auch nicht.

Im ersten Jahr waren die Achtjährigen mir natürlich überlegen. Dann bin ich immer wilder geworden und habe Mitschüler schlimm verletzt.

Ich war ein Verrückter. Das hat sich dann eingespielt. Wir sind an eine neue Schule gekommen, und ziemlich bald wussten die anderen, dass sie Joe in Ruhe lassen mussten, weil sonst der Verrückte hinter ihnen her war.«

»Klingt ganz so, als wärst du ein netter kleiner Junge gewesen.«

»Wir waren in der Army. Woanders hätten sie mich in eine Besserungsanstalt gesteckt.«

»Du sagst, Joe hatte sich an diesen Zustand gewöhnt.«

Reacher nickte. »So war's im Prinzip zehn Jahre lang. Immer mal wieder und allmählich seltener, als wir älter wurden. Aber schlimmer, wenn's tatsächlich mal passierte. Das hat er verinnerlicht, denke ich.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Ich glaube, dass es ein Bestandteil seines Denkens wurde, Gefahren zu ignorieren, weil er wusste, dass der Verrückte ihn raushauen würde. Deshalb hat Froelich in gewisser Hinsicht sogar Recht. Er *war* leichtsinnig. Nicht weil er zu konkurrieren versuchte, sondern weil er in seinem Innersten das

Gefühl hatte, es sich leisten zu können. Weil ich mich immer um ihn gekümmert hatte –wie seine Mutter ihm immer Essen auf den Tisch stellte, die Army immer eine Unterkunft für ihn bereithielt.«

»Wie alt war er, als er starb?«

»Achtunddreißig.«

»Das sind zwanzig Jahre, Reacher. Er hatte zwanzig Jahre Zeit, sich anzupassen. Wir passen uns alle an.«

»Tun wir das? Ich komme mir noch immer wie der Sechsjährige von damals vor. Alle schielen aus dem Augenwinkel auf den Verrückten.«

»Wer zum Beispiel?«

»Froelich.«

»Hat sie was in dieser Richtung geäußert?«

»Ich irritiere sie, das ist klar.«

»Der Secret Service ist eine Zivilbehörde. Bestenfalls paramilitärisch.

Fast so schlimm wie gewöhnliche Bürger.«

Er lächelte. Sagte nichts.

»Also, wie lautet das Ergebnis?«, fragte Neagley. »Läufst du in Zukunft mit dem Gefühl herum, den Tod deines Bruders verschuldet zu haben?«

»Vielleicht ein bisschen«, antwortete er. »Aber darüber komme ich hinweg.«

Sie nickte. »Das wirst du. Und das solltest du. Das war nicht deine Schuld. Er war achtunddreißig. Er hat nicht erwartet, dass sein kleiner Bruder aufkreuzen würde.«

»Darf ich dich was fragen?«

»Was?«

»Es geht um etwas, das Froelich gesagt hat.«

»Sie fragt sich, warum wir nichts miteinander machen?«

»Du kapierst schnell«, sagte er.

»Ich hab's gespürt«, meinte Neagley. »Sie hat ein bisschen besorgt gewirkt. Ein wenig eifersüchtig. Sogar kühl. Aber da hatte ich sie gerade mit dieser Auditsache in den Hintern getreten.«

»Stimmt.«

»Wir beide haben uns niemals auch nur berührt, weißt du das? Wir haben noch nie körperlichen Kontakt gehabt. Du hast mir nie auf die Schulter geklopft, mir nie auch nur die Hand geschüttelt.«

Er sah sie an und ließ die vergangenen fünfzehn Jahre Revue passieren.

»Tatsächlich?«, fragte er. »Ist das gut oder schlecht?«

»Es ist gut«, antwortete sie. »Aber frag nicht, warum.«

»Okay«, sagte er.

»Das liegt an mir. Frag mich nicht, warum, aber ich mag es nicht, angefasst zu werden. Und du hast mich nie berührt. Ich hab immer geglaubt, du könntest es spüren. Und das ist einer der Gründe, warum ich dich so schätze und immer gern gehabt habe.«

Er schwieg.

»Auch wenn du in die Besserungsanstalt gehört hättest«, fügte sie hinzu.

»Genau wie du!«

»Wir hätten ein gutes Team abgegeben«, sagte sie. »Wir *sind* ein gutes Team. Du solltest mit mir nach Chicago kommen.«

»Ich bin ein Vagabund«, erwiderte er.

»Okay, ich will nicht drängen«, sagte sie. »Und sieh die Sache mit Froelich positiv. Sie ist eine nette Frau. Mach ihr ein paar Zugeständnisse. Amüsiert euch miteinander. Ihr passt gut zusammen.«

»Okay«, sagte er. »Vermutlich hast du Recht.«

Neagley stand auf und gähnte.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte er.

Sie nickte. »Ja, mir geht's gut.«

Dann warf sie ihm eine Kusshand zu und verließ

das Zimmer.

Er war müde, aber überdreht und konnte nicht schlafen. Also trat er an den Kleiderschrank und zog Joes Pappkarton heraus. Er erwartete nicht, darin etwas Interessantes zu finden. Der Karton würde altes Zeug enthalten. Niemand lässt wichtige Sachen im Haus seiner Freundin zurück, wenn er weiß, dass er sie bald verlassen wird.

Er stellte den Karton aufs Bett und klappte den Deckel auseinander.

Als Erstes entdeckte er ein Paar Schuhe. Sie sahen ziemlich alt und mitgenommen aus und waren an der Querseite des Kartons verstaut.

Klassische schwarze Schuhe, gutes Leder, ziemlich schwer, mit Ziernähten und Zehenkappen. Dünne Schuhbänder in fünf Ösen. Vermutlich importiert. Aber nicht aus Italien. Dazu waren sie zu solide. Vermutlich aus England. Wie die Royal-Air-Force-Krawatte.

Er stellte sie auf die Tagesdecke. Der rechte Absatz war stärker abgetreten als der linke. Er konnte die Form von Joes Füßen in ihnen sehen. Seinen darüber aufragenden Körper. Sie glichen einer Totenmaske.

Weiter befanden sich in dem Karton drei Bücher. Eines hieß *In Swanns Welt* und war der erste Band von Marcel Prousts Romanzyklus *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Ein französisches Taschenbuch mit einem schlichten Umschlag. Er blätterte es durch. Er verstand die Sprache, doch der Inhalt ging über seinen Horizont. Das zweite Buch war ein großes und schweres College-Lehrbuch über Statistikanalyse. Er warf einen Blick hinein und legte es dann wegen der Sprache *und* des Inhalts rasch beiseite.

Er griff nach dem dritten Buch und erkannte es sofort wieder. Er hatte es Joe zu seinem dreißigsten Geburtstag geschenkt. Dostojewskis

Schuld und Sühne in einer englischen Ausgabe, die er in einem Pariser Antiquariat erstanden hatte. Er wusste sogar noch den genauen Preis. Es war keine wertvolle Erstausgabe oder Ähnliches, jedoch ein schöner Band mit einer großartigen Story.

Er schlug das Vorsatzblatt auf. Die Widmung lautete: *Joe, vermeide beides, okay? Alles Gute zum Geburtstag, Jack.* Das hatte er mit dem Füller des Antiquars geschrieben, und die Tinte war an einigen Stellen verwischt. Der Buchhändler hatte ihm angeboten, das Buch zu verschicken. Damals hatte die Adresse Pentagon gelautet, weil Joe noch beim Militärischen Nachrichtendienst beschäftigt war. Das hatte den Mann schwer beeindruckt. *The Pentagon, Arlington, Virginia, USA.*

Er überblätterte die Titelseite und las die ersten Zeilen des Romans: *Anfang Juli, an einem außergewöhnlich heißen Tage, verließ ein junger Mann gegen Abend seine Dachstube, die er in*

einem Hause der S.schen Querstraße als Untermieter bewohnte ... Als er dann auf der Suche nach der Schilderung des Mordes weiterblätterte, fiel ein zusammengefaltetes Blatt Papier heraus. Es hatte als Lesezeichen gedient, vermutete er, ungefähr in der Mitte, wo Raskolnikow sich mit Swidrigailoff streitet.

Er faltete das Blatt auseinander. Schreibpapier aus Armeebeständen. Das erkannte er an Tönung und Struktur. Mattes Elfenbeinweiß, glatte Oberfläche. Auf dem Blatt stand ein angefangener Brief in Joes ordentlicher Schrift. Etwa sechs Wochen nach seinem Geburtstag geschrieben. Der Text lautete: *Lieber Jack, danke für das Buch. Es ist schließlich doch angekommen. Ich werde es immer in Ehren halten.*

Vielleicht lese ich es sogar. Aber wahrscheinlich nicht allzu bald, denn hier geht's ziemlich hektisch zu. Ich spiele mit dem Gedanken, fahnenflüchtig zu werden und zum

Finanzministerium zu gehen. Jemand (du würdest den Namen kennen) hat mir einen Job angeboten, und Das war alles. Ungefähr in der Mitte der Seite endete der Brief abrupt. Er legte ihn neben die Schuhe und stellte dann alle drei Bücher in den Karton zurück. Er betrachtete die Schuhe und den Brief und horchte angestrengt in sich hinein. Aber er hörte nichts. Überhaupt nichts. Deshalb faltete er den Brief zusammen und verstaute ihn zusammen mit den Schuhen wieder im Karton. Klappte die Deckelteile zu und stellte den Karton auf den Abfallkorb. Draußen klopfte es erneut an der Tür.

Es war Froelich. Sie trug ihren Hosenanzug. Keine Bluse, wahrscheinlich gar nichts unter dem Jackett. Er vermutete, dass sie sich wegen des Marshals auf dem Korridor rasch angezogen hatte.

»Du bist noch auf«, sagte sie.

»Komm rein.«

Sie trat ins Zimmer und wartete, bis er die Tür

geschlossen hatte.

»Ich bin nicht wütend auf dich«, erklärte sie. »Du hast keine Schuld an Joes Tod. Das glaube ich nicht wirklich. Und ich bin nicht wütend auf Joe, weil er ermordet worden ist. Das ist einfach so passiert.«

»Du bist auf jemanden wütend«, beharrte er.

»Ich bin wütend auf ihn, weil er mich verlassen hat«, sagte sie.

Er setzte sich wieder aufs Bett. Diesmal nahm sie neben ihm Platz.

»Ich bin über ihn hinweg«, sagte sie. »Völlig. Ich schwör's dir. Schon lange. Aber ich bin nicht darüber hinweg, dass er einfach abgehauen ist.«

Reacher schwieg.

»Und deshalb bin ich zornig auf *mich selbst*«,

fuhr sie leise fort.

»Weil ich ihm Unglück gewünscht habe. Tief in meinem Innersten. Ich hab ihm gewünscht, er soll abstürzen und anschließend verbrennen.

Und dann ist es so passiert. Deshalb fühle ich mich schrecklich schuldig. Und jetzt habe ich Angst, dass du mich verurteilst.«

Reacher zögerte einen Moment.

»Da gibt's nichts zu verurteilen«, sagte er. »Es gibt auch keinen Grund für Schuldgefühle. Was du dir gewünscht hast, war verständlich und hatte keinen Einfluss auf das, was geschehen ist. Wie denn auch?«

Sie schwieg.

»Er hat sich überschätzt«, sagte Reacher. »Das ist alles. Er hat etwas riskiert und Pech gehabt. Das war weder deine noch meine Schuld. Es ist einfach

so passiert.«

»Dinge passieren aus bestimmten Gründen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, das tun sie nicht«, sagte er. »Sie passieren einfach. Das war nicht deine Schuld. Du kannst nichts dafür.«

»Glaubst du?«

»Du kannst nichts dafür«, wiederholte er. »Niemand kann etwas dafür. Außer dem Kerl, der den Abzug betätigt hat.«

»Ich hab ihm Unglück gewünscht«, sagte sie. »Das musst du mir verzeihen.«

»Da gibt's nichts zu verzeihen.«

»Du musst die Wörter aussprechen.«

»Das kann ich nicht«, entgegnete Reacher. »Und ich tu's nicht. Da muss nichts verziehen werden.

Das war nicht deine Schuld. Oder meine. Oder Joes. Es ist einfach passiert. Wie Dinge eben passieren.«

Sie schwieg eine Weile. Dann nickte sie und rückte ein bisschen näher zu ihm heran.

»Okay«, sagte sie.

»Hast du unter deinem Jackett was an?«, fragte er.

»Du wusstest, dass ich eine Pistole in der Küche hatte.«

»Ja.«

»Warum hast du mein Haus durchsucht?«

»Weil ich das Gen besitze, das Joe nicht hatte. Mir stoßen keine Dinge zu. Ich habe nie Pech. Bist du bewaffnet?«

»Nein«, sagte sie.

Kurzes Schweigen.

»Und ich habe unter dem Jackett nichts an«, fügte sie hinzu.

»Von solchen Dingen muss ich mich selbst überzeugen«, sagte er.

»Aus angeborener Vorsicht. Rein genetisch, verstehst du.«

Er knöpfte den ersten Knopf ihres Jacketts auf. Dann den zweiten.

Ließ seine Hand hineingleiten. Ihre Haut war warm und glatt.

Um sechs Uhr bekamen sie einen Weckruf von der Rezeption des Motels. *Den muss Stuyvesant am Abend zuvor veranlasst haben,* dachte Reacher. *Ich wollte, er hätte ihn vergessen.* Neben ihm regte sich Froelich. Dann öffnete sie plötzlich die Augen und setzte sich hellwach auf.

»Happy Thanksgiving«, sagte er.

»Hoffentlich wird heute ein Glückstag«, meinte sie. »Ich habe so eine Vorahnung, dass heute der Tag ist, an dem wir gewinnen oder verlieren.«

»Ich mag solche Tage.«

»Tatsächlich?«

»Klar«, sagte er. »Verlieren kommt nicht in Frage, deshalb ist heute der Tag, an dem wir gewinnen.«

Sie warf die Decke zurück und stand auf.

»Zieh was Legeres an«, sagte sie. »Anzüge sind an einem Feiertag in einer Suppenküche fehl am Platz. Sagst du's auch Neagley?«

»Das kannst du selbst tun. Du kommst an ihrem Zimmer vorbei. Sie beißt nicht.«

»Wirklich nicht?«

»Nein«, sagte er.

Froelich schlüpfte in ihren Hosenanzug und verschwand. Er ging an den Kleiderschrank, holte den Müllsack mit den in Atlantic City gekauften Klamotten heraus, kippte sie aufs Bett und tat sein Bestes, um die Falten glatt zu streichen. Dann duschte er, ohne sich zu rasieren. *Sie will, dass ich leger wirke,* dachte er. Neagley traf er in der Empfangshalle. Sie trug Jeans und Sweatshirt mit einer abgewetzten alten Lederjacke darüber. An einem Tisch konnte man sich mit Kaffee und

Muffins bedienen. Die U. S. Marshals hatten die meisten davon schon vertilgt.

»Habt ihr euch geküsst und wieder vertragen?«, fragte Neagley.

»Ein bisschen von beidem, würde ich sagen«, antwortete er.

Er goss sich Kaffee ein und nahm einen Kleiemuffin mit Rosinen.

Dann tauchte Froelich auf: frisch geduscht, in schwarzen Jeans mit schwarzem Polohemd und schwarzer Nylonjacke. Nachdem sie gefrühstückt hatten, gingen sie zu Stuyvesants Suburban hinaus. Es war vor sieben Uhr morgens am Thanksgiving Day, und überall herrschte Ruhe. Der Himmel war blassblau. Die Straßen waren völlig leer. Die Fahrt ins Büro dauerte nur wenige Minuten. Stuyvesant erwartete sie schon im Konferenzraum. Seine Vorstellung von leger bestand aus einer frisch gebügelten grauen Hose und einem rosa

Pullunder unter einer leuchtend blauen Golfjacke. Reacher vermutete, dass auf allen Etiketten Brooks Brothers stand, und auch, dass Mrs. Stuyvesant wie jeden Donnerstag trotz Thanksgiving nach Baltimore ins Krankenhaus gefahren war. Bannon saß Stuyvesant gegenüber. Er trug wie gewohnt Tweed und Flanell. Ganz gleich, welcher Tag gerade war, er würde immer wie ein Cop aussehen. Sein Kleiderschrank schien keine große Auswahl zu bieten.

»Fangen wir also an«, sagte Stuyvesant. »Wir haben viel zu besprechen.«

»Punkt Nummer eins«, begann Bannon. »Das FBI empfiehlt offiziell die Absage der heutigen Veranstaltung. Wir wissen, dass diese Verbrecher in der Stadt sind, und müssen davon ausgehen, dass ein Anschlag bevorsteht.«

»Eine Absage kommt nicht in Frage«, widersprach Stuyvesant.

»Kostenloser Truthahn in einem Obdachlosenasyl mag trivial klingen, aber dies ist eine Stadt, die von Symbolen lebt. Würde Armstrong einen Rückzieher machen, wären die politischen Folgen katastrophal.«

»Okay, dann sind wir ebenfalls vor Ort«, sagte Bannon. »Nicht etwa, um Ihnen Ihre Kompetenzen streitig zu machen. Aus allen Dingen, die Armstrongs persönliche Sicherheit betreffen, halten wir uns strikt heraus. Aber falls irgendwas passiert, wollen wir schnell eingreifen können.«

»Irgendwelche spezifischen Informationen?«, fragte Froelich.

Bannon schüttelte den Kopf. »Keine. Nur eine Vorahnung. Aber ich möchte Ihnen dringend raten, sie sehr ernst zu nehmen.«

»Ich nehme alles sehr ernst«, entgegnete Froelich. »Tatsächlich ändere ich den Plan und verlege die Veranstaltung ins Freie.«

»Ins *Freie*?«, fragte Bannon. »Ist das nicht schlechter?«

»Nein«, antwortete Froelich. »Alles in allem ist es besser. Der Speisesaal ist ein langer niedriger Raum mit hinten angebauter Küche. Er wird völlig überfüllt sein. Wir haben keine Möglichkeit, an den Eingängen Metalldetektoren aufzustellen. Es ist Ende November, und die meisten der Obdachlosen werden fünf Lagen Kleidung übereinander tragen und alles mögliche Metallzeug bei sich haben. Wir sind nicht in der Lage, sie zu durchsuchen. Das würde endlos lange dauern, und Gott allein weiß, mit wie vielen Krankheiten meine Leute sich dabei anstecken könnten. Diese Typen hätten eine reale Chance, sich unter die Obdachlosen zu mischen und nahe heranzukommen, was wir nicht wirklich verhindern können.«

»Was ist der Vorteil im Freien?«

»Dort gibt es einen seitlichen Hof. Wir stellen

den Serviertisch rechtwinklig zum Gebäude auf und reichen die Speisen durchs Küchenfenster hinaus. Hinter dem Serviertisch befindet sich die Hofwand. Wir postieren Armstrong, seine Frau und vier Agenten mit dem Rücken zur Wand nebeneinander am Serviertisch. Die Gäste stellen sich von links an und gehen einzeln durch ein Spalier aus weiteren Agenten. Sie bekommen ihr Essen, gehen nach rechts und setzen sich in den Speisesaal, um es zu verzehren. Das wird auch den Fernsehleuten besser gefallen. Für sie ist es im Freien immer besser. Und alle Bewegungen finden geordnet statt. Von links nach rechts am Tisch entlang. Truthahn von Armstrong, Füllung von Mrs. Armstrong. Weitergehen, hinsetzen, essen.«

»Vorteile?«, fragte Stuyvesant.

»Viele«, sagte Froelich. »Wir haben die Gäste weit besser unter Kontrolle. Niemand kann eine Waffe ziehen, bevor er in Armstrongs Nähe ist, weil alle durch ein Spalier von Agenten gehen

müssen, bis sie ihm am Tisch gegenüberstehen. Versucht jemand, erst dann eine Waffe zu ziehen, hat Armstrong vier Agenten neben sich.«

»Nachteile?«

»Wenige. Wir sind dort auf drei Seiten von Mauern abgeschirmt.

Aber der Hof ist nach vorn offen. Genau gegenüber auf der anderen Straßenseite steht ein Block aus vierstöckigen Gebäuden. Leer stehende Lagerhäuser. Die Fenster sind mit Brettern vernagelt, was ein großer Vorteil ist. Aber wir müssen auf jedem Dach einen Agenten postieren und sollten für heute das Budget vergessen.«

Stuyvesant nickte. »Okay. Guter Plan.«

»Und das Wetter scheint ausnahmsweise mal mitzuspielen«, fügte Froelich hinzu.

»Ist das im Prinzip ein konventioneller Plan?«,

fragte Bannon.

»Entspricht er der üblichen Vorgehensweise des Secret Service?«

»Dazu möchte ich mich lieber nicht äußern«, antwortete Froelich.

»Der Secret Service spricht nicht über Verfahrensfragen.«

»Arbeiten Sie mit mir zusammen, Ma'am«, sagte Bannon. »Wir sitzen hier alle im selben Boot.«

»Sie können's ihm ruhig sagen«, meinte Stuyvesant.

Froelich zuckte mit den Schultern. »Okay«, begann sie. »Der Plan ist konventionell. Die räumlichen Verhältnisse lassen uns nicht allzu viele Möglichkeiten. Wieso wollen Sie das wissen?«

»Weil wir in diesen Fall viel Arbeit investiert

haben«, antwortete Bannon. »Uns viele Gedanken gemacht haben.«

»Und?«, fragte Stuyvesant.

»Wir haben es hier mit vier spezifischen Faktoren zu tun. Erstens: Die ganze Sache hat vor siebzehn Tagen angefangen, richtig?«

Stuyvesant nickte.

»Und wer leidet darunter?«, fragte Bannon. »Das ist die erste Frage.

Zweitens: Denken Sie an die Demonstrationsmorde in Minnesota und Colorado. Wie haben Sie davon erfahren? Das ist die zweite Frage.

Drittens: Welche Waffen wurden dort benützt? Und viertens: Wie ist die vorläufig letzte

Mitteilung auf dem Fußboden von Ms. Froelichs Diele gelandet?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Dass alle vier Faktoren in eine bestimmte Richtung deuten.«

»Welche Richtung?«

»Welchen Zweck haben diese Mitteilungen?«

»Es sind Drohungen«, sagte Froelich.

»Wen bedrohen sie?«

»Armstrong natürlich.«

»Tun sie das? Manche waren an Sie adressiert, manche an ihn. Aber hat er *irgendeine* zu Gesicht bekommen? Wenigstens die direkt an ihn adressierten Drohungen? Weiß er überhaupt, dass sie eingegangen sind?«

»Wir informieren unsere Schützlinge niemals. Grundsätzlich nicht.«

»Armstrong schwitzt also nicht, stimmt's? Wer schwitzt?«

»Wir.«

»Zielen diese Drohungen also tatsächlich auf Armstrong – oder zielen sie in Wirklichkeit auf den United States Secret Service? In durchaus realem Sinn?«

Froelich schwieg.

»Okay«, fuhr Bannon fort. »Denken Sie jetzt an Minnesota und Colorado. Verdammt wirkungsvolle Demonstration. Der Täter mag sein, wer er will … Leute niederzuschießen erfordert Kaltblütigkeit, Können, Sorgfalt, Planung und Vorbereitung. Nicht einfach. Keineswegs etwas, das man leichthin unternimmt. Aber sie haben es unternommen, weil sie etwas beweisen wollten. Und was haben sie

anschließend getan?

Haben sie Ihnen einen Hinweis gegeben? Oder gesagt, wo Sie nachsehen sollen?«

»Nein, nichts dergleichen.«

»Genau«, sagte Bannon. »Sie haben sich all diese Mühe gemacht, sind all diese Risiken eingegangen – um sich dann zurückzulehnen und überhaupt nichts zu tun. Sie haben einfach abgewartet. Und tatsächlich haben die örtlichen Police Departments die beiden Morde dem NCIC gemeldet, und die FBI-Computer sind die NCIC-Meldungen durchgegangen und auf das Wort *Armstrong* gestoßen, woraufhin wir Sie angerufen haben, um Ihnen die frohe Botschaft mitzuteilen.«

»Also?«

»Also sagen Sie mir: Wie viele Normalbürger würden wissen, dass alles so ablaufen würde? Wie viele Normalbürger würden sich zurücklehnen

und riskieren, dass ein bis zwei Tage lang niemand einen Zusammenhang zu ihrer Inszenierung herstellt, bis Sie davon in der Zeitung lesen?«

»Was wollen Sie damit sagen? Wer sind die Täter?«

»Welche Waffen haben sie benützt?«

»Eine Heckler & Koch MP5-SD6 und ein Vaime Mk2«, antwortete Reacher.

»Verhältnismäßig unübliche Waffen«, sagte Bannon. »Und als Waffen mit Schalldämpfer von Normalbürgern nicht legal zu erwerben. Nur Behörden können sie kaufen. Und nur eine staatliche Dienststelle kauft beide.«

»Wir«, sagte Stuyvesant leise.

»Ja, Sie«, bestätigte Bannon. »Und dazu kommt noch, dass ich im Telefonbuch nach Ms. Froelich gesucht habe. Und wissen Sie was?

Ihr Name steht nicht drin. Und erst recht keine eingerahmte Anzeige mit dem Text: ›Ich bin Teamführerin beim Secret Service, und dies ist meine Adresse.‹ Woher haben diese Kerle also gewusst, wo sie ihre letzte Mitteilung hinterlassen mussten?«

Danach herrschte langes Schweigen.

»Sie kennen mich«, sagte Froelich bedrückt.

Bannon nickte. »Tut mir Leid, Leute, aber ab sofort fahndet das FBI nach Secret-Service-Angehörigen. Nicht nach gegenwärtig hier Beschäftigten, denn die hätten mitgekriegt, dass ihr Brief mit der Ankündigung einer Demonstration einen Tag zu früh angekommen war, und einen Tag früher gehandelt. Deshalb konzentrieren wir uns auf noch nicht sehr lange ausgeschiedene Mitarbeiter. Leute, die wissen, dass Sie Armstrong nichts von den Morddrohungen erzählt haben. Leute, die Ms. Froelich kennen. Leute, denen auch

Nendick bekannt ist und die wussten, wo er zu finden war. Vielleicht Leute, die nicht ganz freiwillig ausgeschieden sind und noch irgendeinen Groll hegen. Gegen den Secret Service, nicht gegen Armstrong. Weil wir glauben, dass Armstrong nur ein Mittel zum Zweck ist. Sie würden den designierten Vizepräsidenten umlegen, nur um Ihnen eins auszuwischen – genau wie sie die beiden anderen Armstrongs umgelegt haben.«

Wieder Schweigen im Raum.

»Was wäre das Tatmotiv?«, fragte Froelich.

Bannon verzog das Gesicht. »Verbitterte ehemalige Mitarbeiter sind personifizierte Tatmotive. Das wissen wir doch. Darunter haben wir alle schon zu leiden gehabt.«

»Was ist mit dem Daumenabdruck?«, wollte Stuyvesant wissen.

»Alle unsere Leute müssen ihre Fingerabdrücke

abgeben.«

»Wir vermuten, dass es sich um zwei Männer handelt. Unserer Einschätzung nach ist der Typ, von dem der Daumenabdruck stammt, ein unbekannter Komplize von jemand, der früher hier beschäftigt war und der jetzt die Latexhandschuhe trug. *Sie* sagen wir aus rein praktischen Erwägungen. Wir behaupten nicht, dass beide hier gearbeitet haben und es bei Ihnen zwei Renegaten gibt.«

»Also nur einen.«

»Das ist unsere Theorie«, fuhr Bannon fort. »Aber *sie* zu sagen ist nützlich, weil die beiden ein Team sind. Wir *müssen* sie als Einheit betrachten. Damit will ich sagen: Nur einer von ihnen hat hier gearbeitet, aber beide kennen Ihre Geheimnisse.«

»Unser Department ist sehr groß«, warf Stuyvesant ein. »Mit hoher Personalfluktuation. Manche kündigen oder werden entlassen. Andere

gehen in den Ruhestand oder werden dazu aufgefordert.«

»Wir sind schon dabei, sie zu überprüfen«, erklärte Bannon. »Das Finanzministerium übermittelt uns die Personallisten direkt. Wir gehen fünf Jahre zurück.«

»Sie werden lange Listen bekommen.«

»Wir haben genug Personal.«

Niemand sprach.

»Tut mir echt Leid, Leute«, sagte Bannon. »Niemand hört gern, dass sein Problem hausgemacht ist. Aber das ist die einzig mögliche Schlussfolgerung. Und die bedeutet für Tage wie diesen nichts Gutes.

Diese Männer sind gegenwärtig in Washington, und sie wissen genau, was Sie denken und tun werden. Deshalb rate ich Ihnen, die heutige

Veranstaltung abzusagen. Und wenn das nicht geht, sollten Sie verdammt vorsichtig sein.«

Stuyvesant nickte. »Das sind wir«, sagte er. »Darauf können Sie sich verlassen.«

»Meine Leute werden zwei Stunden vor Veranstaltungsbeginn an Ort und Stelle sein«, verkündete Bannon.

»Unsere noch eine Stunde früher«, warf Froelich ein.

Über Bannons Gesicht huschte ein kleines, nervöses Lächeln. Dann schob er seinen Stuhl zurück und stand auf. »Wir sehen uns dort«, sagte er und verließ den Raum.

Stuyvesant sah auf seine Uhr. »Nun?«

Sie saßen noch einen Augenblick stumm da und schlenderten dann zum Empfangsbereich hinaus, um sich Kaffee zu holen. Anschließend kehrten sie

in den Konferenzraum zurück.

»Nun?«, sagte Stuyvesant wieder.

Niemand reagierte.

»Einleuchtend, denke ich«, sagte Stuyvesant. »Den Kerl mit dem Daumenabdruck können sie uns nicht anhängen, aber der andere ist *eindeutig* einer von uns. Da werden sie drüben im Hoover Building grinsen. Sie werden sich über uns schieflachen.«

»Aber haben sie deswegen Unrecht?«, fragte Neagley.

»Nein«, antwortete Froelich. »Diese Männer wissen, wo ich wohne.

Deshalb glaube ich, dass Bannon Recht hat.«

Stuyvesant zuckte zusammen, als habe ein Baseballschiedsrichter *Strike eins!* gerufen.

»Und Sie?«, fragte er Neagley.

»Dass sie sich Gedanken wegen der DNA auf Briefumschlägen gemacht haben, lässt auf Insider schließen«, erwiderte Neagley. »Aber etwas anderes stört mich. Sind sie mit Ihren Verfahren vertraut, haben sie die Situation in Bismarck nicht richtig eingeschätzt. Sie meinten, die Kerle hätten damit gerechnet, die Cops würden zu dem als Köder versteckten Gewehr laufen und Armstrong würde zu seinem Wagen gebracht werden und so in ihr Schussfeld geraten. Aber das ist nicht passiert. Armstrong hat im toten Winkel gewartet, bis die Wagen bei ihm waren.«

Froelich schüttelte den Kopf. »Nein, ihre Einschätzung war richtig, fürchte ich«, erklärte sie. »Normalerweise hätte Armstrong draußen auf dem Rasen gestanden, wo alle Leute ihn gut sehen konnten. Ganz im Mittelpunkt des Ereignisses. Wir bestehen gewöhnlich nicht darauf, dass er sich an den Rändern aufhält. Ihn in der Nähe der Kirche zu

halten war eine Änderung in letzter Minute. Auf Reachers Vorschlag hin. Und eine Limousine mit Heckantrieb würde ich normalerweise nie über eine Rasenfläche fahren lassen. Sie kann zu leicht stecken bleiben. Das ist ein Grundsatz. Aber ich wusste, dass der Erdboden trocken und hart war, praktisch gefroren. Deshalb habe ich improvisiert.

Dieses Manöver wäre einem Insider völlig verrückt erschienen. Er hätte damit niemals gerechnet. Die Attentäter müssen äußerst überrascht gewesen sein.«

Schweigen.

»Dann ist Bannons Theorie plausibel«, gab Neagley zu. »Tut mir Leid.«

Stuyvesant nickte. *Strike zwo!*

»Reacher?«, sagte er.

»Kann dem nicht widersprechen.«

Strike drei! Stuyvesants Kopf sank herab, als hätte sich seine letzte Hoffnung in Luft aufgelöst.

»Aber ich glaub's nicht«, fuhr Reacher fort.

Stuyvesants Kopf kam wieder hoch.

»Ich bin froh, dass sie diese Idee verfolgen«, sagte Reacher. »Wir müssen sämtliche Möglichkeiten ausschließen. Und sie werden sich wie verrückt darauf stürzen. Haben sie Recht, nehmen sie uns die Arbeit ab, das steht fest. Also ist das ein Punkt weniger, um den wir uns Sorgen machen müssen. Aber ich glaube, dass sie damit ihre Zeit vergeuden.«

»Warum?«, fragte Froelich.

»Weil ich mir ziemlich sicher bin, dass diese Männer nie hier gearbeitet haben.«

»Wer sind sie also?«

»Ich denke, dass sie beide Außenstehende sind, zwischen zwei und zehn Jahre älter als Armstrong, irgendwo weit draußen auf dem Land aufgewachsen, wo die Schulen anständig, aber die Steuern niedrig waren.«

»Und?«

»Überleg, was wir wissen. Denk an alles, was wir gesehen haben, und dann an das allerwinzigste Detail.«

»Erzähl's uns«, forderte Froelich ihn auf.

Stuyvesant sah wieder auf seine Uhr. Schüttelte den Kopf. »Nicht jetzt«, sagte er. »Wir müssen los. Das hat bis später Zeit. Aber sind Sie sich Ihrer Sache sicher?«

»Beide sind Außenstehende«, wiederholte Reacher. »Garantiert.

Das steht in der Verfassung.«

13

Jede Großstadt hat einen Bereich, in dem der bessere Teil der Stadt in den schlechteren übergeht. Washington, D. C., bildete da keine Ausnahme. Die Grenze zwischen attraktiv und unattraktiv verlief in einer unregelmäßigen Schlängellinie. An einigen Stellen wurde sie von luxussanierten Korridoren durchbrochen. Anderswo fand der Übergang schleichend statt und entwickelte sich kaum merklich über Hunderte von Metern entlang von Straßen, in denen man an einem Ende dreißig Sorten Tee kaufen und am anderen Ende geklaute Schecks für dreißig Prozent ihres Werts verkaufen konnte.

Das für Armstrongs Auftritt ausgewählte Obdachlosenasyl befand sich auf halber Strecke im Niemandsland nördlich der Union Station.

Im Osten lagen Bahngleise und ein Verschiebebahnhof. Im Westen führte eine Hauptverkehrsstraße durch einen Tunnel. Ringsum standen verfallene Gebäude, einige davon Lagerhäuser, andere leere oder bewohnte Wohnblocks. Das Obdachlosenasyl selbst entsprach genau Froelichs Beschreibung. Es war ein langer, niedriger einstöckiger Klinkerbau. Es hatte große Fenster, deren Metallrahmen die Außenmauern in gleichmäßigen Abständen durchbrachen. Daneben gab es einen Hof, der doppelt so groß wie die Grundfläche des Gebäudes und auf drei Seiten von hohen Ziegelmauern umschlossen war. Der ursprüngliche Zweck des Gebäudes ließ sich nicht mehr feststellen.

Es beherbergte jede Nacht fünfzig Obdachlose,

die man morgens früh weckte und nach einem Frühstück wieder auf die Straße entließ.

Dann stapelte man die fünfzig Feldbetten im Lagerraum, schrubbte den Fußboden und sprühte den großen Raum mit einem Desinfektionsmittel ein. Anschließend brachte man Metalltische und -stühle herein und stellte sie dort auf, wo sich die Betten befunden hatten. Hier konnte man jeden Tag ein Mittag- und ein Abendessen bekommen.

Abends um neun Uhr fand dann die Rückverwandlung in einen Schlafsaal statt.

Aber dieser Tag war anders. Der Thanksgiving Day war immer anders, aber dieses Jahr besonders. Das Wecken ging etwas früher als sonst vonstatten, und das Frühstück musste schneller eingenommen werden. Daraufhin wurden die Übernachtungsgäste eine volle halbe Stunde vor der üblichen Zeit auf die Straße gesetzt – ein doppelter Schlag für sie, weil an Thanksgiving in

der Stadt wenig los war und das Betteln an Straßenecken nicht lohnte. Die Reinigung des Raums erfolgte etwas gründlicher als sonst. Tische und Stühle wurden exakter aufgestellt. Außerdem waren mehr Freiwillige als sonst im Einsatz. Sie trugen neue weiße Sweatshirts mit dem leuchtend rot aufgedruckten Namen des Sponsors.

Die ersten Secret-Service-Agenten, die eintrafen, bildeten das Schusslinienteam. Sie brachten ein Messtischblatt in kleinem Maßstab und ein von einem Scharfschützengewehr entferntes Zielfernrohr mit.

Eine Agentin schritt jeden Meter der Strecke ab, die Armstrong zu Fuß zurücklegen würde. Nach jedem Schritt blieb sie stehen, drehte sich um, sah durchs Zielfernrohr und nannte jedes Fenster und jedes Dach, das sie sehen konnte, denn ein potenzieller Scharfschütze würde sie von dieser Position aus ebenfalls sehen können. Dann identifizierte der Agent mit dem Messtischblatt das

betreffende Gebäude und stellte fest, wie weit es entfernt war. Alles unter zweihundert Metern Entfernung markierte er mit schwarzem Filzstift.

Aber der Veranstaltungsort war gut gewählt. Die einzigen möglichen Scharfschützenstellungen befanden sich auf den Dächern der leer stehenden vierstöckigen Lagerhäuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Der Mann mit dem Messtischblatt trug insgesamt nur fünf schwarze Kreuze in gerader Linie ein. Er schrieb *Mit Zielfernrohr kontrolliert, helles Tageslicht, 08.45h, alle verdächtigen Stellen markiert* quer über den unteren Kartenrand, setzte seinen Namen darunter und fügte das Datum hinzu. Nachdem die Agentin mit dem Zielfernrohr ebenfalls unterschrieben hatte, wurde das Messtischblatt zusammengerollt und bis zu Froelichs Ankunft im Wagen der beiden verstaut.

Als Nächstes erschien eine Kolonne von Vans der Metro Police mit insgesamt fünf Hundeteams.

Eines davon durchsuchte das Obdachlosenasyl. Zwei weitere nahmen sich die Lagerhäuser vor. Die beiden letzten Teams waren Sprengstoffschnüffler, die den Auftrag hatten, die umliegenden Straßen bis zu einem Radius von vierhundert Metern zu kontrollieren. Jenseits davon gab es zu viele mögliche Zufahrtsrouten, als dass ein Bombenanschlag eine realistische Erfolgschance gehabt hätte. Sobald ein Gebäude oder eine Straße für sicher erklärt war, bezog dort ein Streifenpolizist Posten. Der Himmel war klar, und die Sonne erzeugte eine Illusion von Wärme.

Um halb zehn Uhr war das Obdachlosenasyl der Mittelpunkt eines fünfundsechzig Hektar großen, abgesicherten Gebiets. Metro Cops hielten den äußeren Sicherungsring in Streifenwagen und zu Fuß besetzt, während im Innenraum über fünfzig Mann auf Streife waren. Einige der Bewohner des Obdachlosenasyls lungerten in der Nähe herum. Sie konnten sich nirgendwo betätigen und wussten zudem aus Erfahrung, dass es besser war,

frühzeitig in der Schlange zum Mittagessen anzustehen. Politiker verstanden nichts vom Austeilen gleichmäßig großer Portionen, und nach der ersten halben Stunde konnten die Zuteilungen merklich kleiner ausfallen.

Froelich traf um Punkt zehn Uhr mit ihrem Suburban ein, in dem auch Reacher und Neagley saßen. Gleich hinter ihnen kam Stuyvesant in seinem Wagen. Dahinter folgten vier weitere Vans mit fünf Scharfschützen des Departments und fünfzehn für allgemeine Aufgaben einsetzbaren gewöhnlichen Agenten. Froelich parkte auf dem Gehsteig unmittelbar am Fuß der Lagerhausfassade. An sich hätte sie einfach die Straße jenseits des Eingangs zum Obdachlosenasyl blockieren können, aber sie wollte den Schaulustigen keinen Hinweis darauf geben, aus welcher Richtung Armstrong eintreffen würde. Tatsächlich sollte er aus Süden kommen, aber wer das wusste und sich zehn Minuten lang mit einem Stadtplan beschäftigte, hätte seine gesamte Route

von Georgetown hierher voraussagen können.

Sie rief ihre Leute auf dem Hof des Obdachlosenasyls zusammen und schickte die Scharfschützen los, um sie die Lagerhausdächer sichern zu lassen. So würden sie, wie üblich, schon drei Stunden vor Beginn der Veranstaltung auf ihren Posten sein. Im Allgemeinen waren sie die Ersten, die kamen, und die Letzten, die gingen. Stuyvesant nahm Reacher beiseite und bat ihn, die Scharfschützen zu begleiten.

»Anschließend kommen Sie bitte zu mir«, sagte er. »Ich möchte klare Informationen darüber, wie's aussieht.«

Also überquerte Reacher mit einem Mann namens Crosetti die Straße und betrat mit ihm einen feuchten Eingangsbereich voller Müll und Rattenkot. Im Schacht des zentral angeordneten Treppenhauses wand sich eine Betontreppe nach oben. Crosetti hatte eine Kevlarweste an und trug

sein Scharfschützengewehr in einem Glasfaserfutteral. Bis sie oben anlangten, war er Reacher ein halbes Dutzend Stufen voraus.

Die Treppe endete in einer auf dem Dach aufgesetzten würfelförmigen Hütte. Eine nach außen zu öffnende Holztür führte ins Freie. Das Flachdach war mit Asphalt beschichtet. Hier und da lagen tote Tauben zwischen schmutzigen Oberlichten aus Drahtglas und den Auslässen von Lüftungsrohren. Das Dach besaß eine niedrige, mit verwitterten Natursteinplatten abgedeckte Brüstung. Crosetti ging erst zur linken Ecke, dann zur rechten und nahm Blickkontakt zu seinen Kollegen auf der anderen Seite auf. Dann kam er nach vorn, um festzustellen, was von dort aus zu sehen war. Reacher stand bereits dort.

Die Aussicht war gut und schlecht zugleich. Gut im eigentlichen Sinn, weil die Sonne schien und sie sich in einem allgemein nur niedrig bebauten Stadtviertel im vierten Stock befanden. Schlecht,

weil der Hof des Obdachlosenasyls direkt unter ihnen lag. Man hatte das Gefühl, aus einem Meter Höhe in einen zwei Meter entfernten Schuhkarton zu blicken. Genau in Front lag die rückwärtige Hofmauer, vor der Armstrong stehen würde. Sie bestand aus unverputzten alten Ziegeln und sah wie die Hinrichtungsstätte in früheren Gefängnissen aus. Ihn dort zu treffen wäre ein Kinderspiel gewesen.

»Entfernung?«, fragte Reacher.

»Was schätzen Sie?«, sagte Crosetti.

Reacher stemmte seine Knie gegen die niedrige Dachbrüstung und starrte mit zusammengekniffenen Augen zu der Ziegelmauer hinüber.

»Neunzig Meter?«

Crosetti öffnete eine Druckknopftasche seiner Weste und zog einen Entfernungsmesser heraus. »Laser«, erklärte er. Dann schaltete er das Gerät

ein und visierte damit die Hofmauer an. »Zweiundneunzig bis zur Mauer«, sagte er. »Einundneunzig bis zu seinem Kopf. Das war ziemlich gut geschätzt.«

»Windeinflüsse?«

»Schwache Thermik, leichter Aufwind von den Betonflächen dort unten«, entgegnete Crosetti. »Sonst nicht viel. Kein großes Problem.«

»Als ob man praktisch neben ihm stünde«, bemerkte Reacher.

»Keine Sorge«, sagte Crosetti. »Solange ich da bin, wird kein anderer hier oben sein. Das ist heute unser Job. Wir sind Wachposten, nicht Scharfschützen.«

»Wo gehen Sie in Stellung?«, fragte Reacher.

Crosetti sah sich um und wies nach rechts. »Dort drüben, denke ich«, sagte er. »Ganz in der Ecke,

parallel zur Brüstung. Eine leichte Drehung nach links, dann habe ich den Hof im Blick. Eine leichte Drehung nach rechts, schon überblicke ich das Ende der Treppe.«

»Guter Plan«, lobte Reacher. »Brauchen Sie irgendwas?«

Crosetti schüttelte den Kopf.

»Okay«, sagte Reacher, »dann verschwinde ich wieder. Versuchen Sie wach zu bleiben, okay?«

Crosetti lächelte. »Das tue ich meistens.«

»Gut«, sagte Reacher. »Das gefällt mir an Wachposten.«

Er ging im Halbdunkel die fünf Treppen hinunter, überquerte die Straße, sah nach oben und beobachtete, wie Crosetti es sich in der rechten

Dachecke bequem machte. Sein Kopf und der Gewehrlauf waren sichtbar. Reacher winkte, Crosetti erwiderte das Winken. Reacher fand Stuyvesant auf dem Hof. Er war wegen der Farbe seines Pullovers kaum zu übersehen.

»Da oben ist alles in Ordnung«, meldete Reacher. »Eine verdammt gute Feuerplattform, aber solange Ihre Leute sie besetzt halten, kann nichts passieren.«

Stuyvesant nickte, drehte sich um und sah prüfend nach oben. Alle fünf Lagerhausdächer waren vom Hof aus sichtbar und von Scharfschützen besetzt. Fünf Köpfe, die sich als Silhouetten abhoben, fünf deutlich erkennbare Gewehrläufe.

»Froelich sucht Sie«, sagte Stuyvesant.

In der Nähe des Gebäudes stellten Mitarbeiter des Obdachlosenasyls und Secret-Service-Agenten lange Tapeziertische auf. Die Idee war, mit ihnen eine Barriere zu bilden. Das rechte Ende der

Tischreihe sollte unmittelbar an die Außenmauer des Gebäudes anschließen, sodass am linken Ende nur ein schmaler Durchgang zwischen Tischen und Hofmauer blieb. So entstand hinter den Tischen eine zwei Meter tiefe Box, in der Armstrong und seine Frau sich mit vier Agenten aufhalten würden, direkt hinter ihnen die Hinrichtungsmauer. Aus der Nähe sah sie gar nicht so Furcht einflößend aus. Sie wirkte rustikal, sogar freundlich. Er kehrte ihr den Rücken zu und sah zu den Lagerhausdächern hinauf. Crosetti winkte. *Ich bin noch wach,* wollte er wohl damit sagen.

»Reacher!«, rief Froelich.

Er drehte sich um und sah sie aus dem Obdachlosenasyl auf sich zukommen. Sie hielt ein Klemmbrett mit einem dicken Stapel Blätter in der Hand und wirkte äußerst energiegeladen. Sie sah wundervoll aus.

Die schwarze Kleidung unterstrich ihre sportlich

schlanke Figur und ließ ihre blauen Augen leuchten. Dutzende von Cops und Agenten wimmelten geschäftig um sie herum.

»Wir kommen hier gut zurecht«, sagte sie. »Deshalb möchte ich, dass du einen kleinen Spaziergang machst. Sieh dich ein bisschen um. Neagley ist bereits da draußen unterwegs. Du weißt, worauf du achten musst.«

»Fühlt sich gut an, oder?«, fragte er.

»Was?«

»Etwas wirklich gut zu machen«, sagte er. »Verantwortung zu übernehmen.«

»Glaubst du, dass ich's gut mache?«

»Du bist die Beste«, erwiderte er. »Die Vorbereitungen laufen wie am Schnürchen.

Armstrong kann sich glücklich schätzen.«

»Hoffentlich.«

»Todsicher.«

Sie lächelte verlegen, dann ging sie in ihrem Papierkram blätternd weiter. Er machte kehrt und schlenderte wieder auf die Straße hinaus.

Wandte sich nach rechts und überlegte sich eine Route, auf der er sich nie weiter als eineinhalb Blocks von dem Obdachlosenasyl entfernte.

An der Ecke standen Cops und schon die ersten Anwärter auf das kostenlose Mittagessen. Fünfzig Meter weiter bereiteten zwei Fernsehteams ihre Übertragungswagen für die Sendung vor. Teleskopmasten wurden hydraulisch ausgefahren, Satellitenschüsseln rotierten. Techniker rollten armdicke Kabel aus und schleppten Kameras herum. Er entdeckte Bannon mit sechs Männern und einer Frau, die vermutlich die FBI-

Sonderkommission bildeten. Sie waren eben eingetroffen.

Bannon hatte auf der Motorhaube seines Wagens einen Stadtplan ausgebreitet, um den sich die Agenten scharten. Reacher winkte Bannon zu, wandte sich nach links und ging am Ende der hinter den Lagerhäusern entlangführenden Zufahrt vorbei. Vor sich auf den Gleisen konnte er einen einfahrenden Zug hören. Am Ende der Zufahrt hielt ein Washingtoner Cop – der Straße zugewandt – Wache. In seiner Nähe parkte ein Streifenwagen, in dem ein weiterer Cop saß. Überall wimmelte es von Cops. Die Überstundenrechnung würde sich sehen lassen können.

Hier und da gab es heruntergekommene Geschäfte, die aber genau wie die sich in einigen Ladenlokalen befindlichen Kirchen geschlossen waren. In der Nähe der Bahngleise lagen Autowerkstätten, in denen Stille herrschte, und ein kleines Pfandhaus, vor dem ein alter Mann dabei

war, die Scheiben zu putzen. Außer ihm bewegte sich auf der gesamten Straße nichts. Der Laden des Pfandleihers war hoch und schmal und hatte Scherengitter vor den Schaufenstern. Die Auslagen waren mit allem möglichen Kram voll gestopft. Es gab Uhren, Mäntel, Musikinstrumente, Radiowecker, Hüte, Plattenspieler, Autoradios, Ferngläser und Lichterketten für Weihnachtsbäume. An den Schaufenstern stand, dass hier – außer Kraftfahrzeuge und Immobilien – praktisch alles angenommen würde. Außerdem bot der Mann auch Dienstleistungen, wie zum Beispiel die Einlösung von Schecks, das Schätzen von Schmuck und die Reparatur von Uhren, an. In einem Schaufenster war ein Tablett mit hauptsächlich altmodischen mechanischen Uhren mit gewölbtem Glas, riesigen Leuchtziffern und ziselierten Zeigern ausgestellt. *Annahme von Uhrreparaturen,* las Reacher noch einmal. Dann fiel sein Blick wieder auf den alten Mann, dessen Arme bis zu den Ellbogen in Seifenschaum steckten.

»Sie reparieren Uhren?«, fragte er.

»Was haben Sie denn?«, wollte der alte Mann wissen. Er sprach mit starkem Akzent. Anscheinend war er Russe.

»Eine Frage«, antwortete Reacher.

»Ich dachte, Sie wollten eine Uhr reparieren lassen. Das war früher mein Beruf. Bevor es Quarzuhren gegeben hat.«

»Meine Uhr läuft gut«, meinte Reacher. »Sorry.«

Er schob den linken Ärmel zurück, um auf seine Uhr zu sehen. Viertel nach elf.

»Lassen Sie mal sehen«, sagte der alte Mann.

Reacher hielt ihm sein Handgelenk hin.

»Bulova«, erklärte der alte Mann. »Amerikanische Militäruhr aus der Zeit vor dem

Golfkrieg. Eine gute Uhr. Haben Sie die einem Soldaten abgekauft?«

»Nein, ich war selbst einer.«

Der alte Mann nickte. »Ich auch – in der Roten Armee. Wie lautet die Frage?«

»Haben Sie schon mal von Squalin gehört?«

»Das ist ein Schmiermittel.«

»Eines, das Sie verwenden?«

»Manchmal. Ich repariere jetzt nicht mehr viele Uhren.«

»Wo bekommen Sie es her?«

»Soll das ein Witz sein?«

»Nein«, sagte Reacher. »Ich meine die Frage ernst.«

»Sie wollen wissen, wo ich mein Squalin herkriege?«

»Dazu sind Fragen da. Zur Informationsbeschaffung.«

Der alte Mann grinste. »Ich trage es mit mir herum.«

»Wo?«

»Sie sehen es gerade an.«

»Tu ich das?«

Der Alte nickte. »Und ich sehe Ihren an.«

»Meinen was?«

»Ihren Vorrat an Squalin.«

»Ich habe kein Squalin«, sagte Reacher. »Es

kommt aus Haifischlebern. Bin schon lange mit keinem Hai mehr zusammen gewesen.«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Sehen Sie, das sowjetische System wurde sehr oft kritisiert, und ich habe mit der Wahrheit nie hinterm Berg gehalten, das dürfen Sie mir glauben. Aber wir hatten wenigstens eine anständige Schulbildung. Vor allem auf naturwissenschaftlichem Gebiet.«

»C-dreißig-H-fünfzig«, sagte Reacher. »Ein acrylischer Kohlenwasserstoff, der durch Hydrierung zu Squalan mit einem *a* wird.«

»Verstehen Sie davon was?«

»Nein«, antwortete Reacher. »Eigentlich nicht.«

»Squalin ist ein Öl«, sagte der Alte. »In natürlicher Form kommt es in unserer Biosphäre nur an zwei Stellen vor. Die eine ist die Leber von Haien, die andere sind die Talgdrüsen der Haut in der Umgebung menschlicher Nasen.«

Reacher berührte seine Nase. »Dasselbe Zeug? Haifischleber und menschliche Nasen?«

Der Alte nickte. »Identische Molekularstruktur. Brauche ich also Squalin, um ein Uhrwerk zu schmieren, tupfe ich's einfach mit der Fingerspitze ab. Sehen Sie her.«

Er wischte seine nasse Hand am Hosenbein ab und rieb mit dem Zeigefinger über das untere Ende seines Nasenflügels. Dann hielt er die Fingerspitze hoch, damit Reacher sie sehen konnte.

»Tun Sie das auf ein Zahnrad, dann ist alles geritzt«, erklärte er.

»Verstehe«, sagte Reacher.

»Wollen Sie die Bulova verkaufen?«

Reacher schüttelte den Kopf. »Erinnerungsstück.«

»An die Army? Sie sind *nekulturnij*.«

Der Alte machte sich wieder an die Arbeit, und Reacher ging weiter.

»Happy Thanksgiving!«, rief er noch, bekam aber keine Antwort.

Einen Straßenblock vom Obdachlosenheim entfernt traf er auf Neagley, die aus der Gegenrichtung kam. Sie gingen zusammen weiter, wobei sie wie immer auf Abstand zwischen ihnen achtete.

»Herrlicher Tag«, meinte sie. »Oder?«

»Ich weiß nicht so recht«, sagte er.

»Wie würdest du's machen?«

»Gar nicht«, sagte er. »Nicht hier. Nicht in Washington, D. C. Dies ist ihr Revier. Ich würde eine bessere Gelegenheit anderswo abwarten.«

»Ich auch«, bestätigte sie. »Aber sie haben ihn in

Bismarck verpasst.

Der Wall-Street-Termin in zehn Tagen nützt ihnen nichts. Dann haben wir Dezember, und anschließend kommen weitere Feiertage und dann die Amtseinführung. Also gehen ihnen allmählich die Möglichkeiten aus. Und wir wissen, dass sie hier in der Stadt sind.«

Reacher schwieg. Sie gingen an Bannon vorbei, der in seinem Wagen saß.

Um Punkt zwölf kamen sie wieder im Obdachlosenasyl an. Stuyvesant hielt sich in der Nähe des Eingangs auf und nickte ihnen unauffällig zu.

Drinnen im Hof stand alles bereit. Auf den Serviertischen mit ihren schneeweißen Tischdecken waren unzählige Warmhalteplatten aufgereiht, neben denen Vorlegegabeln, Schöpflöffel und langstielige Saucenlöffel ordentlich nebeneinander lagen. Das offene

Küchenfenster führte direkt auf die Box hinter den Tischen hinaus. Im Saal des Gebäudes war fürs Mittagessen gedeckt. Polizeiabsperrungen waren so aufgestellt, dass sie die Anstehenden auf die linke Hofseite leiteten.

Dort würden sie im rechten Winkel abbiegen und an den Serviertischen vorbeigehen. Dann erneut nach rechts schwenken und durch die offene Tür ins Gebäude wandern. Froelich wies den für allgemeine Aufgaben zuständigen Agenten ihre Positionen an. Vier würden am Hofeingang stehen, sechs das Spalier auf dem Weg zu den Serviertischen bilden. Je einer würde die Box von den äußeren Enden aus bewachen und drei auf der Fläche vor dem Eingang des Obdachlosenasyls patrouillieren.

»Okay, alle mal herhören«, sagte Froelich laut. »Denkt daran, dass es sehr leicht ist, ein bisschen wie ein Obdachloser auszusehen, aber sehr schwierig, *genau* wie einer auszusehen. Seht auf

ihre Füße. Sind die Schuhe in Ordnung? Seht auf ihre Hände. Wir wollen Handschuhe oder tief in die Haut eingegrabenen Schmutz sehen. Schaut euch ihre Gesichter an. Sie müssen hager sein. Hohlwangig. Wir wollen speckiges Haar sehen. Schmutziges Haar, das wochen- oder gar monatelang nicht mehr gewaschen worden ist. Wir wollen Kleidung sehen, die *Körperform* angenommen hat. Noch Fragen?«

Niemand sprach.

»Im Zweifelsfall handelt ihr zuerst und denkt später«, fuhr Froelich fort. »Ich bin mit den Armstrongs und den Bodyguards hinter den Tischen bei der Essensausgabe. Wir verlassen uns darauf, dass ihr niemanden durchlasst, der euch nicht gefällt, okay?«

Sie sah auf ihre Uhr. »Fünf nach zwölf. Noch fünfundfünfzig Minuten.«

Reacher zwängte sich links an den Serviertischen

vorbei und stand in der Box. Hinter ihm ragte die Ziegelmauer auf. Rechts von sich hatte er eine weitere Mauer, links die Fenster des Obdachlosenasyls. Vorne rechts befand sich der Weg, auf dem die Warteschlange vorrücken würde. Jeder einzelne Gast würde am Hofeingang vier Agenten passieren und dann noch mal sechs, während er weiterschlurfte. Zehn misstrauische Augenpaare, bevor jemand Armstrong selbst gegenüberstand. Links vor ihm lag der Weg, auf dem die Leute mit ihren Tellern weitergehen würden und drei Agenten sie in den Speisesaal dirigierten. Er hob den Blick. Genau vor ihm ragten die Lagerhäuser auf.

Fünf Wachposten auf fünf Dächern. Crosetti winkte ihm zu. Er erwiderte den Gruß.

»Okay?«, fragte Froelich.

Sie stand auf der anderen Seite des Serviertisches. Reacher lächelte.

»Helles oder dunkles Fleisch?«, fragte er.

»Wir essen später«, antwortete sie. »Ich möchte, dass du mit Neagley den Hof überwachst. Bleibt in der Nähe des Eingangs, damit ihr einen guten Überblick habt.«

»Okay«, sagte er.

»Findest du noch immer, dass ich meine Sache gut mache?«

Er wies nach links. »Diese Fenster gefallen mir nicht«, sagte er.

»Was ist, wenn jemand sich in der Warteschlange ruhig verhält, unauffällig bleibt, sich sein Essen abholt, damit reingeht, sich an einen Tisch setzt und dann plötzlich eine Waffe zieht und durch eines der Fenster nach draußen schießt?«

Sie nickte. »Daran habe ich schon gedacht«, erwiderte sie. »Ich ziehe drei Cops aus dem

äußeren Sicherungsring ab und stelle im Speisesaal vor jedes Fenster einen, der den Raum beobachtet.«

»Das müsste reichen«, meinte er. »Klasse gemacht.«

»Und wir tragen Westen«, fuhr sie fort. »Jeder, der sich in der Box aufhält. Auch die Armstrongs.«

Sie sah nochmals auf ihre Uhr. »Fünfundvierzig Minuten. Kommst du mit?«

Sie verließen den Hof und gingen über die Straße zu Froelichs Suburban. Er stand im tiefen Schatten, den das Lagerhaus warf. Sie öffnete die Heckklappe. Der Schatten und die getönten Scheiben verdunkelten das Innere des Wagens. Der Laderaum war mit sorgfältig verstauten Ausrüstungsgegenständen voll gepackt, der Rücksitz jedoch leer.

»Wir könnten uns reinsetzen«, schlug Reacher

vor. »Du weißt schon, ein bisschen herumalbern.«

»Das könnten wir nicht.«

»Du hast gesagt, es mache Spaß, am Arbeitsplatz herumzualbern.«

»Ich hab das Büro gemeint.«

»Ist das eine Einladung?«

Sie zögerte. Lächelte.

»Okay«, sagte sie. »Warum nicht? Vielleicht würde mir das wirklich Spaß machen.«

Dann wurde ihr Lächeln breiter.

»Okay«, sagte sie wieder. »Sobald Armstrong außer Gefahr ist, machen wir's auf Stuyvesants Schreibtisch. Zur Feier des Tages.«

Sie holte ihre Weste heraus und küsste ihn auf die

Wange. Dann machte sie sich auf den Rückweg. Er knallte die Heckklappe zu, und sie verriegelte sie aus zwölf Metern Entfernung mit der Fernbedienung.

Bei X minus dreißig zog sie die Kevlarweste unter ihre Jacke an und kontrollierte alle Funkverbindungen. Sie teilte dem Einsatzleiter der Polizei mit, seine Leute könnten damit beginnen, aus der sich drängelnden Menge am Eingang eine Warteschlange zu bilden. Erteilte den Kamerateams die Erlaubnis, auf den Hof zu kommen und mit ihrer Arbeit anzufangen. Bei X minus fünfzehn verkündete sie, die Armstrongs seien unterwegs.

»Bringt das Essen raus!«, rief sie.

Küchenpersonal schwärmte in die Box, und Köche reichten Kasserollen mit Essen aus dem Fenster. Am Ende der Tischreihe lehnte Reacher außerhalb der Box an der Mauer des

Obdachlosenheims. Seine Schultern berührten die Klinkerwand zwischen dem Küchenfenster und dem ersten Fenster des Speisesaals. Von diesem Platz aus hatte er die Essensausgabe genau im Blick. Drehte er den Kopf halb nach links, konnte er die Wartenden beobachten. Mit einer leichten Kopfdrehung nach rechts sah er die Box. Die Leute würden mit ihren vollen Tellern um ihn herumgehen müssen. Er wollte sie aus der Nähe begutachten. Zwei Meter von ihm entfernt hatte Neagley sich auf dem Hof in dem Winkel postiert, den die von der Polizei aufgestellten Absperrungen bildeten. In ihrer Nähe marschierte Froelich nervös auf und ab, während sie zum hundertsten Mal die letzten Kontrollen überprüfte.

»Ankunft steht bevor«, sagte sie in ihr Mikrofon am Handgelenk.

»Der Fahrer meldet, dass sie noch zwei Blocks entfernt sind. Seht ihr Jungs auf dem Dach sie schon?«

Sie wartete die Antwort ab, dann sprach sie wieder.

»Noch zwei Blocks«, wiederholte sie.

Das Küchenpersonal deponierte die letzten Kasserollen auf den Warmhalteplatten und verschwand. Reacher konnte wegen der Hofmauern nichts sehen, aber er hörte die Wagenkolonne. Starke Motoren, breite Reifen, die sich schnell näherten und dann scharf abbremsten. Ein Streifenwagen der Metro Police rollte an der Einfahrt vorbei, dann kam ein Suburban, dem ein gepanzerter Cadillac folgte, der genau in der Einfahrt hielt. Ein Agent trat vor und öffnete die Tür. Armstrong stieg aus, drehte sich um und hielt seiner Frau die Hand hin.

Kameraleute drängten heran. Die Armstrongs blieben kurz an der Autotür stehen und lächelten in die Objektive. Mrs. Armstrong war eine hoch gewachsene Blondine, deren Vorfahren vor

Urzeiten von Skandinavien nach Amerika gekommen waren. Das war nicht zu übersehen.

Sie trug frisch gebügelte Jeans und eine weite Daunenjacke, damit ihre Kevlarweste darunter passte. Ihr von Haarspray steifes Haar umgab ihr Gesicht wie ein starrer Rahmen. Sie schien sich in Jeans nicht besonders wohl zu fühlen.

Auch Armstrong hatte Jeans an, aber seine waren leicht abgewetzt.

Außerdem war er mit einer bis oben hin zugeknöpften rot karierten Jacke bekleidet. Da er darin ein wenig eingezwängt aussah, wusste jeder, der was davon verstand, dass er darunter eine Kevlarweste trug.

Auf eine Kopfbedeckung hatte er verzichtet. Ihre Leibwache umgab die beiden und geleitete sie auf den Hof. Kameras surrten und klickten.

Die Bodyguards waren wie Froelich gekleidet:

schwarze Jeans, schwarze Nylonjacken, darunter Kevlarwesten. Zwei von ihnen trugen eine Sonnenbrille. Einer hatte eine schwarze Baseballmütze auf. Alle waren mit Ohrhörern ausgestattet, und die Ausbuchtungen am Gürtel zeigten, wo ihre Pistolen steckten.

Froelich führte sie in die Box hinter den Serviertischen. An beiden Enden postierte sich je ein Agent, der nichts anderes zu tun hatte, als die Wartenden zu beobachten. Der dritte Agent, Froelich und das Ehepaar Armstrong gingen in die Mitte, um die Essensausgabe zu übernehmen. Sie einigten sich auf folgende Reihenfolge: außen links der dritte Agent, dann Armstrong, dann Froelich und zum Schluss Armstrongs Frau, außen rechts. Armstrong griff nach einem Löffel und einer Vorlegegabel, überzeugte sich davon, dass die Kameras auf ihn gerichtet waren, und hob die Utensilien wie Waffen hoch.

»Happy Thanksgiving, Leute!«, rief er.

Die Wartenden kamen langsam durchs Tor herein. Ihre Stimmung war gedämpft. Sie bewegten sich lethargisch und redeten nicht viel.

Kein aufgeregtes Schwatzen, kein heiteres Stimmengewirr. Nicht mit den Empfängen für Wahlkampfspender zu vergleichen. Die meisten waren mit mehreren Lagen Kleidung vermummt. Manche besaßen nur einen Strick als Gürtel. Sie trugen Wollmützen und fingerlose Handschuhe und zeigten bedrückte Gesichter. Es war für sie ein Spießrutenlaufen an den sechs zur Überwachung eingeteilten Agenten vorbei.

Der vorderste Obdachlose nahm von dem ersten Servierer einen Plastikteller entgegen und sah sich dem vollen Glanz von Armstrongs Lächeln ausgesetzt. Armstrong legte ihm ein Truthahnbein auf den Teller. Der Mann ging weiter, und Froelich gab ihm Gemüse. Zum Schluss fügte Armstrongs Frau noch etwas Füllung hinzu. Dann schlurfte der Kerl an Reacher vorbei und verschwand im

Gebäude, um sich an einen der Tische zu setzen. Das Essen roch gut, der Mann jedoch schlecht.

So ging es fünf Minuten lang weiter. Immer wenn eine Kasserolle leer war, wurde sie durch eine aus dem Küchenfenster hinausgereichte neue ersetzt. Armstrong lächelte, als mache ihm seine Arbeit Spaß. Die Obdachlosen bewegten sich langsam vorwärts. Die Kameras liefen. Die einzigen Geräusche waren das Klappern der Vorlegebestecke und die wiederholten Floskeln der Servierer. *Guten Appetit!*

Happy Thanksgiving! Danke fürs Vorbeikommen!

Reacher sah kurz zu Neagley. Sie zog die Augenbrauen hoch. Er blickte zu den Lagerhausdächern hinauf und dann zu Froelich, die eifrig mit ihrem langstieligen Löffel beschäftigt war. Beobachtete die Fernsehleute, die sich ganz offensichtlich langweilten. Sie zeichneten eine

ganze Stunde auf und wussten schon jetzt, dass ihr Material auf höchstens acht Sekunden zusammengeschnitten und mit einem Allerweltskommentar versehen werden würde: *Der designierte Vizepräsident Armstrong servierte heute in einem Obdachlosenasyl hier in Washington, D. C., den traditionellen Thanksgiving-Truthahn.* Schnitt zu Football-Highlights.

In der Warteschlange standen noch etwa dreißig Personen, als es passierte.

Reacher spürte einen dumpfen Einschlag in seiner Nähe und fühlte, wie ein Steinsplitter seine rechte Wange traf. Aus dem Augenwinkel heraus sah er eine kleine Staubwolke, die sich um einen winzigen Krater in der Ziegelmauer des Hofs bildete. Aber er hörte nichts. Überhaupt nichts. In Bruchteilen einer Sekunde sagte sein Verstand ihm: *Geschoss. Schalldämpfer.* Er starrte die Wartenden an. Keiner rührte sich. Er starrte in die

Höhe. Das Dach. Crosetti war nicht da. Crosetti war da. *Er war fünf, sechs Meter von seiner früheren Position entfernt.*

Er schoss. Das war nicht Crosetti.

Dann versuchte er, sich schneller zu bewegen, als seine panische Angst es zuließ. Er stieß sich von der Mauer ab. Sein Mund öffnete sich, versuchte verzweifelt Worte zu formen. Aber sie hatte längst reagiert.

» *W-a-a-ffe!* «, schrie sie.

Froelich warf sich im Zeitlupentempo herum. Der Servierlöffel flog durch die Luft, beschrieb einen Bogen über den Tisch, glitzerte in der Sonne, verteilte Gemüse auf dem Tischtuch. Sie befand sich links von Armstrong, sprang ihn von der Seite an. Ihr linker Arm fuhr hoch, um ihn zu schützen. Sie sprang wie ein Basketballspieler, drehte sich in der Luft zur Seite, stützte sich mit der rechten Hand auf seine Schulter und benützte den Schwung

ihrer Linken, um sich ihm zuzuwenden.

Dann zog sie die Knie hoch und rammte sie ihm in die Brust. Der Aufprall raubte ihm die Luft, seine Beine gaben nach, und er ging rückwärts zu Boden, als die zweite Kugel aus einem Gewehr mit Schalldämpfer sie im Nacken traf. Wieder lautlos. Völlig lautlos. Nur eine im Sonnenschein hellrot leuchtende Blutfontäne, durchsichtig wie dünner Herbstnebel, die aus ihrem Nacken schoss.

Sie hing in einer lang gezogenen kegelförmigen Wolke in der Luft –wie Dunst, rosa und schimmernd – und schmolz zu einem Punkt, als Froelich zusammenbrach. Als der Servierlöffel, sich überschlagend durch die Wolke fiel, veränderte sie ihre Form und wurde zu einer langen, elegant geschwungenen Kurve. Froelich ging zu Boden und hinterließ ihr Blut in der Luft wie ein Fragezeichen. Reacher konnte nur mühsam den Kopf zur Seite drehen, als laste ein tonnenschweres Gewicht auf ihm, und erkannte die

Form einer Schulter, die auf dem Dach rückwärts gehend außer Sicht kam. Er wandte sich unendlich langsam wieder dem Hof zu und sah den rosa Pfeil von Froelichs Blut auf einen Punkt weisen, der jetzt hinter den Tischen unsichtbar war.

Dann lief die Zeit plötzlich wieder weiter, und hundert Dinge passierten gleichzeitig. Es herrschte ein ohrenbetäubender Lärm. Agenten stürzten sich auf Armstrongs Frau und rissen sie mit sich zu Boden.

Sie kreischte verzweifelt. Agenten fingen an, auf das Lagerhausdach zu schießen. Aus der Menge waren Entsetzens- und Angstschreie zu hören. Die Menschen begannen zu flüchten. Überall rennende Schritte, dazu die lauten Abschussknalle großkalibriger Handfeuerwaffen. Reacher riss die Serviertische auseinander und zwängte sich durch die entstandene Lücke, um Froelich zu erreichen.

Agenten zerrten Armstrong unter ihr hervor. Automotoren heulten auf. Reifen quietschten. Pistolen knallten. Pulverdampf hing in der Luft. Sirenen heulten. Armstrong wurde weggezogen. Reacher sank in einer Blutlache neben Froelich auf die Knie und bettete ihren Kopf in seine Arme.

All ihre Vitalität war verschwunden. Sie lag völlig schlaff und still da.

Aber ihre Augen waren weit geöffnet. Sie bewegten sich langsam von einer Seite zur anderen, als sei sie neugierig.

»Alles in Ordnung mit ihm?«, flüsterte sie.

Ihre Stimme klang leise, aber klar.

»Ja«, sagte Reacher.

Er schob eine Hand unter ihren Nacken. Er konnte das dünne Kabel fühlen, und ihr Blut. Es pulsierte aus ihrem Körper, glich einem warmen Strahl, der

durch ihren Blutdruck aus dem Körper gepresst wurde.

Er zwängte sich zwischen Reachers Fingern hindurch wie ein Wasserstrahl aus einem Badewannenhahn, der auf- und zugedreht, auf- und zugedreht wird. Als er ihren Kopf etwas höher hob, sah er rechts vorn an ihrer Kehle die Austrittswunde, aus der unentwegt Blut quoll. Hellrotes arterielles Blut aus der Halsschlagader.

»Sanitäter!«, rief er.

Niemand hörte ihn. Seine Stimme trug nicht weit. Der Lärm war zu stark. Um ihn herum schossen Agenten auf das Lagerhausdach. Dauerfeuer aus einem Dutzend Waffen. Verschossene Patronenhülsen wurden ausgeworfen, trafen seinen Rücken, prallten von ihm ab, fielen mit leisem Messingklirren zu Boden und rollten über den Beton.

»Sag mir, dass es keiner von uns war«, flüsterte

Froelich.

»Es war keiner von euch«, bestätigte er.

Sie ließ ihr Kinn auf die Brust sinken. Zwischen den Hautfalten quoll weiter Blut hervor, lief nach unten und tränkte ihr Polohemd. Sammelte sich auf dem Boden und versickerte in den Rissen des Betons. Er drückte seine flache Hand fest gegen ihren Nacken. Das Blut machte ihn glitschig. Er drückte noch fester, doch der Blutstrom ließ seine Finger abrutschen.

»Sanitäter!«, rief er nochmals, lauter.

Aber er wusste, dass Froelich keine Chance hatte zu überleben. Sie wog vielleicht fünfundfünfzig Kilo, was bedeutete, dass sich ungefähr fünfeinhalb bis sechs Liter Blut in ihrem Körper befanden. Das meiste davon hatte sie bereits verloren. Er kniete darin. Ihr Herz leistete ganze Arbeit, schlug tapfer weiter und pumpte das kostbare Nass auf den Beton, auf dem er kniete.

»Sanitäter!«, brüllte er wieder.

Niemand kam.

Sie sah in sein Gesicht. »Weißt du noch?«, flüsterte sie.

Er beugte sich tiefer über sie.

»Wie wir uns kennen gelernt haben?«, fragte sie kaum hörbar.

»Ich erinnere mich«, sagte er.

Sie lächelte schwach, als stelle diese Antwort sie völlig zufrieden. Sie sah jetzt sehr blass aus. Der Betonboden schwamm in Blut. Nun blubberte und schäumte es aus ihrem Hals. Ihre Arterien waren leer und füllten sich mit Luft. Sie bewegte die Augen und sah ihn dann wieder an. Ihre bleichen Lippen begannen sich blau zu verfärben. Sie flatterten, formten ihre letzten Worte.

»Ich liebe dich, Joe«, flüsterte sie.

Dann lächelte sie glücklich.

»Ich liebe dich auch«, sagte er.

Er hielt sie noch sekundenlang in den Armen, bis sie ungefähr in dem Augenblick starb, in dem Stuyvesant das Feuer einstellen ließ.

Plötzlich herrschte absolute Stille. Der starke kupfrige Geruch von Blut und der kalte, stechende Gestank von Kordit hingen in der Luft. Reacher hob den Kopf und sah einen Kameramann, der sich durch die Menge auf ihn zudrängte. Das schräg nach unten geneigte Kameraobjektiv war wie eine Kanone auf ihn gerichtet. Er sah, wie Neagley dem Mann in den Weg trat, wie er sie wegzustoßen versuchte. Sie schien sich nicht zu bewegen, aber der Kameramann ging plötzlich zu Boden.

Er sah, wie Neagley die Kamera nahm und mit einem Schwung über die Mauer beförderte. Er

hörte sie scheppernd aufschlagen. Er hörte die Sirene eines Krankenwagens. Dann eine weitere. Hörte Streifenwagen. Trampelnde Stiefel. Dann erkannte er Stuyvesants gebügelte graue Hose neben sich. Er stand in Froelichs Blut.

Stuyvesant rührte sich nicht, tat nichts, bis der Krankenwagen auf den Hof fuhr. Dann beugte er sich hinunter und versuchte, Reacher wegzuziehen. Reacher wartete, bis die Sanitäter sich ihnen näherten.

Dann ließ er Froelichs Kopf behutsam auf den Boden sinken und stand auf. Er fühlte sich elend und unsicher auf den Beinen. Stuyvesant fasste ihn am Ellbogen und führte ihn weg.

»Ich weiß nicht mal ihren Vornamen«, sagte Reacher.

»Mary Ellen«, erwiderte Stuyvesant.

Die Rettungssanitäter bemühten sich eine Weile

um sie, dann gaben sie auf und bedeckten sie mit einem Laken. Ließen sie dort für den Gerichtsmediziner und die Spurensicherer liegen. Reacher stolperte und setzte sich wieder hin – mit dem Rücken an der Mauer, die Hände auf den Knien, den Kopf in den Händen. Seine Kleidung war von Blut durchtränkt. Neagley ließ sich so neben ihm nieder, dass ihre Schultern sich fast berührten. Stuyvesant ging vor den beiden in die Hocke.

»Was passiert jetzt?«, fragte Reacher.

»Die Stadt wird abgeriegelt«, antwortete Stuyvesant. »Straßen, Brücken, die Flugplätze. Dafür ist Bannon zuständig. Er hat alle seine Leute im Einsatz, dazu Metro Cops, U. S. Marshals, Cops aus Virginia, Staate Troopers. Und einen Teil unserer Leute. Wir kriegen sie.«

»Sie benutzen den Zug«, sagte Reacher. »Die Union Station ist ganz in der Nähe.«

Stuyvesant nickte. »Sie durchsuchen alle Züge«, sagte er. »Wir fassen sie.«

»Mit Armstrong alles in Ordnung?«

»Völlig unverletzt. Froelich hat ihre Pflicht getan.«

Danach herrschte Schweigen. Reacher hob den Kopf.

»Was ist auf dem Dach passiert?«, fragte er. »Wo war Crosetti?«

Stuyvesant sah weg.

»Crosetti hat sich irgendwie weglocken lassen«, erklärte er. »Er liegt tot im Treppenhaus. Mit einem Kopfschuss erledigt. Vermutlich mit demselben Gewehr mit Schalldämpfer.«

Wieder langes Schweigen.

»Woher stammte Crosetti?«, wollte Reacher wissen.

»Aus New York, glaube ich«, antwortete Stuyvesant. »Vielleicht aus Jersey. Von irgendwo dort oben.«

»Das taugt nichts. Wo kam Froelich her?«

»Aus Wyoming.«

Reacher nickte. »Schon besser. Wo ist Armstrong jetzt?«

»Darf ich Ihnen nicht sagen«, wehrte Stuyvesant ab. »Vorschrift.«

Reacher hob seine rechte Hand und betrachtete sie. Sie war blutrot.

Alle Linien und Narben traten rot hervor.

»Sagen Sie's mir«, verlangte er. »Sonst breche ich Ihnen das Genick.«

Stuyvesant schwieg.

»Wo ist er?«, wiederholte Reacher.

»Im Weißen Haus«, sagte Stuyvesant. »In einem sicheren Raum.

Vorschrift.«

»Ich muss mit ihm reden.«

»Jetzt?«

»Sofort.«

»Das können Sie nicht.«

Reachers Blick wanderte an ihm vorbei zu den umgestürzten Tischen. »Doch, das kann ich.«

»Das darf ich nicht zulassen.«

»Dann versuchen Sie doch, mich aufzuhalten.«

Stuyvesant machte eine nachdenkliche Pause.

»Lassen Sie mich erst telefonieren«, bat er.

Er stand auf und ging davon.

»Alles okay mit dir?«, fragte Neagley.

»Es war wieder wie bei Joe«, sagte Reacher. »Wie bei Molly Beth Gordon.«

»Du konntest nichts dagegen tun.«

»Hast du's gesehen?«

Neagley nickte wortlos.

»Sie hat eine für ihn bestimmte Kugel abgefangen«, sagte Reacher.

»Dabei hat sie mir erklärt, das sei nur eine

Redewendung.«

»Instinkt«, sagte Neagley. »Und sie hat Pech gehabt. Die Kugel muss ihre Weste um ein paar Zentimeter verfehlt haben. Ein unterschallschnelles Geschoss wäre einfach abgeprallt.«

»Hast du den Schützen gesehen?«

Neagley schüttelte den Kopf. »Ich hab die Tische beobachtet. Und du?«

»Ganz flüchtig«, sagte Reacher. »Ein einzelner Mann.«

»Verdammtes Pech.«

Reacher nickte und wischte sich die Hände an seiner Hose ab. Dann fuhr er sich mit den Fingern durchs Haar. »Wäre ich Versicherungsmakler, würde ich keinen von Joes alten Freunden versichern. Ich würde ihnen raten, Selbstmord zu begehen, um den Verbrechern die Arbeit zu

ersparen.«

»Was passiert jetzt?«

Er zuckte mit den Schultern. »Du solltest nach Chicago zurückfliegen.«

»Und du?«

»Ich bleib noch hier.«

»Warum?«

»Du weißt, warum.«

»Das FBI schnappt sie.«

»Aber nicht, wenn ich sie zuerst erwische«, sagte Reacher.

»Du bist fest entschlossen?«

»Ich hab sie in den Armen gehalten, während sie verblutet ist. Ich denke nicht daran, einfach

abzuhauen.«

»Dann bleib ich auch.«

»Ich komm allein zurecht.«

»Das weiß ich«, sagte Neagley. »Aber gemeinsam mit mir bist du besser.«

Reacher nickte.

»Was hat sie zu dir gesagt?«, fragte Neagley.

»Nichts. Sie dachte, ich sei Joe.«

Er sah Stuyvesant über den Hof zurückkommen und stemmte sich mit beiden Händen an der Mauer hoch.

»Armstrong erwartet uns«, sagte Stuyvesant. »Wollen Sie sich erst umziehen?«

Reacher sah an sich herab.

»Nein«, sagte er.

Sie fuhren mit Stuyvesants Suburban. Es war noch immer Thanksgiving Day, und die Stadt weiterhin ruhig. Alle Durchgangsstraßen um das Weiße Haus waren durch hastig errichtete doppelte Polizeisperren abgeriegelt. Stuyvesant ließ seine Blinkleuchten eingeschaltet und wurde überall durchgewinkt. Am Tor des Weißen Hauses zeigte er seinen Dienstausweis vor und parkte vor dem Westflügel. Ein Marineinfanterist, der dort Wache hielt, übergab sie einem Secret-Service-Mann, der sie hineingeleitete. Sie gingen zwei Treppen in ein gemauertes Kellergewölbe hinunter. Dort unten gab es Versorgungsräume und weitere Räume mit massiven Stahltüren. Ihr Begleiter blieb vor einer stehen und klopfte.

Die Tür wurde von einem der Leibwächter Armstrongs geöffnet. Er trug noch immer seine Kevlarweste und die Sonnenbrille, obwohl der Raum fensterlos war. Es gab nur helle

Leuchtstoffröhren an der Decke. Armstrong und seine Frau saßen in der Mitte des Raums an einem Tisch. Die beiden anderen Agenten lehnten an der Wand. Armstrongs Frau hatte geweint, das war nicht zu übersehen. Armstrong, dessen linker Wangenknochen einen Fleck von Froelichs Blut aufwies, wirkte bedrückt. Als mache die ganze Weiße-Haus-Sache ihm plötzlich keinen Spaß mehr.

»Wie sieht's aus?«, fragte er.

»Zwei Tote«, antwortete Stuyvesant halblaut. »Der Wachposten auf dem Lagerhausdach und M. E. selbst. Beide sind am Tatort gestorben.«

Armstrongs Frau wandte sich ab, als habe sie gerade eine Ohrfeige bekommen.

»Sind die Täter gefasst?«, fragte Armstrong.

»Das FBI organisiert die Verfolgung«, sagte Stuyvesant. »Nur eine Frage der Zeit.«

»Ich möchte helfen«, sagte Armstrong.

»Das können Sie«, sagte Reacher.

Armstrong nickte. »Und wie?«

»Sie können vor die Fernsehkameras treten«, erklärte Reacher.

»Sofort. Damit Ihr Auftritt noch rechtzeitig in den Abendnachrichten gesendet wird.«

»Was soll ich sagen?«

»Sie teilen mit, dass Sie aus Trauer um die beiden ermordeten Agenten auf Ihren geplanten Kurzurlaub in North Dakota verzichten. Dass Sie in Ihrem Haus in Georgetown bleiben und keine Termine wahrnehmen werden, bevor Sie am Sonntagmorgen an dem Trauergottesdienst für die Leiterin Ihres Bewachungsteams in deren Heimatstadt in Wyoming teilgenommen haben. Stellen Sie fest, wie die Stadt heißt, und erwähnen

Sie ihren Namen laut und deutlich.«

Armstrong nickte wieder. »Okay«, sagte er, »das könnte ich machen.

Aber wozu?«

»Weil diese Männer hier in Washington keinen weiteren Versuch wagen werden. Nicht angesichts der Sicherheitsmaßnahmen zum Schutz Ihres Hauses. Also werden sie heimkehren und warten. Auf diese Weise habe ich bis Sonntag Zeit, sie aufzuspüren.«

»Sie? Schnappt das FBI sie nicht schon heute?«

»Das wäre großartig. Dann könnte ich weiterziehen.«

»Und wenn nicht?«

»Dann finde ich sie.«

»Und wenn *Sie* versagen?«

»Ich habe nicht die Absicht zu versagen. Finde ich sie aber nicht, kommen sie nach Wyoming, um es erneut zu versuchen. Bei dem Trauergottesdienst für Froelich. Und dort liege ich dann auf der Lauer.«

»Nein«, mischte Stuyvesant sich ein. »Das kann ich nicht zulassen.

Sind Sie verrückt? Wir können keinen Ort irgendwo im Westen mit nur zweiundsiebzig Stunden Vorlauf sichern. Und ich lasse nicht zu, dass Mr. Armstrong als *Köder* dient.«

»Er braucht nicht wirklich hin«, beruhigte Reacher ihn.

»Wahrscheinlich findet gar kein Trauergottesdienst statt. Er muss es nur

verkünden.«

Armstrong schüttelte den Kopf. »Ich kann's nicht verkünden, wenn kein Gottesdienst stattfindet. Und wenn einer stattfindet, kann ich's nicht sagen und nicht erscheinen.«

»Wenn Sie helfen wollen, müssen Sie genau das tun.«

Armstrong schwieg.

Sie ließen die Armstrongs im Keller des Westflügels zurück und wurden zu dem Suburban hinausbegleitet. Draußen schien noch immer die Sonne, und der Himmel war wolkenlos. Noch immer ein herrlicher Tag.

»Bringen Sie uns bitte ins Motel«, bat Reacher. »Ich muss unter die Dusche. Dann will ich Bannon sprechen.«

»Weshalb?«, fragte Stuyvesant.

»Weil ich ein Tatzeuge bin«, antwortete Reacher. »Ich hab den Schützen gesehen. Auf dem Dach. Nur flüchtig von hinten, als er vom Rand abgehauen ist.«

»Haben Sie eine Personenbeschreibung?«

»Eigentlich nicht«, entgegnete Reacher. »Es war nur ein flüchtiger Blick. Ich könnte ihn nicht beschreiben. Aber wie er sich bewegt hat, war irgendwie typisch. Ich hab ihn schon mal gesehen.«

14

Er warf seine Sachen, die klamm und steif von

Blut waren, auf den Boden des Kleiderschranks, ging ins Bad und drehte die Dusche auf. Das Wasser in der Wanne verfärbte sich erst rot, dann rosa, bis es klar blieb. Er wusch sich zweimal die Haare und rasierte sich sorgfältig.

Zog ein weiteres von Joes Hemden und einen weiteren seiner Anzüge an und band sich im Gedenken an Froelich die Regimentskrawatte um, die sie ihm geschenkt hatte. Dann ging er wieder in die Empfangshalle.

Neagley wartete dort auf ihn. Auch sie hatte sich umgezogen und trug jetzt ein schwarzes Nadelstreifenkostüm. Das war die alte Army-Methode: *im Zweifelsfall förmliche Kleidung wählen*. Sie hatte ihm eine Tasse Kaffee bestellt und sprach mit den U. S. Marshals, die gewechselt hatten. Die Tagesschicht, vermutete er.

»Stuyvesant holt uns ab«, erklärte sie ihm. »Dann fahren wir gemeinsam zu Bannon.«

Reacher nickte. Die Marshals waren in seiner Gegenwart schweigsam. Fast respektvoll. Ihm gegenüber oder Froelichs wegen? Schwer zu beurteilen.

»Verdammtes Pech«, bemerkte einer von ihnen.

Reacher sah zu Boden. »Kann man wohl sagen«, antwortete er.

Dann sah er wieder auf. »Aber hey, Scheiße passiert eben«, sagte er.

Neagley lächelte kurz. Das war die alte Army-Methode: *im Zweifelsfall schnodderig sein.*

Stuyvesant kreuzte eine Stunde später auf und fuhr mit ihnen ins Hoover Building. Das Gleichgewicht der Kräfte hatte sich verschoben. Die Ermordung von Bundesbeamten war ein Fall für die Bundeskriminalpolizei, deshalb war für die Ermittlungen allein das FBI zuständig. Nun handelte es sich um eine schlichte Verbrecherjagd.

Bannon holte sie in der Eingangshalle ab und fuhr mit ihnen in einen FBI-Konferenzraum hinauf. Er war besser ausgestattet als der des Secret Service, besaß eine Holztäfelung und Fenster. Auf dem langen Tisch standen Gläser und Mineralwasserflaschen. Bannon gab sich demonstrativ demokratisch und verzichtete auf den Platz am Kopfende des Tisches. Er setzte sich einfach auf einen der Stühle an der Längsseite. Neagley nahm zwei Stühle weiter neben ihm Platz und Reacher ihr gegenüber.

Stuyvesant ließ zwischen Reacher und sich zwei Stühle frei und goss sich ein Mineralwasser ein.

»Ein schlimmer Tag«, sagte Bannon in die Stille hinein. »Meine Behörde spricht der Ihren ihr tief empfundenes Beileid aus.«

»Sie haben sie nicht gefasst«, stellte Stuyvesant fest.

»Wir haben einen Vorbericht des Gerichtsmediziners«, sagte Bannon. »Crosetti ist durch einen Kopfschuss mit einem Geschoss des NATO-Kalibers 7,62 Millimeter getötet worden. War sofort tot. Froelich hat einen Halsdurchschuss von hinten erlitten, vermutlich mit demselben Gewehr. Das Geschoss hat die Halsschlagader zerrissen. Aber das wissen Sie vermutlich schon.«

»Sie haben sie nicht gefasst«, wiederholte Stuyvesant.

Bannon schüttelte den Kopf. »Thanksgiving Day«, erklärte er. »Plus-und Minuspunkte. Das größte Manko war, dass wir wegen des Feiertags knapp an Personal waren – wie Sie auch und die Metro Cops und alle übrigen Behörden. Der größte Vorteil war, dass die Stadt selbst sehr ruhig war. Das heißt, sie war ruhiger, als wir unterbesetzt waren.

So haben wir fünf Minuten nach der Tat fast

überall in der Stadt die Bevölkerungsmehrheit gestellt.«

»Aber Sie haben sie nicht gefasst.«

Bannon schüttelte erneut den Kopf. »Nein«, bestätigte er. »Wir haben sie nicht gefasst. Wir fahnden natürlich weiter, aber realistischerweise müssen wir annehmen, dass sie den District inzwischen verlassen haben.«

»Ausgezeichnet«, warf Stuyvesant ein.

Bannon verzog das Gesicht. »Wir schlagen natürlich keinen Salto vor Freude. Aber es hat keinen Zweck, uns deswegen anzubrüllen. Wir könnten nämlich zurückbrüllen. Irgendjemand ist durch *Ihre* Absperrungen gelangt. Irgendjemand hat *Ihren* Mann von seinem Posten auf dem Dach gelockt.« Er sah Stuyvesant direkt an, während er das sagte.

»Wir haben dafür bezahlt«, gab Stuyvesant zu.

»Bitter bezahlt.«

»Wie ist das passiert?«, fragte Neagley. »Wie sind sie überhaupt dort hinaufgekommen?«

»Nicht durch den Vordereingang«, erwiderte Bannon. »Vor dem Lagerhaus befanden sich jede Menge Cops. Sie haben nichts gesehen, und sie können nicht alle im entscheidenden Augenblick geschlafen haben. Auch nicht von der Rückseite des Gebäudes her. An beiden Enden der Zufahrt waren je ein Cop zu Fuß und einer in einem Streifenwagen postiert. Auch diese vier versichern glaubwürdig, dass sie niemanden gesehen haben. Deshalb vermuten wir, dass die Typen in das Gebäude gegenüber eingedrungen sind. Sie haben es durchquert, sind hinten auf der anderen Seite der Zufahrt herausgekommen und in einem unbeobachteten Augenblick rübergeschlichen. Haben das Lagerhaus durch den Hintereingang betreten und die Treppe nach oben genommen. Verlassen haben sie es zweifellos auf demselben

Weg.

Aber da sind sie sicher gerannt.«

»Wie haben sie Crosetti von seinem Posten weggelockt?«, wollte Stuyvesant wissen. »Er war ein guter Mann.«

»Ja, das stimmt«, sagte Reacher. »Hat einen sehr guten Eindruck gemacht.«

Bannon zuckte mit den Schultern. »Irgendeine Möglichkeit gibt's immer, nicht?«

Dann ließ er seinen Blick über die Runde wandern, wie er es immer tat, wenn er mehr andeuten wollte, als er gesagt hatte. Niemand reagierte.

»Haben Sie die Züge kontrolliert?«, fragte Reacher.

Bannon nickte. »Sehr sorgfältig. Sie waren recht

gut besetzt. Mit Leuten, die zu Familienessen wollten. Aber wir haben gründlich kontrolliert.«

»Haben Sie das Gewehr gefunden?«

Bannon schüttelte den Kopf. Reacher starrte ihn an.

»Sie sind *mit einem Gewehr in der Hand* entkommen?«, fragte er ungläubig.

Niemand sprach. Bannon sah Reacher an und hob die Augenbrauen.

»Sie haben den Schützen gesehen?«, fragte er.

Reacher nickte. »Nur flüchtig, vielleicht eine Viertelsekunde. Als Silhouette, als er seine Feuerstellung verlassen hat.«

»Und Sie glauben, ihn schon mal gesehen zu haben.«

»Ja, aber ich weiß nicht, wo.«

»Ausgezeichnet«, meinte Bannon.

»Seine Art sich zu bewegen ist mir irgendwie bekannt vorgekommen, das war alles. Die Umrisse seines Körpers. Vielleicht seine Kleidung.

Ich komme nur nicht darauf.«

»War er der Mann auf dem Überwachungsvideo aus der Tiefgarage?«

»Nein«, antwortete Reacher.

Bannon nickte. »Nun, das hat ohnehin nicht viel zu bedeuten. Dass Sie ihn schon mal gesehen haben, ist nur logisch. Sie waren zur selben Zeit am selben Ort – bestimmt in Bismarck, vielleicht auch anderswo. Wir wissen bereits aufgrund des Anrufs, dass die Männer *Sie* gesehen haben. Aber es wäre schön gewesen, ein Gesicht und einen Namen zu haben.«

»Ich melde mich, sobald ich was weiß«, sagte Reacher.

»Bleiben Sie bei Ihrer Theorie?«, fragte Stuyvesant.

»Ja«, erwiderte Bannon. »Wir konzentrieren uns weiterhin auf ehemalige Secret-Service-Leute. Weil wir vermuten, dass Crosetti deshalb seinen Posten verlassen hat. Wir glauben, dass er jemanden gesehen hat, den er kannte und dem er vertraute.«

Sie fuhren die halbe Meile auf der Pennsylvania Avenue nach Westen zurück, parkten in der Tiefgarage und nahmen den Lift in den Konferenzraum des Secret Service hinauf.

»Schrecklich, wirklich«, sagte Stuyvesant. »Ich habe noch nie einen Agenten verloren. In fünfundzwanzig Jahren nicht. Und jetzt an einem einzigen Tag gleich zwei. Wenn wir die Mörder nur schon hätten!«

»Sie sind wandelnde Tote«, meinte Reacher.

»Alle Beweise sprechen gegen uns«, sagte Stuyvesant.

»Heißt das, dass Sie sie nicht wollen, wenn es Leute von Ihnen sind?«

»Ich will nicht, dass es Leute von uns *sind*.«

»Ich glaube nicht, dass es Leute von Ihnen sind«, sagte Reacher.

»Aber jedenfalls sind sie so gut wie tot. Darüber sollten wir uns im Klaren sein. Sie haben so viele Grenzen überschritten, dass ich das Mitzählen aufgegeben habe.«

»Ich will nicht, dass es Leute von uns sind«, wiederholte Stuyvesant.

»Doch ich fürchte, Bannon könnte Recht haben.«

»Es gibt nur zwei Möglichkeiten«, sagte Reacher. »Entweder er hat Recht, oder er hat Unrecht. Hat er Recht, erfahren wir's bald genug, weil er sich reinhängen wird, um es uns zu beweisen. Das Dumme ist nur, dass er sich nie mit der Möglichkeit befassen wird, er könnte Unrecht haben, weil er zu sehr darauf versessen ist, Recht zu behalten.«

»Sagen Sie mir, dass er Unrecht hat.«

»Ich glaube, dass er Unrecht *hat*. Und das Positive daran ist, dass es keine Rolle spielt, ob ich mit dieser Ansicht falsch liege. Weil er nichts unversucht lassen wird. Darauf können wir hundertprozentig bauen. Er ist nicht auf unsere Mithilfe angewiesen. Wir müssen uns das ansehen, was er sich *nicht* ansieht. Meiner Überzeugung nach ohnehin das Einzige, das sich anzusehen lohnt.«

»Sagen Sie mir nur, dass er Unrecht hat.«

»Seine Theorie gleicht einer auf der Spitze balancierenden Pyramide. Sehr eindrucksvoll, bis sie umfällt. Er setzt auf die Tatsache, dass Armstrong nichts von den Drohbriefen weiß. Aber dahinter steckt keine Logik. Vielleicht *haben* die Kerle es auf Armstrong persönlich abgesehen und wussten nur nicht, dass Sie ihm nichts sagen würden.«

Stuyvesant nickte.

»Das würde ich gern glauben«, sagte er, »aber die Sache mit dem NCIC spricht dagegen. In diesem Punkt hat Bannon Recht. Kämen sie von außerhalb, hätten sie uns selbst auf die Morde in Minnesota und Colorado hingewiesen. Mit dieser Tatsache müssen wir leben.«

»Ihre Waffen sind auch überzeugend«, schaltete Neagley sich ein.

»Und dass sie Froelichs Adresse gekannt haben.«

Reacher nickte. »Das gilt im Grunde auch für den Daumenabdruck.

Wir sollten überlegen, ob sie vielleicht *gewusst* haben, dass der Abdruck nirgends gespeichert ist. Möglicherweise haben sie das von hier aus überprüft.«

»Na, großartig«, seufzte Stuyvesant.

»Aber ich glaub's trotzdem nicht«, sagte Reacher.

»Warum nicht?«

»Holen Sie die Drohbriefe, und werfen Sie einen genauen Blick darauf.«

Stuyvesant zögerte einen Augenblick, stand dann langsam auf und verließ den Raum. Kam drei Minuten später mit einer Mappe zurück, klappte sie auf und legte die sechs offiziellen FBI-Fotos in einer ordentlichen Reihe auf den Konferenztisch. Er trug noch immer seinen rosa Pullunder. Die

leuchtende Farbe spiegelte sich auf den Hochglanzabbildungen wider, als er sich über sie beugte. Neagley kam um den Tisch herum, damit auch sie die Texte lesen konnte.

»Okay«, sagte Reacher. »Seht sie euch genau an. Achtet auf alle Einzelheiten. Und denkt daran, warum ihr das tut. Nämlich für Froelich.«

Die Fotoreihe war mehr als einen Meter lang, sodass sie aufstehen und von links nach rechts am Tisch vorbeigehen mussten, um sie zu begutachten.

Sie werden sterben.

Der designierte Vize-Präsident Armstrong wird sterben.

Der Tag, an dem Armstrong sterben wird, naht rasch.

Eine Demonstration Ihrer Verwundbarkeit wird heute inszeniert.

Hat Ihnen die Demonstration gefallen?

Es wird bald passieren.

»Also?«, fragte Stuyvesant.

»Sehen Sie sich die vierte Mitteilung an«, forderte Reacher ihn auf.

» *Inszeniert* ist richtig geschrieben.«

»Und?«

»Das ist ein Fremdwort, das nicht jeder richtig schreibt. Auch das Wort *designiert* in der zweiten Nachricht ist richtig geschrieben. Außerdem enden alle Sätze – bis auf den mit dem Fragezeichen – mit einem Punkt.«

»Und?«

»Die Mitteilungen stammen von Leuten, die einigermaßen gebildet sind.«

»Okay.«

»Sehen Sie sich jetzt die dritte Nachricht an.«

»Was ist mit der?«

»Neagley?«, fragte Reacher.

»Die klingt ein bisschen ungewöhnlich«, sagte sie. »Etwas unbeholfen und altmodisch. Das Wort *naht* hat fast einen biblischen Klang, finde ich.«

»Genau«, sagte Reacher. »Ein bisschen archaisch.«

»Aber was beweist das alles?«, wollte Stuyvesant wissen.

»Eigentlich nichts«, antwortete Reacher. »Aber es suggeriert etwas.

Haben Sie jemals die Verfassung gelesen?«

»Welche? Die der Vereinigten Staaten?«

»Klar.«

»Ich glaube schon«, sagte Stuyvesant. »Aber das ist wohl schon lange her.«

»Ich auch«, meinte Reacher. »In irgendeiner Schule, auf der ich war, hat jeder Schüler eine bekommen. Ein dünnes kleines Buch zwischen starken Kartondeckeln. Zugeklappt war es ziemlich schmal. Mit harten Kanten. Wir haben uns damit gegenseitig Karateschläge verpasst. Hat verdammt wehgetan.«

»Und?«

»Sie ist im Prinzip ein Gesetzeswerk. Natürlich auch historisch, aber in erster Linie juristisch. Druckt jemand sie als Buch, darf er sie nicht verändern. Er muss sie wortwörtlich abdrucken,

sonst wäre sie nicht gültig. Er darf weder die Sprache modernisieren noch den Text redigieren.«

»Natürlich nicht.«

»Der Urtext stammt aus dem Jahr 1787. Der letzte Verfassungszusatz in meiner Ausgabe war der sechsundzwanzigste, durch den 1971 das Wahlalter auf achtzehn Jahre herabgesetzt wurde. Ein Zeitraum von hundertvierundachtzig Jahren. Und noch heute wird alles genau so wiedergegeben, wie es zur jeweiligen Zeit geschrieben wurde.«

»Und?«

»Zu den Dingen, an die ich mich erinnere, gehört die Tatsache, dass *Vizepräsident* im ersten Teil in einem Wort geschrieben wurde. So steht das Wort auch im letzten Teil. Ohne Bindestrich. Aber im mittleren Teil gibt es Bindestriche. Da heißt es *Vize-Präsident,* mit einem Bindestrich zwischen den Wörtern. Offenbar galt es ab etwa 1860 bis in die dreißiger Jahre hinein als korrekter

Sprachgebrauch, an dieser Stelle einen Bindestrich zu setzen.«

»Diese Kerle verwenden einen Bindestrich«, verkündete Stuyvesant.

»Allerdings«, sagte Reacher. »In ihrer zweiten Mitteilung schreiben sie *Vize-Präsident*.«

»Was bedeutet das also?«

»Zwei Dinge«, antwortete Reacher. »Wir wissen, dass sie in der Schule aufgepasst haben, denn sie sind einigermaßen gebildet. Es bedeutet also erstens, dass sie eine Schule besucht haben, in der noch alte Bücher und längst veraltetes Unterrichtsmaterial benützt wurden.

Was vielleicht eine Erklärung für die leicht archaischen Anklänge der dritten Mitteilung ist und mich auf die Idee gebracht hat, sie könnten aus einer armen ländlichen Gegend mit niedrigen Schulgebühren stammen. Und zweitens bedeutet es,

dass sie nie beim Secret Service gearbeitet haben, weil da die Bürokratie noch ausgeprägter ist als in der Army. Wer hier arbeitet, hätte das Wort *Vizepräsident* in seiner Dienstzeit schon x-mal geschrieben. Immer in der heutigen Schreibweise ohne Bindestrich. Die wäre ihm in Fleisch und Blut übergegangen.«

Danach herrschte einen Moment lang Schweigen.

»Vielleicht hat der andere das geschrieben«, erklärte Stuyvesant.

»Der andere, der nicht hier gearbeitet hat. Der mit dem Daumenabdruck.«

»Hätte keinen Unterschied gemacht«, sagte Reacher. »Bannon vermutet ganz richtig, dass sie ein Team sind. Und Perfektionisten. Hätte einer ein Wort falsch geschrieben, hätte der andere es korrigiert. Aber das wurde es nicht, weil keiner es als falsch ansah. Folglich hat keiner der beiden jemals hier gearbeitet.«

Stuyvesant überlegte.

»Das würde ich gern glauben«, sagte er. »Aber Ihre ganze Beweisführung basiert auf einem Bindestrich.«

»Verwerfen Sie sie nicht«, warnte Reacher.

»Ich verwerfe sie nicht«, sagte Stuyvesant. »Ich denke nach.«

»Ob ich übergeschnappt bin?«

»Ob ich's mir leisten kann, mich auf eine solche Mutmaßung zu stützen.«

»Das ist ja gerade das Schöne daran«, meinte Reacher. »Ob ich damit Recht habe, spielt überhaupt keine Rolle, weil das FBI das alternative Szenario abdeckt.«

»Das könnte Absicht sein«, gab Neagley zu

bedenken. »Vielleicht wollen sie uns in die Irre führen. Indem sie ihre Herkunft oder ihren Bildungsgrad tarnen. Um uns auf eine falsche Fährte zu locken.«

Reacher schüttelte den Kopf.

»Das glaube ich nicht«, widersprach er. »Diese Sache ist zu subtil.

Sie würden mit den üblichen Tricks arbeiten. Auffällig falsch geschriebene Wörter, mangelhafte Zeichensetzung. Ein Bindestrich zwischen *Vize* und *Präsident* ist etwas, das man nicht als falsch oder richtig erkennt. Man macht ihn einfach.«

»Was folgt daraus genau?«, fragte Stuyvesant.

»Die Altersfrage ist entscheidend«, antwortete Reacher. »Sie können nicht älter als Mitte fünfzig sein, wenn sie herumlaufen und all diese Dinge tun. Leitern rauf, Treppen runter. Sie können nicht jünger als Mitte vierzig sein, denn die Verfassung

liest man im vorletzten Schuljahr, und 1970 hatten garantiert alle amerikanischen Schulen neue Bücher. Ich glaube, dass ihre Schulzeit in den Zeitraum fällt, in dem kleine Schulen auf dem Land noch sehr rückständig waren. Vielleicht eine einräumige Zwergschule, fünfzig Jahre alte Schulbücher, veraltete Landkarten an den Wänden. Man sitzt dort zwischen all seinen Verwandten und hört einer weißhaarigen alten Lady zu.«

»Höchst spekulativ«, meinte Stuyvesant. »Auch das ist eine auf der Spitze balancierende Pyramide. Sieht gut aus, bis sie umfällt.«

Schweigen.

»Nun, ich verfolge jedenfalls diese Möglichkeit«, sagte Reacher. »Mit Armstrong oder ohne ihn. Mit Ihnen oder ohne Sie. Notfalls auch allein.

Um Froelichs willen. Das bin ich ihr schuldig.«

Stuyvesant nickte. »Wenn keiner der beiden bei uns gearbeitet hat, woher haben sie dann gewusst, dass sie sich auf die Kontrolle der NCIC-Meldungen durchs FBI verlassen konnten?«

»Keine Ahnung«, sagte Reacher.

»Wie haben sie Crosetti von seinem Posten gelockt?«

»Keine Ahnung.«

»Woher haben sie unsere Waffen?«

»Keine Ahnung.«

»Woher haben sie gewusst, wo M. E. wohnt?«

»Nendick hat's ihnen gesagt.«

Stuyvesant nickte. »Okay. Aber was wäre ihr Tatmotiv?«

»Hass auf Armstrong persönlich, vermute ich. Jeder Politiker macht sich Feinde.«

Wieder Schweigen.

»Vielleicht sowohl als auch«, sagte Neagley. »Vielleicht sind es Außenstehende, die den Secret Service hassen, oder Kerle, die bei der Eignungsprüfung durchgefallen sind. Männer, die davon geträumt haben, hier zu arbeiten. Vielleicht sind es Spinner, irgendwelche verrückten Polizeifreaks. Die wüssten unter Umständen über das NCIC Bescheid und auch, welche Waffen sie sich besorgen müssten.«

»Das wäre denkbar«, stimmte Stuyvesant ihr zu. »Wir lehnen massenhaft Leute ab, und manche regen sich sehr darüber auf. Sie könnten Recht haben.«

»Nein«, widersprach Reacher. »Sie hat Unrecht. Warum sollten sie so lange warten? Ich bleibe bei meiner Altersschätzung. Und niemand bewirbt sich

mit fünfzig um einen Job beim Secret Service. Sind sie jemals abgelehnt worden, war das vor fünfundzwanzig Jahren. Wozu bis jetzt warten, um sich dafür zu rächen?«

»Auch ein gutes Argument«, sagte Stuyvesant.

»Hier geht's um Armstrong persönlich«, fuhr Reacher fort. »Es gibt keine andere Möglichkeit. Denken Sie an den Zeitrahmen, an Ursache und Wirkung. Armstrong ist erst diesen Sommer als Mitkandidat aufgetreten. Vorher war er praktisch unbekannt. Das hat Froelich mir selbst erzählt. Jetzt gehen Morddrohungen gegen ihn ein. Warum? Weil er im Wahlkampf irgendetwas getan hat, behaupte ich.«

Stuyvesant starrte die Tischfläche an. Legte die Hände flach darauf und bewegte sie in pedantischen kleinen Kreisen, als müsste er ein verknittertes Tischtuch glatt streichen. Dann beugte er sich nach vorn und schubste das erste Foto unter

das zweite. Dann beide unter das dritte. So machte er weiter, bis alle sechs einen ordentlichen Stapel bildeten. Er legte ihn in die Mappe und klappte sie zu.

»Okay, wir machen Folgendes«, sagte er. »Wir informieren Bannon über Neagleys Theorie. Ein von uns abgelehnter Bewerber fällt mehr oder weniger in dieselbe Kategorie wie jemand, den wir später entlassen haben. Mit all dem kann das FBI sich befassen. Es hat reichlich Personal, wir haben die Unterlagen. Und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass Bannon Recht hat. Aber es wäre fahrlässig, wenn wir nicht auch die Alternative berücksichtigen würden, dass er Unrecht haben könnte. Deshalb werden wir uns mit Reachers Theorie befassen. Weil wir *irgendetwas* tun müssen – schon um Froelichs willen, von allem anderen mal abgesehen. Also, womit fangen wir an?«

»Mit Armstrong«, schlug Reacher vor. »Wir

kriegen raus, wer ihn hasst und warum.«

Stuyvesant rief den Mann von der Abteilung Personenschutzforschung an und beorderte ihn sofort ins Büro. Da er gerade mit seiner Familie beim Thanksgiving-Dinner saß, ließ Stuyvesant sich erweichen und gab ihm zwei Stunden Zeit. Dann fuhr er wieder zum Hoover Building, um erneut mit Bannon zu sprechen. Reacher und Neagley warteten am Empfang auf seine Rückkehr. Dort stand ein Fernseher, und Reacher wollte erfahren, ob Armstrong in den Nachrichten tat, wozu er ihn aufgefordert hatte. Die Sendung würde in einer halben Stunde beginnen.

»Bist du in Ordnung?«, fragte Neagley.

»Mir ist ganz komisch zumute«, sagte Reacher. »Als wäre ich zwei Menschen auf einmal. Sie hat mich zuletzt für Joe gehalten.«

»Was hätte Joe in dieser Sache unternommen?«

»Wahrscheinlich das Gleiche, was ich jetzt vorhabe.«

»Dann tu's einfach«, sagte Neagley. »Sie hat in dir immer nur Joe gesehen.«

Er schwieg.

»Mach die Augen zu«, sagte Neagley. »Lass dich von nichts ablenken. Du musst dich auf den Schützen konzentrieren.«

Reacher schüttelte den Kopf. »Konzentration bringt überhaupt nichts.«

»Dann denk an was anderes. An etwas am Rand deines Gesichtsfelds. Tu einfach so, als wäre dein Blick auf etwas anderes gerichtet.

Vielleicht aufs Dach nebenan.«

Er schloss die Augen, sah die im Sonnenschein scharf hervortretende Dachkante vor sich. Sah den blassblauen Himmel. Ein Winterhimmel. Er sah zu ihm auf. Erinnerte sich an die Geräusche in seiner Umgebung. Wenig aus der Schlange der Wartenden. Nur das Klappern von Servierbesteck und Froelich, die *Danke fürs Vorbeikommen* sagte. Mrs. Armstrong, die nervös *Guten Appetit* wünschte, als wisse sie nicht recht, was sie hier zu suchen hatte. Dann hörte er den gedämpften Aufprall, mit dem die erste Kugel in die Ziegelmauer einschlug. Ein schlechter Schuss. Er hatte Armstrong mehr als einen Meter verfehlt. Wahrscheinlich ein übereilter Schuss. Der Kerl kommt die Treppe herauf, steht an der Tür zum Dach, ruft Crosetti halblaut etwas zu. *Und Crosetti reagiert*. Der Mann wartet, bis Crosetti zu ihm kommt.

Weicht vielleicht ins Treppenhaus zurück. Crosetti folgt ihm und wird erschossen. Die Hütte auf dem Dach lässt kein Geräusch nach außen

dringen. Der Mann steigt über den Toten, rennt geduckt nach vorn an die Dachkante, kniet sich hin und schießt, zu schnell, bevor er wirklich zur Ruhe gekommen ist, und verfehlt die Zielperson. Der Fehlschuss reißt Splitter aus dem Ziegelmauerwerk, von denen einer Reachers Wange trifft. Der Kerl zieht den Ladehebel zurück und zielt beim zweiten Schuss sorgfältiger.

Er öffnete die Augen.

»Ich möchte mich auf das *Wie* konzentrieren«, sagte er.

»Welches Wie meinst du?«, fragte Neagley.

»Wie sie Crosetti von seinem Posten fortgelockt, wie sie das geschafft haben.«

Neagley schwieg einen Augenblick.

»Bannons Theorie scheint mir plausibel«, sagte sie. »Crosetti hat sich umgedreht und jemanden

gesehen, den er kannte.«

»Nehmen wir mal an, es war nicht so«, entgegnete Reacher. »Wie dann?«

»Ich denke darüber nach. Du konzentrierst dich weiter auf den Schützen.«

Er schloss erneut die Augen und sah zum benachbarten Dach hinüber. Dann wieder auf die Serviertische. Auf Froelich, in der letzten Minute ihres Lebens. Er erinnerte sich an die Wolke aus Blut und seine instinktive Reaktion. *Feindliches Feuer! Von woher?* Er hatte den Kopf gehoben und … was gesehen? Die Kontur eines Rückens oder einer Schulter. In Bewegung. Form und Bewegung waren irgendwie ein und dasselbe.

»Sein Mantel«, sagte er. »Die Form des Mantels und wie der Stoff gefallen ist, als er sich bewegt hat.«

»Du hattest den Mantel schon mal gesehen?«

»Ja.«

»Farbe?«

»Weiß ich nicht. Bin mir nicht sicher, ob er überhaupt eine Farbe *hatte*.«

»Stoffart?«

»Die ist wichtig. Nicht dick, nicht dünn.«

»Fischgrätenmuster?«

Reacher schüttelte den Kopf. »Nicht der Mantel, den wir auf dem Überwachungsvideo gesehen haben. Auch nicht derselbe Typ. Dieser Mann war größer und schlanker. Mit ziemlich langem Oberkörper. Der hat dem Mantel seine Form gegeben. Es war ein langer Mantel, glaube ich.«

»Du hast nur seine Schulter gesehen.«

»Er ist wie ein langer Mantel *gefallen*.«

»Wie ist er gefallen?«

»Kraftvoll. Als bewege der Mann sich schnell.«

»Kein Wunder, er hatte gerade Armstrong erschossen.«

»Nein, als bewege er sich immer so. Ein hoch gewachsener Mann mit energischen Bewegungen.«

»Alter?«

»Älter als wir.«

»Körperbau?«

»Mittel.«

»Haarfarbe?«

»Weiß ich nicht mehr.«

Er hielt die Augen geschlossen und suchte sein Gedächtnis nach Mänteln ab . *Ein langer Mantel,*

nicht dick, nicht dünn. Er ließ seine Gedanken schweifen, aber sie kehrten immer wieder in den Discountladen in Atlantic City zurück. Wie er dort unschlüssig vor einer bunten Auswahl gestanden hatte – nur fünf Minuten nach einer dummen, spontanen Entscheidung, die ihn von einem ruhigen, friedlichen Motelzimmer in La Jolla, Kalifornien, weggeführt hatte.

Zwanzig Minuten später gab er auf und machte dem Officer vom Dienst ein Zeichen, den Fernsehton lauter zu stellen, weil die Nachrichten kamen. Der Aufmacher war natürlich das Attentat auf Armstrong. Die Reportage begann mit einem gerahmten Porträt Armstrongs, das schräg hinter dem Moderator hing. Danach Schnitt zu Armstrong, der seiner Frau aus der Limousine half. Die beiden lächelten, gingen an der Kamera vorbei. Dann Schnitt zu Armstrong, der Löffel und Vorlegegabel hochhielt. Ein Lächeln auf seinem Gesicht. Die Stimme im Hintergrund verstummte, damit der O-Ton zu hören war: *Happy Thanksgiving, Leute!*

Danach folgten sieben bis acht Sekunden aus der Phase, in der die Essensschlange sich wirklich in Bewegung gesetzt hatte.

Dann passierte es.

Wegen des Schalldämpfers war kein Schussknall zu hören, und weil er ausblieb, fuhr der Kameramann nicht wie sonst erschrocken zusammen oder duckte sich weg. Das Bild blieb ruhig. Und weil kein Schuss zu vernehmen war, wirkte es völlig unerklärlich, dass Froelich sich mit einem Mal auf Armstrong stürzte. Von vorn aufgenommen sah das ganz anders aus. Sie sprang einfach mit dem linken Bein hoch, verdrehte in der Luft ihren Körper und warf sich auf Armstrong. Sie wirkte verzweifelt, aber trotzdem anmutig. Das Fernsehen wiederholte diese Szene in Zeitlupe. Froelich legte die rechte Hand auf seine linke Schulter, drückte ihn nach unten und stemmte sich selbst hoch. Ihr Schwung bewirkte eine halbe Körperdrehung. Sie riss die Knie hoch und rammte

Armstrong damit um. Ihr Kopf befand sich mindestens dreißig Zentimeter niedriger als beim normalen Aufrechtstehen, als die zweite Kugel sie traf.

»Scheiße«, fluchte Reacher.

Neagley nickte langsam. »Sie war zu schnell. Eine Viertelsekunde langsamer, dann wäre sie noch weit genug oben gewesen, um an der Weste getroffen zu werden.«

»Sie war zu gut.«

Das Fernsehen wiederholte die Szene noch mal in normaler Geschwindigkeit. Alles war in einer Sekunde vorüber. Anschließend lief der Film weiter. Der Kameramann schien Wurzeln geschlagen zu haben. Reacher sah sich in Richtung Froelich stürmen. Sah Agenten schießen. Froelich lag außer Sicht auf dem Boden. Die Kamera duckte sich wegen der Schießerei kurz weg, kam dann erneut hoch und näherte sich dem Brennpunkt. Das

Bild schwankte, als der Mann über etwas stolperte. Auf dem Bildschirm war lange nur wildes Durcheinander zu sehen. Dann setzte der Kameramann sich wieder in Bewegung, um die niedergeschossene Agentin aufzunehmen. Neagleys Gesicht erschien, und das Bild wurde schwarz. Danach Schnitt zurück zum Moderator. Er sah in die Kamera und kündigte an, Armstrongs Reaktion sei rasch und effizient gewesen.

Schnitt zu einem Aufnahmeort im Freien, den Reacher als den Parkplatz vor dem Westflügel des Weißen Hauses erkannte. Armstrong stand dort mit seiner Frau. Die beiden trugen noch Freizeitkleidung, aber sie hatten die Kevlarwesten abgelegt. Froelichs Blut war vom Gesicht Armstrongs entfernt worden und sein Haar gekämmt. Er wirkte entschlossen und redete mit leiser, beherrschter Stimme wie ein Mann, der mit starken Gefühlen ringt. Er sprach von seiner tiefen Trauer über den Tod zweier Secret-Service-Agenten und übermittelte den Angehörigen sein tief

empfundenes Beileid. Dann pries er die menschlichen Qualitäten der beiden Toten und sagte, sie seien nicht nur gestorben, um ihn zu retten, sondern auch um die Demokratie zu verteidigen. Und er hoffe, die Angehörigen würden darin etwas Trost finden und zugleich erkennen, dass sie allen Grund hätten, sehr stolz auf die Verstorbenen zu sein. Er versprach eine rasche Aufklärung und harte Bestrafung der Täter, die dieses Verbrechen begangen hatten.

Er versicherte der Nation, dass weder rohe Gewalt noch Einschüchterungsversuche die Regierungsarbeit behindern könnten und der Amtswechsel nicht im Geringsten betroffen sei. Aber zum Zeichen seiner großen Wertschätzung wolle er in Washington bleiben und alle Termine absagen, bis er am Trauergottesdienst für seine persönliche Freundin, die Leiterin des zu seinem Schutz eingesetzten Teams, teilgenommen habe. Er fügte hinzu, der Gottesdienst werde am Sonntagmorgen in einer kleinen Landkirche in

einer Kleinstadt in Wyoming namens Grace stattfinden – und eine schönere Metapher für Amerikas Größe lasse sich kaum denken.

»Der Kerl redet Scheiße«, schimpfte der Officer vom Dienst.

»Nein, er ist okay«, widersprach Reacher.

In den Nachrichten folgten jetzt die Football-Highlights des Tages.

Der Officer vom Dienst stellte den Ton leiser und wandte sich ab. Reacher schloss die Augen. Dachte an Joe und an Froelich. Versuchte wieder, sich an seinen Blick auf das Dach zu erinnern, an Froelichs Blutfontäne, die Kontur der Schulter des Schützen, der zurückwich, sich abwandte, *davonstürzte*. Der Mantel, der sich seiner Bewegung anpasste. *Der Mantel*. Er ließ alles nochmals vor seinem geistigen Auge ablaufen. Hielt die Szene mit dem Mantel an. *Plötzlich wusste er es*. Er riss die Augen auf.

»Weißt du schon, wie?«, fragte er Neagley.

»Ich komme nicht um Bannons Theorie herum«, antwortete sie.

»Nämlich?«

»Crosetti hat jemanden gesehen, den er kannte und dem er vertraute.«

»Mann oder Frau?«

»Deiner Beobachtung nach ein Mann.«

»Okay, sag's noch mal.«

Neagley zuckte mit den Schultern. »Crosetti hat irgendeinen Mann gesehen, den er kannte und dem er vertraute.«

Reacher schüttelte den Kopf. »Ein Wort zu wenig. Crosetti hat irgendeinen *Typ* Mann gesehen, den er

kannte und dem er vertraute.«

»Wen?«, fragte sie.

»Wer kann überall ein und aus gehen, ohne Misstrauen zu erwecken?«

Neagley starrte ihn an. »Ein Gesetzeshüter?«

Reacher nickte. »Der Mantel war lang, ein stumpfes rötliches Braun, ganz leicht gemustert. Zu dünn für einen Winter- und zu dick für einen Regenmantel. Schlabberig lang. Er hat geflattert, als der Mann gerannt ist.«

»Und wer ist gerannt?«

»Der Cop in Bismarck. Dieser Lieutenant oder was er sonst war. Er ist auf mich zugerannt, als ich aus der Kirche gekommen bin. Und er war der Mann auf dem Lagerhausdach.«

»Das war ein *Cop?* «

»Das ist ein sehr schwer wiegender Vorwurf«, sagte Bannon. »Auf der Grundlage einer nicht länger als eine Viertelsekunde dauernden Beobachtung aus neunzig Metern Entfernung inmitten chaotischer Umstände.«

Sie saßen wieder im FBI-Konferenzraum, den Stuyvesant, noch immer im rosa Pullunder, nicht verlassen hatte.

»Er war's aber«, beharrte Reacher. »Ganz ohne Zweifel.«

»Die Fingerabdrücke aller Cops sind gespeichert«, hielt Bannon dagegen. »Einstellungsvoraussetzung.«

»Dann ist sein Partner eben kein Cop«, erklärte Reacher. »Der Kerl auf dem Überwachungsvideo.«

Niemand sprach.

»Er war’s«, wiederholte Reacher.

»Wie lange haben Sie ihn in Bismarck gesehen?«, fragte Bannon.

»Ungefähr zehn Sekunden«, antwortete Reacher. »Er war in Richtung Kirche unterwegs. Vielleicht hat er mich drinnen gesehen, ist hinausgeschlüpft, hat beobachtet, dass ich die Kirche verlasse, und wollte wieder hinein.«

»Insgesamt zehneinviertel Sekunden«, sagte Bannon. »Beide Male in Paniksituationen. Jeder Strafverteidiger würde Sie in der Luft zerreißen.«

»Es klingt vernünftig«, schaltete Stuyvesant sich ein. »Bismarck ist Armstrongs Heimatstadt. Heimatstädte sind die richtigen Orte, wenn man jemandem was heimzahlen will.«

Bannon verzog das Gesicht. »Personenbeschreibung?«

»Groß«, sagte Reacher. »Aschblondes Haar, grau werdend. Hageres Gesicht, hagere Gestalt. Langer Mantel, schwerer Gabardine, rötlich braun, offen. Tweedjacke, weißes Hemd, Krawatte, graue Flanellhose. Feste alte Schuhe.«

»Alter?«

»Mitte bis Ende vierzig.«

»Dienstgrad?«

»Er hat mir aus zehn Metern Abstand eine Goldplakette gezeigt, die ich nicht lesen konnte. Sah aus wie von einem höheren Dienstgrad.

Vielleicht ein Lieutenant der Kriminalpolizei, oder gar ein Captain.«

»Hat er etwas gesagt?«

»Er hat mir etwas zugerufen. Vielleicht zwei Dutzend Wörter.«

»War er der Mann am Telefon?«

»Nein.«

»Okay, dann kennen wir jetzt beide«, sagte Stuyvesant. »Ein untersetzter Kerl in einem Mantel mit Fischgrätenmuster, der in der Tiefgarage war, und ein großer, hagerer Cop aus Bismarck. Der Kleinere hat am Telefon gesprochen, und der Daumenabdruck stammt von ihm.

Und er war mit der Maschinenpistole in Colorado, weil der Cop der Scharfschütze mit dem Gewehr ist. Deshalb hielt er sich in der Kirche auf. Er wollte vom Turm schießen.«

Bannon schlug einen Ordner auf, nahm ein Blatt Papier heraus und studierte es sorgfältig.

»Unsere Außenstelle in Bismarck hat alle beteiligten Polizeibeamten aufgelistet«, sagte er. »Insgesamt waren zweiundvierzig Cops im Einsatz. Keiner über den Dienstgrad eines

Sergeant – bis auf zwei, nämlich der Einsatzleiter, ein Captain, und sein Stellvertreter, ein Lieutenant.«

»Kann einer von beiden gewesen sein«, meinte Reacher.

Bannon seufzte. »Das bringt uns echt in Schwierigkeiten.«

Stuyvesant starrte ihn an. »Machen Sie sich jetzt Sorgen, weil Sie die Polizei in Bismarck beunruhigen könnten? Sie haben sich nichts dabei gedacht, *uns* zu beunruhigen.«

»Mir ist es egal, ob ich irgendwen beunruhige«, entgegnete Bannon.

»Ich denke nur taktisch, das ist alles. Wäre der Kerl ein einfacher Cop gewesen, würde ich den Captain oder den Lieutenant anrufen und ihn mit Ermittlungen gegen ihn beauftragen. Andersrum funktioniert das aber nicht. Und die Alibizeugen

sind weiß Gott wo verstreut. Die höheren Dienstgrade werden sich den heutigen Feiertag freigenommen haben.«

»Rufen Sie gleich jetzt an«, drängte Neagley. »Stellen Sie fest, wer nicht zu Hause ist. Der Mann kann noch nicht zurück sein. Das FBI überwacht die Flughäfen.«

Bannon schüttelte den Kopf. »Viele Leute sind heute aus allen möglichen Gründen nicht zu Hause. Zu Besuch bei Verwandten, solche Sachen. Und dieser Kerl *könnte* schon wieder zu Hause sein. Er wäre ganz leicht durch die Flughafenkontrollen gekommen. Das ist der springende Punkt, stimmt's? Heute herrscht absolutes Chaos, alle möglichen Polizeibehörden sind im Einsatz und kontrollieren, keiner kennt den anderen … da braucht er nur mit hochgehaltener Plakette angehastet zu kommen, um überall durchgewinkt zu werden. So ist er offenbar auch an den Tatort gelangt und wieder von dort weg. Was wäre unter den Umständen normaler

gewesen als ein Cop, der mit hochgehaltener Plakette rennt, so schnell er nur kann?«

Alle schwiegen.

»Personalakten«, sagte Stuyvesant. »Wir sollten sie uns vom Bismarck Police Department kommen lassen, damit Reacher sich die Fotos ansehen kann.«

»Das würde Tage dauern«, sagte Bannon. »Und an wen sollte ich mich wenden? Unter Umständen hätte ich ausgerechnet den Verbrecher am Telefon.«

»Am besten reden Sie mit Ihrer Außenstelle in Bismarck«, schlug Neagley vor. »Würde mich nicht wundern, wenn das dortige FBI illegale Unterlagen über das gesamte Police Department hätte – mit Fotos.«

Bannon grinste. »Solche Dinge dürften Sie eigentlich nicht wissen.«

Dann stand er auf und ging in sein Büro, um zu telefonieren.

»Armstrong hat also angekündigt, dass er an dem Trauergottesdienst teilnehmen wird«, sagte Stuyvesant. »Haben Sie's gesehen? Aber das wird ihm politisch schaden, denn ich kann nicht zulassen, dass er hingeht.«

»Ich brauche nur einen Köder«, erklärte Reacher. »Für mich ist's besser, wenn er nicht wirklich aufkreuzt. Und im Augenblick interessiert mich nichts weniger als Politik.«

Stuyvesant gab keine Antwort. Niemand sprach mehr. Eine Viertelstunde später kam Bannon in den Konferenzraum zurück. Sein Gesichtsausdruck war völlig neutral.

»Eine gute Nachricht und eine schlechte«, begann er. »Die gute Nachricht ist, dass Bismarck nicht zu den größten Städten der Welt gehört. Das dortige Police Department beschäftigt

hundertachtunddreißig Personen, von denen zweiunddreißig Zivilangestellte sind, sodass hundertsechs Cops übrig bleiben. Zwölf davon sind Frauen, womit wir bei nur vierundneunzig Beamten sind. Und dank der Wunder illegal gesammelter Informationen und moderner Technologie bekommen wir innerhalb der nächsten zehn Minuten per E-Mail die eingescannten Passfotos dieser vierundneunzig Männer.«

»Wie lautet die schlechte Nachricht?«, fragte Stuyvesant.

»Später«, sagte Bannon. »Nachdem Reacher noch mehr von unserer Zeit vergeudet hat.«

Er sah sich im Konferenzraum um, war nicht bereit, mehr zu sagen.

Wie sich zeigte, mussten sie weniger als zehn Minuten warten. Ein Agent in Anzug und Krawatte kam mit einem Stapel Blätter hereingehastet und legte ihn vor Bannon. Dieser schob den Stapel zu

Reacher hinüber, der danach griff und ihn durchblätterte. Sechzehn Blatt Papier, manche noch etwas feucht vom Drucker. Auf fünfzehn Blättern waren je sechs Passfotos, auf dem letzten Blatt nur vier angeordnet.

Insgesamt vierundneunzig Gesichter. Er begann mit dem letzten Blatt.

Keiner der vier Männer sah dem Gesuchten auch nur entfernt ähnlich.

Er griff nach dem fünfzehnten Blatt. Überflog die sechs Gesichter und legte es wieder weg. Griff nach dem vierzehnten Blatt. Erfasste alle sechs Gesichter mit einem Blick. Er kam schnell voran, brauchte die Gesichter nicht einzeln zu studieren. Die Gesichtszüge des Mannes hatten sich ihm unauslöschlich eingeprägt. Aber er war weder auf dem vierzehnten noch auf dem dreizehnten Blatt.

»Wie sicher sind Sie sich Ihrer Sache?«, fragte Stuyvesant.

Nichts auf dem zwölften Blatt.

»Ganz sicher«, antwortete Reacher. »Das war der Mann, den wir suchen, und er ist ein Cop. Er besaß eine Polizeiplakette und sah wie ein Cop aus, so wie Bannon.«

Nichts auf dem elften oder dem zehnten Blatt.

»Ich sehe nicht wie ein Cop aus«, beschwerte sich Bannon.

Nichts auf dem neunten Blatt.

»Sie sehen genau wie ein Cop aus«, widersprach Reacher. »Sie tragen ein Cop-Jackett, eine Cop-Hose, Cop-Schuhe. Sie haben ein Cop-Gesicht.«

Nichts auf dem achten Blatt.

»Er ist wie ein Cop aufgetreten«, sagte Reacher.

Nichts auf dem siebten Blatt.

»Und er hat wie ein Cop gerochen«, fügte Reacher hinzu.

Nichts auf dem sechsten und fünften Blatt.

»Was hat er zu Ihnen gesagt?«, fragte Stuyvesant.

Nichts auf dem vierten Blatt.

»Er hat mich gefragt, ob der Kirchturm sicher sei«, antwortete Reacher. »Ich wollte von ihm wissen, was los ist. Er hat geantwortet, es gebe irgendeinen großen Rummel. Dann hat er mich angeschnauzt, weil ich die Kirchentür nicht abgesperrt hatte. Genau wie ein Cop redet.«

Nichts auf dem dritten Blatt oder dem zweiten. Er griff nach dem ersten und wusste sofort, dass der Mann nicht darauf war. Er ließ es auf den Tisch fallen und schüttelte den Kopf.

»Okay, nun die schlechte Nachricht«, sagte

Bannon. »Vom Bismarck Police Department war niemand in Zivil da. Kein einziger Beamter.

Armstrongs Besuch galt als feierlicher Anlass. Alle waren in Uniform angetreten. Alle zweiundvierzig Cops. Vor allem die oberen Dienstgrade. Captain und Lieutenant waren in *Paradeuniform* da. Mit weißen Handschuhen und allem.«

»Der Kerl war ein Cop aus Bismarck«, beharrte Reacher.

»Nein«, entgegnete Bannon. »Der Kerl war kein Cop aus Bismarck.

Bestenfalls einer, der sich als Cop aus Bismarck ausgegeben hat.«

Reacher schwieg.

»Aber er hat seine Rolle scheint's ziemlich gut gespielt«, meinte Bannon. »Beispielsweise hat er

Sie überzeugt. Aussehen und Manieren müssen also gestimmt haben.«

Niemand sprach.

»Also hat sich nichts geändert, fürchte ich«, sagte Bannon. »Wir ermitteln weiter gegen ehemalige Secret-Service-Angehörige, denn wer könnte einen Cop aus der Provinz besser imitieren als irgendein Secret-Service-Veteran, der sein Berufsleben bis vor kurzem damit verbracht hat, bei genau solchen Anlässen mit Cops aus der Provinz zusammenzuarbeiten?«

15

Der Mitarbeiter aus der Abteilung Personenschutzforschung erwartete sie, als Reacher, Neagley und Stuyvesant ins Treasury

Building zurückkamen. Er stand in selbst gestricktem Pullover und dunkelblauer Hose am Empfang, als komme er gerade vom Thanksgiving-Dinner mit der Familie. Er war ungefähr in Reachers Alter und sah – bis auf die Augen – wie ein Professor aus. Sie blickten weise und misstrauisch, als habe er schon einiges gesehen und erlebt. Er hieß Swain.

Stuyvesant machte ihn mit Neagley und Reacher bekannt und verschwand. Swain führte Reacher und Neagley durch Flure, die sie noch nicht kannten, in sein Reich – eine Kombination aus Bibliothek und Vortragsraum. Hier stand ein Dutzend Stühle vor einem Rednerpult, und drei der Wände bedeckten Bücherregale. Vor der vierten Wand befand sich eine Reihe von Glaskabinen mit je einem Computerarbeitsplatz. Jeder PC war mit einem eigenen Drucker ausgestattet.

»Ich bin darüber informiert, was das FBI vermutet«, sagte Swain.

»Glauben Sie's?«, fragte Reacher.

Swain zuckte mit den Schultern.

»Ja oder nein?«, wollte Reacher wissen.

»Unmöglich ist es nicht, denke ich«, sagte Swain. »Aber ich halte es nicht für wahrscheinlich. Nicht wahrscheinlicher, als dass diese Männer ehemalige FBI-Agenten sind. Oder *aktive*. Als Dienst sind wir besser als sie. Vielleicht versuchen sie, uns ein Bein zu stellen.«

»Glauben Sie, dass wir in dieser Richtung ermitteln sollten?«

»Sie sind Joe Reachers Bruder, stimmt's?«

Reacher nickte.

»Ich habe mit ihm zusammengearbeitet«, sagte Swain. »Vor einer Ewigkeit.«

»Und?«

»Er war ein Freund spontaner Beobachtungen.«

»Das bin ich auch«, sagte Reacher. »Hätten Sie welche beizutragen?«

»Mein Job ist rein akademisch«, antwortete Swain. »Verstehen Sie?

Ich bin nur Forscher, eigentlich Wissenschaftler, und hier, um zu analysieren.«

»Und?«

»Dieser Fall unterscheidet sich auffällig von allen anderen, die ich kenne. Der Hass tritt sehr deutlich zutage. Attentate lassen sich in zwei Gruppen einteilen: ideologische oder funktionelle. Ein funktionelles Attentat ist eins, das dazu dient, einen Menschen aus bestimmten politischen oder wirtschaftlichen Gründen zu beseitigen. Ein ideologisches hingegen ist eins, bei dem man einen

Kerl ermordet, weil man ihn hasst. Im Lauf der Jahre hat es jede Menge Attentatsversuche aus beiden Gründen gegeben. Ich darf mich nicht zu Einzelheiten äußern, aber ich kann Ihnen versichern, dass die meisten nicht sehr weit kommen und bei praktisch allen ziemlich viel Hass im Spiel ist. Im Allgemeinen ist er jedoch gut verborgen, bleibt auf der Verschwörerebene.

Wir bekommen immer nur das Resultat zu sehen. Aber diesmal schlägt uns blanker Hass entgegen. Diese Männer haben sich viel Mühe gegeben und eine Menge riskiert, damit wir alles darüber erfahren.«

»Und was schließen Sie daraus?«

»Ich finde nur, dass die Anfangsphase außergewöhnlich war. Die Mitteilungen. Denken Sie an die Risiken und welcher Aufwand nötig war, um diese Risiken zu minimieren. Sie haben unglaublich viel Energie aufgewandt. Also vermute

ich, dass dieser Aufwand ihnen gerechtfertigt erschien.«

»Aber das war er nicht«, warf Neagley ein. »Armstrong hat nie einen ihrer Drohbriefe zu sehen bekommen. Sie haben ihre Zeit vergeudet.«

»Schlichte Unkenntnis«, sagte Swain. »Haben *Sie* gewusst, dass wir niemals mit unseren Schützlingen über eingehende Drohungen sprechen?«

»Nein«, sagte Neagley. »Ich war überrascht.«

»Jeder ist überrascht«, sagte Swain. »Diese Männer dachten, sie kämen direkt an ihn heran. Deshalb bin ich davon überzeugt, dass diese Sache persönlich gemeint ist. Gegen ihn gerichtet, nicht gegen uns.«

»Das sind wir auch«, bestätigte Reacher. »Haben Sie einen bestimmten Grund?«

»Sie werden mich für naiv halten«, erwiderte Swain. »Aber ich glaube nicht, dass jemand, der bei uns arbeitet oder gearbeitet hat, die beiden anderen Armstrongs ermordet hätte. Nicht einfach so.«

Reacher zuckte mit den Schultern. »Vielleicht sind Sie naiv. Oder auch nicht. Aber das spielt keine Rolle. Wir glauben das auch nicht.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Der Bindestrich in der zweiten Mitteilung.«

»Der Bindestrich?«, fragte Swain. Er überlegte einen Moment. »Ja, ich verstehe. Einleuchtend, aber Ihre Annahme basiert doch sehr auf Indizien, finden Sie nicht auch?«

»Vielleicht. Wir gehen jedenfalls davon aus, dass diese Sache persönlich gemeint ist.«

»Okay, aber warum? Die einzig plausible Antwort ist, dass sie ihn abgrundtief hassen. Sie wollten ihn erst verspotten, ängstigen und leiden lassen. Ihnen genügt es nicht, ihn nur zu erschießen.«

»Wer sind sie also? Wer hasst ihn so sehr?«

Swain machte eine Handbewegung, als schiebe er diese Frage beiseite.

»Noch etwas«, sagte er. »Das mag etwas abwegig klingen, aber ich glaube, dass wir falsch gezählt haben. Wie viele Mitteilungen sind eingegangen?«

»Sechs«, antwortete Reacher.

»Nein«, sagte Swain. »Ich glaube, dass es sieben waren.«

»Wo ist die siebte?«

»Nendick«, erklärte Swain. »Ich vermute, dass

Nendick, der die zweite Mitteilung überbracht hat, *selbst* die dritte war. Sehen Sie, Sie sind hier aufgekreuzt und haben sich achtundvierzig Stunden später Nendick geschnappt. Aber mit Verlaub: Auch wir hätten ihn früher oder später gefasst. Das war unvermeidlich. Waren es nicht die Raumpfleger, mussten die Überwachungsvideos manipuliert worden sein. Also hätten wir auch diesen Schluss gezogen. Und was hätte uns dort erwartet? Nendick war nicht nur der Überbringer einer Botschaft, er war *selbst* eine Message. Er sollte beweisen, wozu diese Kerle imstande waren. Wäre Armstrong von Anfang an über alles informiert gewesen, hätte ihn das ziemlich schockieren müssen.«

»Dann waren es insgesamt neun Mitteilungen«, gab Neagley zu bedenken. »Nach diesem Prinzip müssten wir auch die Morde in Minnesota und Colorado einbeziehen.«

»Unbedingt«, pflichtete ihr Swain bei. »Sie

verstehen, was ich meine? Alles sollte Angst erzeugen. Jeder einzelne Schritt. Nehmen wir mal an, Armstrong *wäre* von Anfang an informiert worden. Er bekommt die erste Mitteilung, er macht sich Sorgen. *Wir* erhalten die zweite Mitteilung, er macht sich noch mehr Sorgen. Wir stellen fest, wie sie hergekommen ist, und er fängt an, sich besser zu fühlen. Aber nein, die Sache wird noch schlimmer, weil wir Nendick vor Angst gelähmt vorfinden. Dann wird eine Demonstration seiner Verwundbarkeit angedroht, die seine Sorgen weiter verstärkt. Anschließend findet die angekündigte Demonstration statt, und er ist über ihre Brutalität erschüttert.«

Reacher schwieg, starrte auf den Boden.

»Sie finden, ich sei zu analytisch«, sagte Swain.

Reacher schüttelte den Kopf, sah weiter zu Boden. »Nein, ich glaube, dass ich zu wenig analytisch war. Wahrscheinlich. Denn welchen

Zweck haben die Daumenabdrücke?«

»Die sind eine Herausforderung anderer Art«, antwortete Swain.

»Sie sind Prahlerei. Ein Puzzle, ein höhnisches: *Mich erwischt ihr nie!* «

»Wie lange haben Sie mit meinem Bruder zusammengearbeitet?«

»Fünf Jahre. In Wirklichkeit habe ich *für ihn* gearbeitet. *Mit ihm* sage ich, in der Hoffnung, dadurch etwas Status zu gewinnen.«

»War er ein guter Boss?«

»Er war ein großartiger Boss«, sagte Swain. »Überhaupt ein großartiger Mensch.«

»Und er hat Diskussionsrunden veranstaltet, bei denen er zu spontanen Beobachtungen aufgefordert hat?«

Swain nickte. »Die haben Spaß gemacht. Jeder durfte alles sagen.«

»Hat er selbst mitgemacht?«

»Er war ein ausgesprochener Querdenker.«

Reacher sah auf. »Sie haben vorhin gesagt, jede einzelne Sache ziele nur darauf ab, Angst zu erzeugen, und die Daumenabdrücke seien eine Herausforderung anderer Art. Also ist doch nicht alles gleich, stimmt's? Irgendwas ist anders.«

Swain zuckte mit den Schultern. »Auch das ließe sich umdeuten. Die Daumenabdrücke erzeugen die Angst, dass diese Typen zu clever sind, um geschnappt zu werden. Eine andere Art Angst, aber trotzdem *Angst*.«

Reacher schwieg eine Weile, überlegte.

»Okay, ich gebe nach«, sagte er dann. »Endlich. Ich werde jetzt wie Joe. Ich trage seine Anzüge.

Ich habe mit seiner Freundin geschlafen.

Ich begegne immer wieder seinen ehemaligen Kollegen. Deshalb werde ich jetzt wie er eine ungewöhnliche Querdenkerbemerkung machen.«

»Nämlich?«, fragte Neagley.

»Ich glaube, wir haben etwas übersehen«, sagte Reacher. »Sind einfach daran vorbeigeschlittert.«

»Woran?«

»Mir gehen alle möglichen verrückten Bilder durch den Kopf. Zum Beispiel, wie Stuyvesants Sekretärin am Schreibtisch arbeitet.«

»Und was tut?«

»Ich denke, wir haben die Sache mit dem Daumenabdruck genau falsch herum interpretiert. Wir sind die ganze Zeit davon ausgegangen, sie wüssten, dass er nirgends gespeichert ist. Aber

vermutlich ist diese Ansicht völlig verkehrt, und genau das Gegenteil ist richtig. Sie haben damit gerechnet, er *würde* gespeichert sein.«

»Warum?«

»Weil der Daumenabdruck genau denselben Zweck wie die Sache mit Nendick erfüllen sollte. Ich habe heute mit einem Uhrmacher gesprochen. Er hat mir gesagt, wo Squalin herkommt.«

»Aus Haifischlebern«, sagte Neagley.

»Und von Menschennasen«, ergänzte Reacher. »Dasselbe Zeug.

Der fettige Talg neben den Nasenflügeln ist Squalin. Genau die gleiche Zusammensetzung.«

»Und?«

»Ich glaube, dass diese Männer etwas riskiert und dabei Pech gehabt haben. Nehmen wir mal an, du

suchst dir irgendeinen Mann von sechzig oder siebzig Jahren aus. Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass ihm wenigstens einmal in seinem Leben die Fingerabdrücke abgenommen werden?«

»Ziemlich hoch«, sagte Neagley. »Allen Einwanderern werden die Fingerabdrücke abgenommen. Ist er geborener Amerikaner, wäre er für Korea oder Vietnam gemustert worden und hätte seine Fingerabdrücke abgeben müssen, selbst wenn er nie dort gedient hätte. Und sie wären ihm abgenommen worden, wenn er je verhaftet worden oder im Staatsdienst beschäftigt gewesen wäre.«

»Oder bei manchen Privatfirmen«, fügte Swain hinzu. »Viele verlangen Fingerabdrücke. Banken, Warenhäuser, solche Leute.«

»Okay«, sagte Reacher, »meine Überlegung lautet folgendermaßen: Ich vermute, dass der Daumenabdruck von keinem der Kerle selbst

stammt, sondern von jemand anderem. Von irgendeinem unbeteiligten Außenstehenden, den sie willkürlich ausgewählt haben. Und er sollte uns direkt *zu* diesem jemand führen.«

Neagley starrte Reacher an.

»Wozu?«, fragte sie.

»Damit wir einen weiteren Nendick finden würden«, erklärte er. »Der Daumenabdruck war *auf* jeder Mitteilung, und der Kerl, von dem er stammte, *war* eine Message, genau wie Swain von Nendick behauptet.

Wir sollten dem Daumenabdruck nachgehen, den Mann aufspüren und eine exakte Kopie der Nendicksituation vorfinden. Irgendein verängstigtes Opfer, das zu viel Angst hat, um den Mund aufzumachen und uns irgendetwas zu verraten. Eine indirekte Message. Aber aus purem

Zufall sind unsere Kerle an jemanden geraten, der seine Fingerabdrücke niemals abgeben musste. Deshalb haben wir ihn nicht gefunden.«

»Aber es waren sechs schriftliche Mitteilungen«, sagte Swain.

»Zwischen dem Datum, an dem sie die Erste als Brief aufgegeben haben, und dem Datum, an dem sie die Letzte in Froelichs Haus hinterließen, dürften zwanzig Tage liegen. Was bedeutet das also? Dass alle Mitteilungen auf Vorrat geschrieben wurden? Das dürfte doch etwas zu viel Vorausplanung erfordert haben.«

»Möglich ist's trotzdem«, meinte Neagley. »Sie könnten Dutzende von Varianten gedruckt haben – für jede Eventualität eine.«

»Nein«, widersprach Reacher. »Ich glaube, dass sie die Dinger nach Bedarf gedruckt haben und dafür gesorgt haben, dass sie den Daumenabdruck ständig zur Verfügung hatten.«

»Aber wie?«, fragte Swain. »Sie haben irgendeinen Kerl entführt und als Geisel genommen? Halten ihn irgendwo gefangen? Schleppen ihn überall mit sich herum?«

»Kann nicht funktionieren«, entgegnete Neagley. »Wie sollen wir ihn aufspüren, wenn er nicht zu Hause ist?«

»Doch, er ist zu Hause«, sagte Reacher. »Aber sein Daumen nicht.«

Niemand sprach.

»Werfen Sie Ihren Computer an«, sagte Reacher. »Suchen Sie im NCIC nach dem Wort *Daumen*.«

»In Sacramento haben wir eine große Außenstelle«, sagte Bannon.

»Drei Agenten sind bereits unterwegs. Auch ein Arzt. In einer Stunde wissen wir mehr.«

Diesmal war Bannon zu ihnen gekommen. Sie saßen im Konferenzraum des Secret Service. Stuyvesant am Kopfende des Tischs, Reacher, Neagley und Swain nebeneinander auf einer Seite, Bannon allein auf der anderen.

»Eine bizarre Idee«, meinte Bannon. »Was würden sie damit tun?

Ihn in einer Tiefkühltruhe aufbewahren?«

»Wahrscheinlich«, antwortete Reacher. »Ihn ein bisschen auftauen lassen, an ihrer Nase entlangreiben und dann aufs Papier drücken.

Genau wie Stuyvesants Sekretärin ihren Stempel. Im Lauf der Zeit trocknet er vermutlich etwas aus, sodass der Squalinanteil höher wird.«

»Was folgert daraus?«, fragte Stuyvesant. »Vorausgesetzt, dass Sie Recht haben.«

Reacher verzog das Gesicht. »Wir müssen eine ursprüngliche Annahme revidieren. Ich vermute jetzt, dass die Fingerabdrücke beider Männer gespeichert sind und sie deshalb beide Latexhandschuhe getragen haben.«

»Zwei Abtrünnige«, sagte Bannon.

»Nicht unbedingt unsere Leute«, warf Stuyvesant ein.

»Dann erklären Sie mir die anderen Faktoren«, forderte Bannon ihn auf.

Stuyvesant schwieg. Bannon zuckte mit den Schultern.

»Kommen Sie«, sagte er. »Wir haben eine Stunde Zeit. Und ich will keine falsche Spur verfolgen. Überzeugen Sie mich also. Beweisen Sie mir, dass dies Privatpersonen sind, die es auf Armstrong persönlich abgesehen haben.«

Stuyvesant sah zu Swain hinüber, aber der schwieg.

»Die Zeit verrinnt«, bemerkte Bannon.

»Dies ist nicht der richtige Ort«, sagte Swain.

Bannon lächelte. »Was, Sie reden wohl nur vor eigenen Leuten?«

Schweigen.

»Ihre Argumentation verfängt nicht«, sagte Bannon. »Ich meine, wer macht sich schon etwas aus einem Vizepräsidenten? Der ist ein Niemand. Wie war das mit dem Eimer voll warmer Spucke?«

»Es war ein Krug«, korrigierte Swain ihn. »John Nance Garner hat gesagt, der Vizepräsident sei keinen Krug voll warmer Spucke wert. Er hat ihn auch den Reservereifen des Regierungsautos genannt. Garner war Franklin D. Roosevelts erster

Mitkandidat. John Adams hat die Position als das unbedeutendste Amt bezeichnet, das die Menschheit je erfunden habe, und er war der erste amerikanische Vizepräsident.«

»Wer könnte also auf einen Reservereifen oder einen Krug voll Spucke schießen wollen?«

»Lassen Sie mich von vorn anfangen«, sagte Swain. »Was tut ein Vizepräsident?«

»Er sitzt herum«, erwiderte Bannon. »Hofft, dass die Nummer eins stirbt.«

Swain nickte. »Jemand anders hat mal gesagt, der Job des Vizepräsidenten bestehe nur daraus, warten zu können. Falls der Präsident stirbt, ist er gefordert, klar. Aber noch öfter wartet er auf seine eigene Nominierung in acht Jahren. Aber welchen Zweck erfüllt der Vizepräsident kurzfristig?«

»Weiß der Teufel«, sagte Bannon.

»Er ist dazu da, ein Kandidat zu sein«, fuhr Swain fort. »Das ist das Fazit. Seine politische Lebensdauer reicht vom Sommer, in dem er seine Kandidatur erklärt, bis zum Wahltag. Er ist höchstens vier bis fünf Monate nützlich. Anfangs wirkt er als belebendes Element für den Wahlkampf. Bis zum Sommer finden alle Wähler die Präsidentschaftskandidaten todlangweilig. Deshalb bringen die vorgesehenen Vizepräsidenten neuen Schwung in die Debatte. Plötzlich haben wir alle ein neues Thema, über das wir reden, neue Leute, die wir analysieren können. Wir überprüfen ihre Qualitäten, ihre bisherigen Erfolge. Wir überlegen, wie gut sie die Nummer eins ergänzen. Das ist ihre primäre Funktion. Ausgleich und Kontrast. Was der Präsidentschaftskandidat nicht ist, *ist* der vorgesehene Vizepräsident – und umgekehrt. Jung, alt, flott, langweilig, Nordstaatler, Südstaatler, dumm, clever, hart, weich, reich, arm.«

»Schon verstanden«, meinte Bannon.

»Er erfüllt seinen Zweck also schon durch seine Existenz«, sagte Swain. »Anfangs besteht er nur aus einem Foto und einer Biografie. Er ist eine *Idee*. Dann beginnen seine Aufgaben. Er muss ein guter Wahlkämpfer sein, versteht sich. Weil er da ist, um den Kampfhund zu spielen. Er muss imstande sein, Dinge zu sagen, die der Präsidentschaftskandidat nicht selbst sagen darf. Sieht das Wahlkampfkonzept einen Angriff oder eine Schmähkritik vor, wird dazu der Kandidat fürs Amt des Vizepräsidenten vorgeschickt. Gleichzeitig steht der Präsidentschaftskandidat anderswo herum und mimt den großen Staatsmann.

Dann wird gewählt, der Präsidentschaftskandidat siedelt ins Weiße Haus über und der Vizepräsident kommt in die Besenkammer. Seine Nützlichkeit endet am ersten Dienstag im November.«

»Hat Armstrong sich auf diese Dinge verstanden?«

»Sehr gut sogar. Tatsächlich war er ein höchst aggressiver Wahlkämpfer, aber das hat ihm nie geschadet, weil er immer sein nettes Lächeln zur Schau getragen hat. In Wirklichkeit war er absolut tödlich.«

»Und Sie glauben, dass er genügend Leuten auf die Zehen getreten ist, um dafür ermordet zu werden?«

Swain nickte. »Daran arbeite ich im Augenblick. Ich analysiere jede Rede und jeden Kommentar, setze seine Angriffe in Bezug zum Profil der Leute, die er angegriffen hat.«

»Das Timing ist überzeugend«, sagte Stuyvesant. »Dagegen gibt's nichts zu sagen. Er war sechs Jahre lang Abgeordneter und weitere sechs Jahre Senator und hat in dieser Zeit kaum einmal einen bösen Brief bekommen. Diese ganze Sache muss durch ein Ereignis in jüngster Vergangenheit

ausgelöst worden sein.«

»Und in diese letzte Zeit fällt sein Wahlkampf«, stellte Swain fest.

»Nichts in seiner weit zurückliegenden Vorgeschichte?«, fragte Bannon.

Swain schüttelte den Kopf. »Die haben wir gleich mehrfach überprüft«, antwortete er. »Die erste Informationsquelle war unmittelbar vor seiner Nominierung Ihr eigener FBI-Bericht. Wir besitzen ein Exemplar davon, und er enthält nichts Negatives. Dann haben wir das Dossier ausgewertet, das die Opposition in seinen drei bisherigen Wahlkämpfen über ihn zusammengestellt hat. Diese Leute graben weit mehr Dinge aus als Ihre. Und er ist clean.«

»Quellen in North Dakota?«

»Nichts«, sagte Swain. »Wir haben natürlich mit allen dortigen Zeitungen gesprochen. Die

Lokalpresse weiß alles, aber gegen den Mann gab es nichts vorzubringen.«

»Also war's der Wahlkampf«, konstatierte Stuyvesant. »Er hat irgendjemanden gegen sich aufgebracht.«

»Jemanden, der Secret-Service-Waffen besitzt«, sagte Bannon.

»Jemanden, der von der Schnittstelle zwischen Secret Service und FBI weiß und auch, dass man dem Vizepräsidenten nichts mit der Post schicken kann, ohne dass es zunächst beim Secret Service landet. Jemanden, der Froelichs Adresse gekannt hat. Schon mal vom Ententest gehört? Wenn etwas wie eine Ente aussieht, wie eine Ente quakt, wie eine Ente watschelt?«

Stuyvesant gab keine Antwort. Bannon sah auf seine Uhr, holte sein Handy heraus und legte es vor sich auf den Tisch.

»Ich bleibe bei meiner Theorie«, erklärte er. »Allerdings gehören für mich jetzt beide Typen zu Ihren Leuten. Das heißt, wenn dieses Telefon klingelt und Reacher Recht behält.«

In diesem Augenblick klingelte das Handy. Als Klingelton hatte er die quäkende Wiedergabe irgendeiner berühmten Ouvertüre gewählt. In der feierlichen Stille des Konferenzraums klang sie geradezu lächerlich. Er griff nach seinem Handy und schaltete es ein. Das Gedudel verstummte. Jemand musste *Boss?* gesagt haben, denn er sagte *yeah* und hörte kurz zu. Dann schaltete er das Handy aus und steckte es wieder in die Jackentasche.

»Sacramento?«, fragte Stuyvesant.

»Nein«, antwortete Bannon. »Ortsgespräch. Sie haben das Gewehr gefunden.«

Sie fuhren ohne Swain ins FBI-Labor im Hoover Building. Dort versammelte sich ein Team von

Fachleuten. Alle sahen Swain sehr ähnlich: Akademiker- und Gelehrtentypen, die an ihren Arbeitsplatz beordert worden waren. Sie sahen wie Familienväter aus, die damit gerechnet hatten, den Rest des Tages vor dem Fernseher zu verbringen. Einige hatten sich schon ein paar Biere genehmigt. Das war klar. Neagley kannte einen von ihnen vage von ihrem Praktikum, das sie vor Jahren in einem FBI-Labor absolviert hatte.

»War's ein Vaime Mk2?«, fragte Bannon.

»Eindeutig«, sagte einer der Techniker.

»Seriennummer dran?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Mit Säure abgeätzt.«

»Lässt sich da irgendwas machen?«

Der Mann schüttelte erneut den Kopf. »Nein«, sagte er. »Wäre die Nummer eingeschlagen,

könnten wir im Stahl darunter genügend beschädigte Kristalle finden, um die Nummer zu rekonstruieren, aber Vaime schlägt die Nummern nicht ein, sondern graviert sie ein. Da lässt sich nichts machen.«

»Wo ist das Gewehr jetzt?«

»Wir bedampfen es, um vielleicht Fingerabdrücke zu finden«, antwortete der Mann. »Aber das ist aussichtslos. Unter dem Fluoroskop war nichts zu sehen. Auch unter dem Laser nicht. Es ist abgewischt worden.«

»Wo hat man es gefunden?«

»Im Lagerhaus. Hinter der Tür eines der Räume im zweiten Stock.«

»Sie müssen dort drinnen gewartet haben«, sagte Bannon.

»Vielleicht fünf Minuten lang, um dann zu

verschwinden, als das Durcheinander am größten war. Cool!«

»Patronenhülsen?«, fragte Neagley.

»Keine«, sagte der Techniker. »Sie müssen die Hülsen eingesammelt haben. Aber wir sind im Besitz aller vier Kugeln. Die drei von heute sind durch Einschläge in Mauern deformiert, aber die aus Minnesota ist intakt. Der schlammige Boden hat sie vor der Zerstörung bewahrt.«

Er trat an einen Arbeitstisch, auf dem man die Geschosse auf einem sauberen weißen Blatt Einwickelpapier aufgereiht hatte. Drei von ihnen waren beim Aufschlag zu unförmigen Klumpen deformiert worden. Eines, und zwar das, welches Armstrong verfehlt und die Mauer getroffen hatte, war sauber. Zwei der beiden anderen waren mit schwarzen Spuren von Crosettis Gehirnmasse beziehungsweise Froelichs Blut überzogen. Die Überreste menschlichen Gewebes hatten sich auf

den Kupferummantelungen abgelagert und waren auf ihrer heißen Oberfläche zu charakteristischen Spitzenmustern eingebrannt. Dann waren diese Muster zerstört worden, als die Kugeln weitergeflogen waren und auf harte Oberflächen trafen. In Froelichs Fall war das die Hofmauer gewesen, in dem von Crosetti vermutlich eine Innenwand des Treppenhauses. Die Kugel aus Minnesota sah dagegen neu aus. Beim Eindringen in den schlammigen Boden war sie blank gescheuert worden.

»Holt das Gewehr«, befahl Bannon.

Als das Vaime Mk2 aus dem Labor gebracht wurde, roch es noch nach den Leimdämpfen, denen es ausgesetzt worden war, um auf diese Weise vielleicht verborgene Fingerabdrücke zu entdecken. Es war eine klobige, undramatische Waffe, mit mattschwarzer Kunstharzfarbe überzogen, wie sie die Fabrik verlassen hatte. Sie besaß einen kurzen, gedrungenen Verschlusshebel

und einen relativ kurzen Lauf, der durch den dicken Schalldämpfer erheblich verlängert wurde. Auf den Lauf war ein Zielfernrohr aufgeschraubt.

»Das ist das falsche Zielfernrohr«, stellte Reacher fest. »Es ist ein Hensoldt. Vaime verwendet Bushnell-Zielfernrohre.«

»Yeah, man hat es modifiziert«, sagte einer der Techniker. »Das haben wir bereits vermerkt.«

»Von der Fabrik?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht«, antwortete er.

»Gute Arbeit, aber nicht ganz Fabrikstandard.«

»Was bedeutet das also?«, fragte Bannon.

»Weiß ich nicht genau«, sagte Reacher.

»Ist ein Hensoldt besser als ein Bushnell?«

»Eigentlich nicht. Beide sind gute Zielfernrohre. Wie BMW und Mercedes. Wie Canon und Nikon.«

»Trotzdem könnte jemand eine bestimmte Vorliebe haben?«

»Nicht jemand im Staatsdienst«, entgegnete Reacher. »Was würden Sie zum Beispiel sagen, wenn einer Ihrer Tatortfotografen zu Ihnen käme und statt seiner Nikon eine Canon verlangen würde?«

»Ich würde ihn wahrscheinlich zum Teufel schicken.«

»Genau. Er arbeitet mit dem, was er hat. Deshalb kann ich mir nicht vorstellen, dass jemand zum Waffenmeister seiner Dienststelle geht und ihn auffordert, ein Bushnell für tausend Dollar zu verschrotten, nur weil einem ein Hensoldt für tausend Dollar besser gefällt.«

»Wozu also der Umbau?«

»Weiß ich nicht genau«, wiederholte Reacher. »Vielleicht war es kaputt. Lässt man ein Scharfschützengewehr fallen, kann man das Zielfernrohr sehr leicht beschädigen. Aber ein staatlicher Büchsenmacher hätte wieder ein Bushnell draufgesetzt. Großabnehmer kaufen nicht nur die Gewehre ein, sie bestellen auch gleich kistenweise Ersatzteile.«

»Und wenn Zielfernrohre knapp würden? Wenn viele beschädigt worden wären?«

»Dann könnten sie ein Hensoldt nehmen, vermute ich. Hensoldts gehören im Allgemeinen zu SIG-Gewehren. Sie müssen noch mal in Ihren Listen nachsehen. Stellen Sie fest, ob jemand Vaimes und SIGs für seine Scharfschützen anschafft.«

»Hat das SIG auch einen Schalldämpfer?«

»Nein«, sagte Reacher.

»Da haben wir's«, meinte Bannon. »Irgendeine Dienststelle braucht zwei Arten von Scharfschützengewehren, deshalb kauft sie Vaimes mit und SIGs ohne Schalldämpfer. Also liegen in den Ersatzteilkisten zwei Arten von Zielfernrohren. Gehen ihnen die Bushnells aus, verwenden sie Hensoldts.«

»Möglich«, sagte Reacher. »Trotzdem sollten Sie Nachforschungen anstellen und ausdrücklich danach fragen, ob jemand ein Vaime Mk2

mit einem Hensoldt nachgerüstet hat. Und wenn das nicht der Fall ist, sollten Sie kommerzielle Büchsenmacher befragen. Fangen Sie mit den teuren an. Dies sind seltene Stücke. Das könnte wichtig sein.«

Stuyvesant starrte in die Ferne. Er wirkte sorgenvoll.

»Ist was?«, fragte Reacher.

Stuyvesants Blick kehrte aus der Ferne zurück. Er schüttelte ein wenig deprimiert den Kopf.

»Wir haben SIGs gekauft, fürchte ich«, sagte er leise. »Vor ungefähr fünf Jahren haben wir einen Posten SG550 beschafft. Halbautomatische Waffen ohne Schalldämpfer als alternative Option. Aber wir verwenden sie kaum, weil sie wegen der Halbautomatik in räumlich beengten Situationen etwas unpräzise sind. Sie bleiben meist in der Waffenkammer. Wir benützen praktisch nur noch Vaimes. Deshalb sind die Kisten mit SIG-Ersatzteilen bestimmt noch voll.«

Im Raum herrschte einen Augenblick lang Schweigen. Dann klingelte Bannons Handy wieder. Er schaltete es ein, sagte *yeah* und hörte zu.

»Ich verstehe«, sagte er. Hörte wieder zu.

»Ist der Arzt derselben Meinung?«, fragte er. Hörte weiter zu.

»Ich verstehe«, sagte er und lauschte.

»Kann ich mir denken«, sagte er und lauschte wieder.

»Zwei?«, fragte er und lauschte erneut.

»Okay«, beendete er das Gespräch und schaltete das Handy aus.

»Mitkommen«, befahl er knapp. Er war blass geworden.

Stuyvesant, Reacher und Neagley folgten ihm zum Aufzug, der sie nach oben in den Konferenzraum brachte. Bannon setzte sich ans Kopfende des Tischs, während die anderen am unteren Ende Platz nahmen, als wollten sie instinktiv auf Distanz zu der Mitteilung gehen, die er erhalten hatte. Draußen war es inzwischen dunkel geworden.

Der Thanksgiving Day neigte sich seinem Ende entgegen.

»Er heißt Andretti«, begann Bannon. »Dreiundsiebzig, gelernter Tischler, ehemaliger Feuerwehrmann. Er hat zwei Enkelinnen. Mit denen ist er unter Druck gesetzt worden.«

»Redet er?«, entgegnete Neagley.

»Teilweise«, sagte Bannon. »Er scheint aus etwas härterem Holz geschnitzt zu sein als Nendick.«

»Wie ist's also abgelaufen?«

»Seit seiner Zeit als Feuerwehrmann ist er Stammgast in einer Bar in Sacramento, in der hauptsächlich Cops verkehren. Dort hat er zwei Männer kennen gelernt.«

»Cops?«, fragte Reacher.

»Copähnlich«, sagte Bannon. »So hat er sie beschrieben. Sie sind ins Gespräch gekommen, haben sich gegenseitig Familienfotos gezeigt, darüber geredet, wie schlecht die Welt ist und

wozu sie bereit wären, um ihre Angehörigen vor ihr zu schützen. Das habe sich allmählich so ergeben, sagt er.«

»Und?«

»Dann wollte er nicht weiterreden, aber unser Arzt hat sich seine linke Hand angesehen. Der Daumen war chirurgisch entfernt worden.

Nun, nicht wirklich *chirurgisch*. Irgendwo zwischen abgetrennt und abgehackt, meint der Arzt. Aber jemand hat zumindest versucht, saubere Arbeit zu leisten. Andretti ist bei seiner Story von einem angeblichen Arbeitsunfall geblieben. Unser Arzt hat ihm klipp und klar erklärt, ihm kein Wort zu glauben. Daraufhin hat Andretti, dem es offenbar gefallen hat, dass ihm widersprochen wurde, noch ein wenig mehr erzählt.«

»Und?«

»Er lebt allein. Witwer. Die beiden Copähnlichen

Kerle haben es irgendwie geschafft, sich von ihm nach Hause einladen zu lassen. Sie fragten ihn, was er täte, um seine Angehörigen zu schützen. Was würden Sie *tun*? Wie weit würden Sie gehen? Anfangs waren das nur rhetorische Fragen, aber dann sind sie sehr schnell zur Sache gekommen. Sie erklärten ihm, er müsse seinen Daumen oder seine Enkelinnen hergeben. Er habe die Wahl. Sie hielten ihn fest und trennten ihm den Daumen ab. Dann nahmen sie ein Familienfoto und sein Adressbuch mit. Sagten ihm, sie wüssten jetzt, wie seine Enkelinnen aussehen und wo sie wohnen. Drohten ihm, die Mädchen umzubringen, wenn er nicht dichthalte. Und das hat er ihnen natürlich geglaubt. Sie nahmen aus seiner Küche eine Kühltasche mit Eiswürfeln mit, um den Daumen zu transportieren. Dann sind sie verschwunden, und er hat sich ins Auto gesetzt und ist selbst ins Krankenhaus gefahren.«

Schweigen im Raum.

»Beschreibung der Täter?«, fragte Stuyvesant.

Bannon schüttelte den Kopf. »Zu verängstigt«, sagte er. »Meine Leute haben davon gesprochen, die ganze Familie ins Zeugenschutzprogramm aufzunehmen. Aber er wird nicht anbeißen. Das war alles, was wir aus ihm herausbekommen werden, fürchte ich.«

»Spurensuche in seinem Haus?«

»Andretti hat es gründlich geputzt. Sie haben ihn dazu gezwungen.

Ihn dabei beaufsichtigt.«

»Was ist mit der Bar? Hat ihn dort jemand im Gespräch mit den Männern beobachtet?«

»Wir fragen natürlich nach. Aber das Ganze liegt fast sechs Wochen zurück. Erwarten Sie sich nicht zu viel davon.«

Wieder Schweigen.

»Reacher?«, sagte Neagley.

»Was?«

»Was denkst du?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Ich denke an Dostojewski«, antwortete er. »Ich habe gestern ein Exemplar von *Schuld und Sühne* gefunden, das ich Joe zum Geburtstag geschenkt hatte. Ich erinnere mich, dass ich ihm eigentlich *Die Brüder Karamasow* schicken wollte, dann aber davon abgekommen bin. Hast du diesen Roman mal gelesen?«

Neagley schüttelte den Kopf.

»Darin geht's auch um die Verbrechen der Türken

in Bulgarien«, erklärte er. »Morde, Vergewaltigungen und Plünderungen waren an der Tagesordnung. Sie haben morgens Gefangene gehängt, die sie in der letzten Nacht ihres Lebens mit den Ohren an einen Zaun genagelt hatten. Sie haben Babys in die Luft geworfen und mit Bajonetten aufgespießt. Sie haben behauptet, das Beste daran sei, es vor den Augen der Mütter zu tun. Das alles hat Iwan Karamasow gründlich desillusioniert. *Kein Tier könnte je so grausam wie ein Mensch sein, so kunstvoll, so künstlerisch grausam,* hat er gesagt. Dann hab ich daran gedacht, wie diese Männer Andretti gezwungen haben, unter ihrer Aufsicht sein Haus zu putzen. Ich nehme an, dass er nur einhändig arbeiten konnte. Er muss schrecklich gelitten haben. Dostojewski hat seine Gefühle in einem Roman ausgedrückt. Ich besitze nicht sein Talent, deshalb will ich diese Verbrecher aufspüren und ihnen auf meine Weise begreiflich machen, dass sie sich auf einem falschen Weg befinden.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Sie viel lesen«, sagte Bannon.

»Es geht so«, sagte Reacher.

»Und ich möchte Sie vor Selbstjustiz warnen.«

»Das ist ein großes Wort für einen Special Agent.«

»Ich will jedenfalls keine Aktion auf eigene Faust.«

Reacher nickte. »Verstanden.«

Bannon lächelte. »Haben Sie das Rätsel schon gelöst?«

»Welches Rätsel?«

»Wir vermuten, dass dieses Vaime Mk2 am Dienstag in Minnesota und gestern in North Dakota war. Und heute ist es hier in Washington.

Sie haben es nicht im Flugzeug mitgenommen, das steht jedenfalls fest; denn eine auf einem Linienflug mitgeführte Langfeuerwaffe hinterlässt eine Papierspur von einer Meile Länge. Und mit dem Auto können sie in der kurzen ihnen zur Verfügung stehenden Zeit nicht gefahren sein. Also muss einer der beiden Männer mit der Heckler & Koch bewaffnet allein in Bismarck gewesen sein, während der andere mit dem Vaime von Minnesota hierher gefahren ist. Doch wenn beide Männer in Bismarck waren, müssen sie zwei Vaimes besitzen – eines dort, eines hier versteckt. Und falls sie sich dort aufgehalten hatten, aber nur ein Vaime besitzen, muss jemand es für sie von Minnesota nach Washington gebracht haben, was bedeuten würde, dass wir's nicht mit zwei, sondern drei Tätern zu tun haben.«

Niemand sprach.

»Ich will noch mal mit Swain reden«, unterbrach Reacher das Schweigen. »Ich geh zu Fuß. Das tut

mir gut.«

»Ich komm mit«, sagte Neagley.

Sie legten die halbe Meile auf der Pennsylvania Avenue nach Westen in raschem Tempo zurück. Die Nachtluft war kalt. Hoch am wolkenlosen Himmel hing eine schmale Mondsichel. Auch ein paar Sterne konnte man sehen. Kein Verkehr. Sie gingen am Federal Triangle vorbei, vor ihnen der dunkle Klotz des Treasury Building. Die Straßensperren vor dem Weißen Haus waren verschwunden. In der Stadt herrschte wieder Normalität. Als ob nichts geschehen wäre.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte Neagley.

»Ich muss mich mit der Realität abfinden«, sagte Reacher. »Ich werde alt. Geistig träger. Ich war ziemlich mit mir zufrieden, weil ich so schnell auf Nendick gekommen bin, aber ich hätte sofort auf ihn kommen müssen. Mit dem Daumenabdruck war's nicht anders. Wir haben uns stundenlang mit

diesem verdammten Abdruck beschäftigt, die unsinnigsten Vermutungen angestellt, doch die tatsächliche Absicht haben wir nie erkannt.«

»Aber letztendlich doch.«

»Und ich fühle mich wie üblich schuldig.«

»Weshalb?«

»Ich habe Froelich gesagt, sie mache ihre Sache gut«, antwortete Reacher. »Aber ich hätte ihr raten sollen, die Wachposten auf den Dächern zu verdoppeln. Ein Kerl am Dachrand, einer im Treppenhaus.

Hätte ihr das Leben retten können.«

Neagley schwieg eine Weile.

»Das war ihr Job, nicht deiner«, sagte sie. »Du brauchst dich nicht schuldig zu fühlen. Du bist nicht für die ganze Welt verantwortlich.«

Reacher schwieg.

»Und sie haben sich als Cops ausgegeben«, fuhr Neagley fort. »An zwei Wachposten wären sie ebenso leicht vorbeigekommen wie an einem. Sogar an einem *Dutzend* Posten wären sie vorbeigekommen.

Tatsächlich *sind* sie das auch. An weit mehr noch. Überall hat's von Agenten gewimmelt. Nein, das hätte niemand verhindern können.

Scheiße passiert eben.«

Reacher sagte nichts.

»Wären es zwei Posten gewesen, wären jetzt *beide* tot«, sagte Neagley. »Ein weiterer Toter hätte niemandem genützt.«

»Findest du, dass Bannon wie ein Cop aussieht?«, fragte Reacher.

»Glaubst du, dass es drei Männer sind?«, lautete Neagleys Gegenfrage.

»Nein. Todsicher nicht. Wir haben's mit zweien zu tun. Bannon übersieht etwas sehr Offensichtliches. Bei seiner Denkweise wohl eine Berufskrankheit.«

»Was übersieht er?«

»Findest du, dass er wie ein Cop aussieht?«

Neagley lächelte vage.

»Ja, und wie«, antwortete sie.

»Wahrscheinlich hat er als Cop angefangen, bevor er zum FBI gegangen ist.«

»Was lässt ihn wie einen Cop aussehen?«

»Alles. Jede Kleinigkeit. Es sitzt in seinen Poren.«

Reacher schwieg nachdenklich. Ging weiter.

»Etwas aus Froelichs aufmunternder Ansprache«, sagte er.

»Unmittelbar vor Armstrongs Ankunft. Sie hat ihre Leute gewarnt. Sie hat gesagt, es sei sehr leicht, ein bisschen wie ein Obdachloser, aber sehr schwierig, genau wie einer auszusehen. Das gilt auch für Cops, glaube ich. Nehmen wir mal an, ich hätte ein Tweedsakko, eine graue Flanellhose und feste Schuhe an und hielte eine goldene Plakette hoch. Würde ich dann wie ein Cop aussehen?«

»Ein bisschen. Aber nicht genau wie einer.«

»Aber diese Kerle sehen *genau* wie Cops aus. Ich habe einen von ihnen gesehen und mir nichts dabei gedacht. Und sie können sich überall frei bewegen, ohne angehalten zu werden.«

»Das würde vieles erklären«, meinte Neagley. »Sie haben gut in Nendicks Cop-Bar gepasst. Und

in die Andrettis auch.«

»Wie in Bannons Ententest«, sagte Reacher. »Sie sehen wie Cops aus, gehen wie sie, reden wie sie.«

»Und das wäre die Erklärung dafür, dass sie von DNA-Spuren an Briefumschlägen und der Sache mit den NCIC-Meldungen gewusst haben. Cops würden wissen, dass das FBI diese Meldungen regelmäßig durchforstet.«

»Und die Waffen. Die könnten bis hinunter zu zweitrangigen SWAT-Teams oder Scharfschützen einer State Police gelangen. Vor allem generalüberholte Waffen mit Zielfernrohren, die nicht der Standardausführung entsprechen.«

»Aber wir wissen, dass sie keine Cops sind. Du hast dir vierundneunzig Passfotos angesehen.«

»Wir wissen, dass sie keine Cops aus Bismarck sind«, sagte Reacher. »Vielleicht sind sie von

woanders her.«

Swain wartete auf sie. Er wirkte unglücklich und sah aus wie einer, der schlechte Nachrichten zu hören erwartet und seinerseits solche mitzuteilen hat. Als er Reacher einen fragenden Blick zuwarf, nickte dieser knapp.

»Er heißt Andretti«, sagte er. »Im Prinzip dieselbe Situation wie bei Nendick. Er hält sich besser, wird aber auch nicht reden.«

Swain schwieg.

»Dieser Punkt geht an Sie«, sagte Reacher. »Sie haben die Verbindung hergestellt. Und das Gewehr war ein Vaime mit einem Zielfernrohr von Hensoldt, da wo ein Bushnell hingehört hätte.«

»Ich bin kein Spezialist für Feuerwaffen«, meinte Swain.

»Sie müssen uns sagen, was Sie über den

Wahlkampf wissen. Wer war wütend auf Armstrong?«

Swain sah weg.

»Niemand«, erklärte er. »Was ich vorhin gesagt habe, stimmt nicht.

In Wirklichkeit ist meine Analyse schon seit Tagen fertig. Klar, er hat Leute gegen sich aufgebracht, aber er hat niemandem einen Grund geliefert, ihn zu hassen. Nichts Außergewöhnliches.«

»Warum haben Sie's dann behauptet?«

»Ich wollte das FBI ablenken, das war alles. Ich glaube nicht, dass der Täter einer von uns war. Ich mag es nicht, wenn unser Dienst so herabgesetzt wird.«

Reacher schwieg.

»Ich hab's für Froelich und Crosetti getan«, fuhr Swain fort. »Sie haben Besseres verdient.«

»Sie haben also ein Gefühl und wir einen Bindestrich«, sagte Reacher. »Die meisten Fälle, für die ich bisher zuständig war, basierten auf überzeugenderen Grundlagen.«

»Was machen wir jetzt?«

»Wir suchen anderswo weiter«, erwiderte Neagley. »Gibt's keine politischen Gründe, muss es private geben.«

»Ich weiß nicht recht, ob ich Ihnen dieses Zeug zeigen darf«, sagte Swain. »Eigentlich sollte es vertraulich bleiben.«

»Steht etwas Nachteiliges darin?«

»Nein, sonst hätten Sie im Wahlkampf davon

gehört.«

»Wo liegt also das Problem?«

»Ist er seiner Frau treu?«, fragte Reacher.

»Ja«, sagte Swain.

»Ist sie ihm treu?«

»Ja.«

»Ist er finanziell koscher?«

»Ja.«

»Dann kann es nicht schaden, uns kurz Einblick zu gewähren?«

»Nein, vermutlich nicht.«

»Na, dann los.«

Sie machten sich auf den Weg durch die

rückwärtigen Korridore in die Bibliothek. Als sie dort ankamen, klingelte das Telefon. Swain nahm den Hörer ab und gab ihn an Reacher weiter.

»Für Sie«, sagte er. »Stuyvesant.«

Reacher hörte kurz zu, dann legte er auf.

»Armstrong kommt her«, erklärte er. »Er ist nervös und ruhelos und will mit jedem reden, den er auftreiben kann und der heute mit dabei war.«

Sie ließen Swain in der Bibliothek zurück und gingen in den Konferenzraum. Stuyvesant traf nur wenig später ein. Er hatte noch immer seine Golfkleidung an und Froelichs Blut an den Schuhen. Es war an den Ziernähten eingetrocknet. Er sah sichtlich erschöpft aus. Reacher hatte solche Fälle schon früher erlebt. Ein Mann bewährt sich fünfundzwanzig Jahre lang – und dann bricht an einem einzigen schrecklichen Tag alles um ihn herum zusammen. Auslöser kann ein Selbstmordattentat, ein Hubschrauberabsturz oder

ein Geheimnisverrat sein. Dann läuft die Vergeltungsmaschinerie an, und eine makellose Karriere, bis dahin stets nur mit Lob bedacht, wird mit einem Federstrich beendet, weil es für alles einen *Schuldigen* geben muss. Scheiße passiert eben – aber nie im Abschlussbericht einer offiziellen Untersuchungskommission.

»Wir werden nicht sehr viele sein«, sagte Stuyvesant. »Ich habe den meisten Leuten vierundzwanzig Stunden freigegeben und denke nicht daran, sie zurückzurufen, nur weil unser Mann nicht schlafen kann.«

Fünf Minuten später trafen zwei weitere Männer ein. Reacher erkannte den einen als Scharfschützen auf einem der Dächer und den anderen als einen vor den Serviertischen postierten Agenten. Sie nickten zur Begrüßung, wirkten müde und erschöpft und machten gleich wieder kehrt, um sich einen Kaffee zu holen. Kamen mit Plastikbechern für alle zurück.

Die Sicherheitsmaßnahmen zu Armstrongs Schutz eilten ihm voraus.

Es gab Funkverbindung mit dem Gebäude, als er noch eine Meile entfernt war. Ein weiterer Funkspruch ging ein, als er die Tiefgarage erreichte. Auch das Betreten des Aufzugs wurde gemeldet. Einer der Leibwächter betrat den Empfangsbereich und meldete, dort sei alles klar. Seine beiden Kollegen begleiteten Armstrong herein. Dieser Vorgang wiederholte sich an der Tür des Konferenzraums. Der erste Agent kam herein, sah sich um, sprach in sein Handgelenkmikrofon und ließ dann Armstrong an sich vorbei eintreten.

Er trug Freizeitkleidung, die ihm nicht stand. Eine Cordsamthose, einen gemusterten Pullover und darüber eine Wildlederjacke. Alle Farben passten zusammen, alle Materialien waren steif und neu – die erste falsche Note, die Reacher bei ihm wahrnahm. Als ob er sich gefragt hätte: *Was würde*

ein Vizepräsident anziehen?, statt einfach nach den nächstbesten Klamotten in seinem Kleiderschrank zu greifen. Er nickte allen Anwesenden ernst zu und trat an den Tisch. Sprach mit niemandem. Er wirkte verlegen. Das Schweigen dauerte an. Es wurde allmählich peinlich.

»Wie geht's Ihrer Frau, Sir?«, fragte der Scharfschütze.

Eine diplomatische Frage, dachte Reacher. Über die Gefühle eines anderen Menschen zu sprechen war immer einfacher, als über die eigenen zu reden. Sie war kollegial, denn sie besagte *: Wir sind hier alle Insider, deshalb wollen wir über jemanden reden, der das nicht ist.*

Und: *Jetzt haben Sie Gelegenheit, uns dafür zu danken, dass wir ihr das Leben gerettet haben – und Ihnen auch.*

»Sie ist sehr erschüttert«, sagte Armstrong. »Das

war eine schreckliche Sache. Sie möchte, dass Sie wissen, wie Leid ihr alles tut. Tatsächlich hat sie mir die Hölle heiß gemacht. Sie meint, dass ich kein Recht habe, Sie und Ihre Kollegen in Gefahr zu bringen.«

Eine perfekte politische Antwort, fand Reacher. Sie ließ nur eine Erwiderung zu: *Wir tun nur unsere Pflicht, Sir.*

»Das ist unser Job, Sir«, erwiderte Stuyvesant. »Wären Sie's nicht, wär's jemand anders.«

»Danke«, sagte Armstrong. »Für Ihre Liebenswürdigkeit und dass Sie heute so Hervorragendes geleistet haben. Dafür danken wir Ihnen beide. Von ganzem Herzen. Ich bin kein abergläubischer Mensch, aber ich habe irgendwie das Gefühl, Ihnen etwas schuldig zu sein. Als laste eine Verpflichtung auf mir, von der ich mich nur befreien kann, indem ich etwas für Sie tue. Zögern

Sie also nicht, mich um etwas zu bitten. Es kann offiziell oder inoffiziell sein, alles ist erlaubt. Ich bin lebenslänglich Ihr Freund.«

Niemand reagierte.

»Erzählen Sie mir von Crosetti«, bat Armstrong. »Hatte er Familie?«

Der Scharfschütze nickte. »Er hinterlässt eine Frau und einen Sohn«, antwortete er. »Der Junge ist acht, glaube ich.«

Armstrong sah weg. »Das tut mir Leid.«

Schweigen im Raum.

»Kann ich irgendwas für sie tun?«, fragte Armstrong.

»Wir kümmern uns um sie«, sagte Stuyvesant.

»Froelich hinterlässt ihre Eltern in Wyoming«,

fuhr Armstrong fort.

»Sonst niemanden. Sie hatte keine Geschwister. Ich habe heute Nachmittag mit ihren Eltern telefoniert. Nachdem Sie bei mir im Weißen Haus gewesen sind. Ich hatte das Bedürfnis, ihnen mein Beileid persönlich auszusprechen. Und ich wollte meine Ankündigung mit ihnen besprechen, bevor ich vor die Fernsehkameras trete. Ich wollte nichts ohne ihr Einverständnis sagen, wissen Sie, nur um einen Köder auszulegen. Aber ihnen hat der Vorschlag gefallen, am Sonntag einen Trauergottesdienst abzuhalten. So sehr, dass sie dazu einladen wollen.

Der Gottesdienst findet also wirklich statt.«

Schweigen. Armstrong suchte sich eine Stelle an der Wand aus und starrte sie an.

»Ich will daran teilnehmen«, sagte er. »Tatsächlich *werde* ich daran teilnehmen.«

»Das kann ich nicht zulassen«, bemerkte Stuyvesant.

Armstrong sagte nichts.

»Ich meine, ich rate Ihnen davon ab«, sagte Stuyvesant.

»Sie ist meinetwegen ermordet worden. Ich will an diesem Gottesdienst teilnehmen. Das ist das Mindeste, was ich tun kann. Ich möchte dort auch ein paar Worte sprechen und noch mal mit ihren Angehörigen reden.«

»Die würden sich bestimmt sehr geehrt fühlen, aber ich muss an den Sicherheitsaspekt denken.«

»Ich respektiere natürlich Ihre Einschätzung der Lage«, sagte Armstrong. »Aber mein Entschluss steht fest. Ich besuche den Gottesdienst notfalls allein. Mir wär's sogar lieber, wenn ich das

könnte.«

»Das ist unmöglich«, sagte Stuyvesant.

Armstrong nickte. »Dann wählen Sie also drei Agenten aus, die mich begleiten wollen. Aber nur drei. Wir dürfen dort keinen Zirkus veranstalten. Wir kommen und verschwinden rasch, inoffiziell.«

»Sie haben Ihren Besuch im Fernsehen angekündigt.«

»Mein Entschluss steht fest«, wiederholte Armstrong. »Nur darf daraus kein Zirkus werden. Also keine Presse, kein Fernsehen. Nur wir.«

Stuyvesant schwieg.

»Ich nehme an dem Gottesdienst teil«, beharrte Armstrong. »Sie ist meinetwegen gestorben.«

»Sie kannte die Risiken«, sagte Stuyvesant »Wir alle kennen sie. Wir sind hier, weil wir uns

freiwillig dafür entschieden haben.«

Armstrong nickte. »Ich habe mit dem FBI-Direktor gesprochen. Er hat mir gesagt, dass den Tätern die Flucht gelungen ist.«

»Nur eine Frage der Zeit«, meinte Stuyvesant.

»Meine Tochter befindet sich in der Antarktis«, sagte Armstrong.

»Dort ist jetzt bald Hochsommer. Die Temperatur steigt bis auf minus fünfundzwanzig Grad, in ein, zwei Wochen vielleicht sogar auf minus zwanzig. Wir haben vorhin über das Satellitentelefon miteinander gesprochen. Sie sagt, es komme ihr unglaublich warm vor. Darüber haben wir auch schon letztes Jahr gesprochen. Ich habe diese Äußerung für eine Art Metapher gehalten. Sie wissen schon, alles ist relativ, nichts ist *so* schlimm, man kann sich an alles gewöhnen. Aber jetzt bin ich im Zweifel. Ich glaube nicht, dass ich jemals über den heutigen Tag hinwegkommen

werde. Ich lebe nur noch, weil ein anderer Mensch tot ist.«

Schweigen.

»Sie hat gewusst, was sie tat«, entgegnete Stuyvesant. »Wir sind alle Freiwillige.«

»Sie war wundervoll, nicht wahr?«

»Lassen Sie mich wissen, wann Sie ihren Nachfolger kennen lernen möchten.«

»Noch nicht«, erklärte Armstrong. »Vielleicht morgen. Und fragen Sie wegen Sonntag nach. Drei Freiwillige. Freunde von Froelich, die ohnehin gern an dem Trauergottesdienst teilnehmen würden.«

Stuyvesant schwieg. Dann zuckte er mit den Schultern.

»Okay«, sagte er.

Armstrong nickte. »Dafür danke ich Ihnen. Und ich danke Ihnen für heute. Ich möchte Ihnen allen danken. Auch im Namen meiner Frau.

Das war's eigentlich, was ich hier sagen wollte.«

Seine Leibwächter nahmen das Stichwort auf und begleiteten ihn zur Tür. Drei Minuten später kam ein Funkspruch aus seiner Limousine. Er war sicher und in Richtung Nordwesten nach Georgetown unterwegs.

»Scheiße«, schimpfte Stuyvesant. »Jetzt wird der Sonntag ein gottverdammter Albtraum – und das zu allem anderen.«

Außer Neagley achtete niemand auf Reacher. Sie verließen gemeinsam den Konferenzraum und trafen Swain im Empfangsbereich an. Er hatte bereits seinen Mantel an.

»Ich fahre nach Hause«, verkündete er.

»In einer Stunde«, sagte Reacher. »Erst zeigen Sie uns die Akte Armstrong.«

16

Armstrongs Biografie bestand aus insgesamt zwölf Bänden. Elf enthielten massenhaft Rohdaten wie eingeklebte Zeitungsausschnitte, Interviews, protokollierte Aussagen und weiteren Papierkram der ersten Generation. Der zwölfte Band war eine umfangreiche Zusammenfassung der ersten elf Bände. Er war dick wie eine mittelalterliche Bibel und las sich wie ein Buch. Er erzählte Brook Armstrongs gesamtes Leben, und hinter jeder wichtigen Tatsache stand in Klammern eine Zahl.

Auf einer Skala von eins bis zehn gab diese Zahl

an, wie solide die jeweilige Tatsache belegt war. In den meisten Klammern stand eine Zehn.

Die Story begann auf Seite eins mit Armstrongs Eltern. Seine Mutter war in Oregon aufgewachsen, hatte im Bundesstaat Washington studiert und war nach Oregon zurückgekehrt, um dort als Apothekerin zu arbeiten. Auch ihre Eltern und Geschwister wurden kurz erwähnt, ihr Bildungsweg vom Kindergarten bis zum Abschluss ihres Pharmaziestudiums penibel genau dokumentiert. Ihre Arbeitgeber waren der Reihe nach aufgeführt, und die Eröffnung ihrer eigenen Apotheke nahm drei volle Seiten ein. Die Apotheke gehörte ihr noch immer, war jetzt jedoch verpachtet. Die alte Mrs. Armstrong befand sich im Ruhestand, aber sie hatte wegen eines Krebsleidens vermutlich nicht mehr lange zu leben.

Auch der Werdegang von Armstrongs Vater wurde detailliert geschildert. Was seine Militärdienstzeit betraf, gab es ein Eintrittsdatum

und ein Datum, an dem er aus medizinischen Gründen entlassen worden war, aber weitere Einzelheiten fehlten. Er war ein gebürtiger Oregoner, der bei seiner Rückkehr ins Zivilleben die Apothekerin heiratete. Sie zogen in eine Kleinstadt im Südwesten Oregons, wo er mit geerbtem Geld ein Sägewerk übernahm. Das junge Ehepaar bekam bald eine Tochter, und Brook Armstrong wurde zwei Jahre später geboren. Die Firma seines Vaters gedieh und brachte es auf ansehnliche Größe.

Ihre weitere Entwicklung wurde über mehrere Seiten hinweg beschrieben. Sie ermöglichte den Armstrongs einen angenehmen provinziellen Lebensstil.

Reacher überblätterte die gut einen Zentimeter dicke Biografie der Schwester und widmete sich der Lektüre von Brooks Bildungsweg. Er begann wie bei allen anderen im Kindergarten. Der Bericht enthielt zahlreiche Details, weshalb

Reacher sie übersprang. Armstrong besuchte die Schulen seiner Heimatstadt. Er war ein guter Sportler, bekam ausgezeichnete Noten. Kurz nachdem er sein Collegestudium aufgenommen hatte, starb sein Vater an einem Schlaganfall. Das Sägewerk wurde verkauft. Die Apotheke florierte weiter. Armstrong verbrachte sieben Jahre an zwei Universitäten, erst an der Cornell University im Bundesstaat New York, dann an der Stanford in Kalifornien.

Dort lernte er ein Mädchen aus Bismarck kennen, das wie er Politische Wissenschaft studierte. Sie heirateten und ließen sich in North Dakota nieder, wo Armstrong seine politische Laufbahn mit einer Kandidatur für das dortige Abgeordnetenhaus begann.

»Ich muss nach Hause«, sagte Swain. »Heute ist Thanksgiving, und ich habe Kinder. Meine Frau macht mir die Hölle heiß.«

Reacher überflog den Rest des Sammelbands. Armstrong kandidierte erstmals für ein politisches Amt, und der Band war noch gut fünfzehn Zentimeter dick.

»Nichts darin, was uns Sorgen machen könnte?«, fragte er.

»Nirgends«, antwortete Swain.

»Bleibt die Darstellung so detailliert?«

»Sie wird noch schlimmer.«

»Finde ich was, wenn ich die ganze Nacht weiterlese?«

»Nein.«

»Ist dieses ganze Material im Sommer in seinem Wahlkampf verwendet worden?«

Swain nickte. »Klar. Das ist eine großartige

Biografie. Vor allem ihretwegen ist er als Mitkandidat ausgewählt worden. Tatsächlich haben wir viele Einzelheiten erst *aus* dem Wahlkampf erfahren.«

»Und Sie sind sich sicher, dass niemand *durch* den Wahlkampf verärgert worden ist?«

»Ganz sicher.«

»Worauf beruht Ihr Gefühl? Wer hasst Armstrong so erbittert – und weshalb?«

»Weiß ich nicht so genau«, erwiderte Swain. »Es ist nur so ein Gefühl.«

Reacher nickte. »Okay«, sagte er. »Fahren Sie heim.«

Swain verschwand hastig, und Reacher blätterte den noch verbleibenden Teil der Biografie durch. Neagley befasste sich mit dem umfangreichen Quellenmaterial. Nach ungefähr einer Stunde gaben

sie auf.

»Schlussfolgerung?«, fragte Neagley.

»Swain hat einen sehr langweiligen Job«, antwortete Reacher.

Sie lächelte. »Einverstanden«, sagte sie.

»Aber eine Sache fällt mir immer wieder auf. Nicht etwas, das da ist, sondern etwas, das *nicht* da ist. Wahlkämpfe sind zynisch, nicht?

Diese Leute benützen einfach alles, was sie in gutem Licht erscheinen lässt. Nehmen wir zum Beispiel seine Mutter. Wir erfahren unendlich viele Details über ihr Studium und ihre eigene Apotheke. Warum?«

»Weil das berufstätige Frauen und kleine Geschäftsleute anspricht.«

»Okay. Und dann werden wir über ihre Krankheit auf dem Laufenden gehalten. Warum?«

»Damit Armstrong als fürsorglicher Sohn dasteht. Sehr pflichtbewusst und auf traditionelle Werte achtend. Es macht ihn menschlich.

Und es lässt seine Aussagen zur Gesundheitspolitik authentischer erscheinen.«

»Und wir lesen alle möglichen Dinge über das Sägewerk seines Vaters.«

»Wieder etwas für die Businesslobby. Und es spricht Umweltfragen an. Du weißt schon, Bäume, Holzeinschlag, nachhaltige Nutzung und so weiter. Armstrong kann behaupten, darin praktische Erfahrung zu haben. Er kennt sich in diesem Geschäft aus – wenn auch nur indirekt, durch seinen Vater.«

»Genau«, bestätigte Reacher. »Wie die Fragestellung auch lautet, welche Wählerschichten

auch angesprochen werden sollen, sie finden immer einen Knochen, den sie hinwerfen können.«

»Und?«

»Sie haben den Militärdienst seines Vaters ausgespart. In der Regel greifen sie solches Zeug im Wahlkampf begierig auf. War dein Vater in der Army, würdest du's normalerweise lauthals verkünden, um damit ein ganzes Bündel weiterer Themen abzudecken. Aber hier fehlen sämtliche Einzelheiten. Er ist Soldat geworden und dann entlassen worden. Mehr erfahren wir nicht. Siehst du, was ich meine? Überall anders ertrinken wir in Details, nur hier nicht. Das fällt auf, finde ich.«

»Sein Vater ist schon lange tot.«

»Spielt keine Rolle. Wäre damit etwas rauszuholen gewesen, hätten sie seine Dienstzeit ausgeschlachtet. Und wieso ist er aus medizinischen Gründen entlassen worden? Hätte er eine Verwundung erlitten, hätten sie etwas daraus

gemacht, das steht fest. Sogar aus einem Unfall in der Ausbildung. Sie hätten den Mann als großen Helden hingestellt. Und weißt du was? Ich mag keine Entlassungen aus medizinischen Gründen, die nicht näher erklärt werden. Das bringt einen ins Grübeln, stimmt's?«

»Klar, aber es kann keinen Zusammenhang geben. Das alles ist vor Armstrongs Geburt passiert. Außerdem ist der Mann vor fast dreißig Jahren gestorben. Und du hast selbst gesagt, diese Sache sei durch etwas ausgelöst worden, das Armstrong im Wahlkampf gesagt oder getan hat.«

Reacher nickte. »Aber ich würde trotzdem gern mehr darüber erfahren. Wir könnten Armstrong direkt fragen, oder?«

»Nicht nötig«, entgegnete Neagley. »Ich kann's rauskriegen, wenn du wirklich Wert darauf legst und ein bisschen herumtelefonieren. Wir haben eine Menge Kontakte. Leute, die damit rechnen, bei

uns einen Job zu kriegen, wenn sie kündigen, sind meist bemüht, im Vorfeld Eindruck zu schinden.«

Reacher gähnte. »Okay, sieh zu, was sich machen lässt. Gleich morgen früh.«

»Ich werde noch heute Nacht telefonieren. Das Militär ist ja Tag und Nacht im Dienst. Daran hat sich seit unserem Ausscheiden nichts geändert.«

»Du solltest schlafen. Das hat Zeit.«

»Ich scheine fast überhaupt keinen Schlaf mehr zu brauchen.«

Reacher gähnte nochmals. »Nun, ich schon.«

»Schlimmer Tag«, sagte Neagley.

Reacher nickte. »Sehr schlimm. Tu, was du nicht lassen kannst, aber weck mich nicht auf, um mir zu erzählen, was du erfahren hast. Sag's mir morgen.«

Der Officer vom Dienst sorgte dafür, dass ein Fahrer sie in ihr Motel in Georgetown zurückbrachte. Reacher ging sofort auf sein Zimmer. Es war geputzt und aufgeräumt worden, das Bett frisch gemacht und Joes Karton verschwunden. Er setzte sich einen Augenblick auf die Bettkante und fragte sich, ob Stuyvesant daran gedacht hatte, Froelichs Zimmer abzubestellen. Dann umfing ihn die nächtliche Stille von allen Seiten, und das Gefühl, dass *hier etwas fehlte,* überwältigte ihn. Ein Gefühl von Abwesenheit, von Dingen, die da sein sollten und es nicht waren. *Was genau?* Natürlich Froelich. Er sehnte sich nach ihr. Noch an diesem Morgen hatte sie sich hier im Zimmer befunden. *Dies ist der Tag, an dem wir gewinnen oder verlieren,* waren ihre Worte gewesen.

Verlieren kommt nicht in Frage, hatte er geantwortet.

Irgendwas *fehlte hier.* Vielleicht Joe. Vielleicht andere Dinge. In seinem Leben fehlten viele Dinge. Dinge, die er nicht getan, nicht gesagt hatte. *Was genau?* Vielleicht beschäftigte ihn nur die Militärlaufbahn von Armstrongs Vater. *Aber vielleicht war es mehr als das. Fehlte sonst noch was?* Er schloss die Augen und dachte angestrengt nach, aber er sah nur die Fontäne von Froelichs Blut, die im Sonnenschein einen rosa Bogen bildete. Er öffnete die Augen, zog sich aus und duschte zum dritten Mal an diesem Tag. Er ertappte sich dabei, wie er in die Duschwanne hinunterstarrte, als erwarte er, dass das Wasser sich rot verfärbte. Aber es blieb klar.

Das Bett fühlte sich kalt und hart an, die neue Bettwäsche steif. Er schlüpfte hinein und starrte eine Stunde lang an die Zimmerdecke, dachte angestrengt nach. Dann zwang er sich einzuschlafen. Er träumte von seinem Bruder, wie er im Sommer Hand in Hand mit Froelich um das Tidal Bassin schlenderte. Das Licht war sanft und

golden, und das aus ihrem Hals strömende Blut hing in eineinhalb Meter Höhe wie ein leuchtendes rotes Band in der warmen Luft. Es hing dort, ohne von den anderen Spaziergängern zerrissen zu werden, und bildete einen geschlossenen Kreis von einer Meile Durchmesser, als Joe und Froelich wieder ihren Ausgangspunkt erreichten. Dann verwandelte sie sich in Swain, und Joe wurde zu dem Cop aus Bismarck. Der Mantel des Cops öffnete sich beim Gehen, und Swain sagte zu jedem, dem er begegnete: *Ich glaube, wir haben falsch gezählt.* Dann verwandelte Swain sich in Armstrong. Armstrong lächelte sein strahlendes Politikerlächeln und sagte *Tut mir so Leid,* und der Cop drehte sich um und zog unter seinem flatternden Mantel ein Gewehr hervor, spannte langsam den Abzug und schoss Armstrong in den Kopf. Das geschah ohne den geringsten Laut, weil das Gewehr einen Schalldämpfer besaß.

Kein Laut, auch nicht, als Armstrong ins Wasser fiel und davontrieb.

Um sechs Uhr kam ein Weckruf von der Rezeption, und eine Minute später klopfte jemand an der Tür. Reacher wälzte sich aus dem Bett, wickelte sich ein Badetuch um die Hüfte und sah durch den Spion.

Draußen stand Neagley mit einem Becher Kaffee für ihn. Sie war fertig zum Verlassen des Motels angezogen. Er ließ sie ein, setzte sich aufs Bett und begann den Kaffee zu trinken, während sie in dem zum Fenster führenden schmalen Korridor auf und ab ging. Sie war aufgedreht, sah aus, als habe sie die ganze Nacht Kaffee getrunken.

»Okay, Armstrongs Vater?«, sagte sie, als stelle sie diese Frage an seiner Stelle. »Er wurde gegen Ende des Koreakriegs eingezogen. Ist niemals an die Front gekommen. Aber er hat die Officerausbildung gemacht, war dann Lieutenant und wurde einer Infanteriekompanie zugeteilt. Stationiert waren sie in Alabama, in einem Ausbildungslager, das längst nicht mehr existiert.

Dort sollten sie Einsatzbereitschaft demonstrieren, von der jeder wusste, dass sie praktisch vorbei war. Und du weißt, wie so was funktioniert hat, stimmt's?«

Reacher nickte verschlafen. Nahm seinen Kaffee mit kleinen Schlucken zu sich.

»Irgendein dämlicher Hauptmann veranstaltet endlos Wettbewerbe«, sagte er. »Punkte hierfür, Punkte dafür, jede Menge Strafpunkte. Am Monatsende erhält die zweite Kompanie eine Flagge, die sie in ihrer Unterkunft aufstellen darf, weil sie die erste Kompanie in den Hintern getreten hat.«

»Und Armstrong senior hat meist gewonnen«, fuhr Neagley fort. »Er hatte seinen Laden echt im Griff, aber zugleich auch ein Problem: seinen unberechenbaren Jähzorn. Hat jemand Scheiße gebaut und Punkte eingebüßt, konnte er ausrasten. Das ist mehrmals passiert.

Nicht bloß das übliche Gebrüll eines Vorgesetzten. In seiner Personalakte ist die Rede von unbeherrschbaren Wutanfällen. Er ist zu weit gegangen, als habe er sich nicht mehr unter Kontrolle.«

»Und?«

»Seine Vorgesetzten haben ihm das zwei Mal nachgesehen. Er war nicht ständig unbeherrscht, nur hin und wieder. Aber beim dritten Mal hat er einen Untergebenen gefährlich verletzt – und dafür ist er rausgeflogen. Sie haben den wahren Grund vertuscht und ihn aus psychologischen Gründen entlassen, ihm aber eine Frontneurose bestätigt, obwohl er nie im Einsatz war.«

Reacher verzog das Gesicht. »Er muss Freunde gehabt haben, und du anscheinend auch, sonst hättest du das nicht alles herausfinden können.«

»Ich hab die ganze Nacht telefoniert. Stuyvesant wird der Schlag treffen, wenn er die

Motelrechnung sieht.«

»Wie viele Betroffene?«

»Mein erster Gedanke, aber die können wir vergessen. Insgesamt drei, bei jedem Vorfall einer. Einer ist in Vietnam gefallen, einer vor zehn Jahren in Palm Springs gestorben. Der dritte Mann ist über siebzig und lebt in Florida.«

»Pech«, meinte Reacher.

»Aber es erklärt, weshalb seine Dienstzeit im Wahlkampf ausgespart wurde.«

Reacher nickte. Nahm einen Schluck Kaffee. »Könnte Armstrong den Jähzorn seines Vaters geerbt haben? Froelich hat gesagt, sie habe ihn zornig erlebt.«

»Das war mein zweiter Gedanke«, erklärte

Neagley. »Vorstellbar wär's jedenfalls. Unter der Oberfläche war etwas davon zu spüren, als er darauf bestanden hat, an dem Trauergottesdienst für sie teilzunehmen, nicht? Aber ich vermute, dass sich das längst bemerkbar gemacht hätte. Der Mann hat praktisch sein ganzes Erwachsenenleben für irgendwelche politischen Ämter kandidiert. Und alles hat erst mit dem Wahlkampf in diesem Sommer begonnen. Darüber waren wir uns bereits einig.«

Reacher nickte vage. »Mit dem Wahlkampf«, wiederholte er. Er saß mit dem Kaffeebecher in der Hand da, starrte die Wand vor sich an.

»Was ist?«, fragte Neagley.

Er gab keine Antwort, stand auf und ging ans Fenster. Zog die Jalousie etwas hoch und blickte nach draußen.

»Was hat Armstrong im Wahlkampf *gemacht*?«, fragte er.

»Alles Mögliche.«

»Wie viele Abgeordnete stellt New Mexico?«

»Keine Ahnung«, antwortete Neagley.

»Drei, glaube ich. Weißt du ihre Namen?«

»Nein.«

»Würdest du einen von ihnen auf der Straße erkennen?«

»Nein.«

»Oklahoma?«

»Keine Ahnung. Fünf?«

»Sechs, glaube ich. Weißt du ihre Namen?«

»Einer von ihnen ist ein Arschloch, das weiß ich. Kann mich nicht an seinen Namen erinnern.«

»Senatoren aus Tennessee?«

»Worauf willst du hinaus?«

Reacher starrte aus dem Fenster.

»Wir leiden an der Hauptstadtkrankheit«, erklärte er. »Sogar wir haben uns damit angesteckt. Wir betrachten diese Sache nicht wie die Leute da draußen im Land. Für die sind alle diese Politiker absolute Niemands. Das hast du selbst gesagt. Du interessierst dich nach eigener Aussage für Politik, aber du könntest nicht alle hundert Senatoren aufzählen. Und die meisten Leute interessieren sich überhaupt nicht für Politik. Die würden den Juniorsenator eines anderen Bundesstaats nicht erkennen, wenn er angerannt käme und sie in den Hintern bisse.

Oder die Juniorsenatorin, wie Froelich ergänzt hätte. Sie hat selbst zugegeben, dass Armstrong vor seiner Kandidatur völlig unbekannt war.«

»Also?«

»Also hat Armstrong im Wahlkampf etwas absolut Grundlegendes, Fundamentales, Elementares getan: Er hat die amerikanische Öffentlichkeit auf sich aufmerksam gemacht. Zum allerersten Mal in seinem Leben haben gewöhnliche Leute außerhalb seines Heimatstaats und seines Freundeskreises sein Gesicht gesehen, seinen Namen gehört.

Zum ersten Mal überhaupt. Ich vermute, dass hinter dieser ganzen Sache etwas ganz Einfaches stecken könnte.«

»In welcher Hinsicht?«

»Nehmen wir mal an, sein Gesicht hätte jemanden an ein weit zurückliegendes Ereignis erinnert. Völlig aus heiterem Himmel. Richtig als Schock.«

»Wen zum Beispiel?«

»Stell dir vor, du wärst ein Mann, und vor vielen Jahren ist irgendein junger Kerl ausgerastet und hat dich verprügelt. Irgendeine Situation dieser Art. Vielleicht in einer Bar oder wegen eines Mädchens. Vielleicht hat er dich dadurch gedemütigt. Du siehst den Kerl nie wieder, aber der Vorfall schwärt in deinem Unterbewusstsein weiter. Jahre vergehen, und plötzlich taucht dieser Kerl in allen Zeitungen und im Fernsehen auf. Er ist ein Politiker, der für das Amt des Vizepräsidenten kandidiert. Weil du nicht C-SPAN oder CNN siehst, hast du in den Jahren seit damals nie mehr von ihm gehört. Aber jetzt ist er allgegenwärtig, grinst dir ins Gesicht. Was machst du also? Würdest du die Mechanismen der Politik kennen, könntest du die Wahlkampfzentrale der Opposition anrufen und über ihn auspacken. Aber das bist du nicht, weil dies das erste Mal ist, dass du ihn seit jenem lange zurückliegenden Vorfall wiedergesehen hast. Sein Anblick bringt alles wieder zurück.

Die schwärende Wunde bricht wieder auf. Was machst du also?«

»Ich überlege, wie ich mich rächen kann.«

Reacher nickte. »Was eine Erklärung für Swains Vermutung wäre, dass er leiden soll. Aber vielleicht hat Swain in der falschen Richtung gesucht. Vielleicht haben wir das alle getan. Möglicherweise deshalb, weil es nicht Armstrong als Politiker betrifft, sondern als Mann. Vielleicht ist es *wirklich* persönlich.«

Neagley setzte sich. »Klingt nicht sehr überzeugend«, stellte sie fest.

»Leute kommen über Dinge hinweg, oder?«

»Wirklich?«

»Meist.«

Reacher blickte auf sie hinab. »Du bist nicht über

das hinweg, was dich Berührungen hassen lässt.«

Im Zimmer wurde es still.

»Okay«, sagte sie. » *Normale* Leute kommen über Dinge hinweg.«

»Normale Leute entführen keine Frauen, schneiden keine Daumen ab und ermorden keine unbeteiligten Außenstehenden.«

Sie nickte. »Okay«, sagte sie wieder. »Das ist eine Theorie. Aber zu wem können wir damit gehen?«

»Vielleicht zu Armstrong selbst«, antwortete Reacher. »Aber das wäre ein schwieriges Gespräch mit einem designierten Vizepräsidenten. Und würde er sich überhaupt daran erinnern? Hat er den Jähzorn geerbt, wegen dem sein Vater aus der Army geflogen ist, könnte er früher eine Reihe von Schlägereien angefangen haben. Er ist ein großer Kerl. Könnte überall Angst und Schrecken

verbreitet haben, bis er seinen Jähzorn in den Griff bekommen hat.«

»Seine Frau? Die beiden sind schon lange zusammen.«

Reacher schwieg.

»Wir müssen bald los«, sagte Neagley. »Um sieben treffen wir uns mit Bannon. Erzählen wir ihm davon?«

»Nein«, beschloss Reacher. »Er würde nicht zuhören.«

»Geh duschen«, sagte Neagley.

Reacher nickte. »Erst noch was anderes. Es hat mich gestern Abend eine Stunde wach gehalten und mir ziemlich zugesetzt. Etwas, das nicht da ist, oder etwas, das nicht getan wurde.«

Neagley zuckte mit den Schultern. »Okay«, sagte

sie. »Ich denke darüber nach. Sieh jetzt zu, dass du in die Gänge kommst.«

Er zog den letzten von Joes Anzügen an, anthrazitgrau und fein wie Seide und dazu das letzte saubere Hemd, gestärkt und weiß wie Schnee. Die letzte Krawatte war dunkelblau mit einem winzigen, sich wiederholenden Muster. Sah man sehr genau hin, erkannte man, dass es die Hand eines Pitchers darstellte, die einen Baseball umfasst hielt, um einen Curveball zu werfen.

Er traf sich mit Neagley in der Empfangshalle und verschlang einen Muffin. Dann nahm er einen Plastikbecher Kaffee mit in den Town Car, den Stuyvesant ihnen geschickt hatte. Sie kamen mit Verspätung im Konferenzraum an. Bannon und Stuyvesant waren schon da. Bannon war noch immer wie ein City Cop angezogen. Stuyvesant trug wieder einen Anzug von Brooks Brothers. Reacher und Neagley ließen einen Stuhl zwischen Stuyvesant und sich frei. Bannon starrte auf den

leeren Platz, so als würde er Froelichs Abwesenheit symbolisieren.

»Das FBI entsendet keine Agenten nach Grace, Wyoming«, verkündete er. »Auf ausdrücklichen Wunsch Armstrongs, unserem Direktor gegenüber geäußert. Er will dort draußen keinen Zirkus.«

»Passt mir«, sagte Reacher.

»Sie vergeuden Ihre Zeit«, erklärte Bannon. »Wir erfüllen ihm diesen Wunsch nur, weil uns das Arbeit spart. Die Typen wissen, wie solche Dinge funktionieren. Sie waren früher selbst in der Branche und haben gemerkt, dass ihnen mit seiner Ankündigung eine Falle gestellt werden sollte. Also werden sie nicht aufkreuzen.«

Reacher zuckte mit den Schultern. »Wäre nicht der erste Trip, den ich umsonst mache.«

»Ich warne Sie davor, auf eigene Faust zu handeln.«

»Dort gibt's nichts zu tun, das sagen Sie selbst.«

Bannon nickte. »Das Ergebnis der ballistischen Untersuchung liegt vor«, sagte er. »Das Gewehr, das wir im Lagerhaus gefunden haben, ist eindeutig die Waffe, mit der in Minnesota geschossen wurde.«

»Wie ist's also hergekommen?«, fragte Stuyvesant.

»Wir haben letzte Nacht über hundert Arbeitsstunden verbraten«, antwortete Bannon. »Sicher kann ich Ihnen nur sagen, wie es *nicht* hergekommen ist: auf dem Luftweg. Wir haben alle Linienflüge zu acht Flughäfen kontrolliert und nirgends eine Ausnahmegenehmigung für Schusswaffen gefunden. Dann haben wir alle Privatmaschinen überprüft, die auf den acht Flughäfen gelandet sind. Nirgends auch nur etwas entfernt Verdächtiges.«

»Sie haben es also mit dem Auto transportiert?«,

sagte Reacher.

Bannon nickte. »Aber von Bismarck nach Washington sind's über dreizehnhundert Meilen. Dafür braucht man mindestens zwanzig Stunden, selbst wenn man wie ein Verrückter fährt. In der zur Verfügung stehenden Zeit unmöglich. Also war das Gewehr nie in Bismarck. Es ist direkt aus Minnesota hergebracht worden – etwas über elfhundert Meilen in achtundvierzig Stunden. Das würde Ihre Großmutter schaffen.«

»Meine Großmutter konnte nicht Auto fahren«, entgegnete Reacher.

»Gehen Sie noch immer von drei Männern aus?«

Bannon schüttelte den Kopf. »Nein, bei näherer Überlegung bleiben wir bei zwei. So passt alles besser zusammen. Wir vermuten, dass das Zweierteam sich am Dienstag zwischen Minnesota

und Colorado aufgeteilt und auch anschließend einzeln agiert hat. Der Kerl, der sich als Cop aus Bismarck ausgegeben hat, war allein in der Kirche. Wir glauben, dass er nur die Maschinenpistole hatte. Was sinnvoll gewesen wäre, weil er wusste, dass Armstrong unter Agenten begraben sein würde, sobald das als Köder versteckte Gewehr entdeckt wurde.

Und eine Maschinenpistole ist als Waffe gegen eine Gruppe von Menschen wirkungsvoller. Vor allem eine Heckler & Koch. Unsere Leute sagen, dass sie auf hundert Meter zielsicher wie ein Gewehr ist und weit mehr Durchschlagskraft besitzt. Mit Magazinen zu dreißig Schuss hätte er sechs Agenten durchsieben und leicht bis zu Armstrong vordringen können.«

»Warum hat der andere Typ sich dann die Mühe gemacht, zu diesem Zeitpunkt nach Washington zu fahren?«, fragte Stuyvesant.

»Weil das Ihre Leute sind«, erwiderte Bannon. »Sie sind Profis, die realistisch denken. Sie konnten sich die Chancen ausrechnen. Sie wussten, dass es keine Garantie für einen erfolgreichen Anschlag in Bismarck gab. Deshalb haben sie sich Armstrongs Termine angesehen und sich überschneidende Einsätze geplant, um alle Möglichkeiten abzudecken.«

Stuyvesant schwieg.

»Aber gestern waren sie zusammen«, stellte Reacher fest. »Sie sagen, der erste Mann habe das Vaime hergefahren, und ich habe den Kerl aus Bismarck auf dem Lagerhausdach gesehen.«

Bannon nickte. »Keine sich überschneidenden Einsätze mehr, denn gestern war für einige Zeit die letzte gute Gelegenheit. Der Kerl aus Bismarck muss mit einem Linienflug angekommen sein, kurz nachdem die Air Force Sie zurückgebracht hatte.«

»Wo ist dann die H&K? Er muss sie in Bismarck

zurückgelassen haben – irgendwo zwischen Kirche und Flughafen. Wurde sie schon gefunden?«

»Nein«, antwortete Bannon. »Aber wir suchen weiter.«

»Und wer war der Mann, den der State Trooper in der Siedlung gesehen hat?«

»Den lassen wir unberücksichtigt. Der war garantiert nur irgendein Passant.«

Reacher schüttelte den Kopf. »Dieser einzelne Mann hat also ein Gewehr als Köder versteckt und ist dann allein mit der H&K zur Kirche zurückgetrabt?«

»Warum denn nicht?«

»Haben Sie jemals irgendwo versteckt gelegen, um eine Person zu erschießen?«

»Nein«, entgegnete Bannon.

»Ich schon«, sagte Reacher. »Und das macht nicht gerade Spaß.

Man muss es bequem haben, entspannt und trotzdem hellwach sein.

Körperbeherrschung ist alles. Man trifft frühzeitig ein, wählt die Feuerstellung aus, macht es sich bequem, ermittelt die Entfernung, prüft den Wind, schätzt den Schusswinkel ab, rechnet aus, wie viel tiefer die Kugel wegen der Erdanziehung einschlagen wird. Dann liegt man da und starrt durchs Zielfernrohr. Man bemüht sich, Puls und Atmung zu verlangsamen. Und wissen Sie, was man sich dann mehr als alles andere auf der Welt wünscht?«

»Was?«

»Dass jemand, zu dem man Vertrauen hat, einem den Rücken freihält. Während man sich ausschließlich nach vorn konzentriert, spürt man plötzlich ein Kribbeln im Rücken. Wären diese

Männer wirklich realistisch denkende Profis, wie Sie behaupten, dann hätte keiner von ihnen diesen Kirchturm allein übernommen.«

Bannon schwieg.

»Er hat Recht«, sagte Neagley. »Der Kerl in der Siedlung dürfte der Aufpasser gewesen sein, der auf dem Rückweg war, nachdem er das Gewehr versteckt hatte. Er hat einen größeren Bogen gemacht, um vom Zaun wegzubleiben. Der Schütze war inzwischen in der Kirche versteckt und hat auf seine Rückkehr gewartet.«

»Was eine neue Frage aufwirft«, sagte Reacher. »Wer war dann zu diesem Zeitpunkt von Minnesota aus mit dem Auto unterwegs?«

Bannon zuckte mit den Schultern. »Okay«, gab er nach, »dann *sind's* eben drei.«

»Und alle von uns?«, fragte Stuyvesant in neutralem Tonfall.

»Warum nicht?«, sagte Bannon.

Reacher schüttelte den Kopf. »Das ist eine fixe Idee von Ihnen. Warum verhaften Sie nicht einfach alle, die jemals beim Secret Service waren? Vielleicht leben noch ein paar Hundertjährige aus Franklin D.

Roosevelts erster Amtszeit.«

»Wir bleiben bei unserer Theorie«, beharrte Bannon.

»Auch gut«, sagte Reacher. »So kommen Sie mir wenigstens nicht in die Quere.«

»Ich hab Sie vor Selbstjustiz gewarnt – schon zwei Mal.«

»Und ich habe Ihre Warnung zwei Mal gehört.«

Im Raum herrschte Schweigen. Dann wurde Bannons Gesichtsausdruck milder. Er sah zu Froelichs leerem Stuhl.

»Obwohl ich volles Verständnis für Ihr Motiv hätte«, sagte er.

Reacher starrte auf den Tisch. »Es sind zwei Männer, nicht drei«, sagte er. »Ich stimme Ihnen zu, dass zwei besser zu den Tatumständen passen. Im Idealfall hätten wir's mit einem Einzeltäter zu tun, aber das ist in der Praxis nie der Fall, deshalb müssen es zwei sein. Aber nicht drei. Ein dritter Mann würde das Risiko erhöhen.«

»Wie ist das Gewehr also hergekommen?«

»Sie haben es mit einem Kurierdienst versandt«, erklärte Reacher.

»Mit FedEx, UPS oder vielleicht per Postkurier. Sie haben es wahrscheinlich zwischen ein paar Sägen und Schaufeln gepackt und als

Mustersendung mit Werkzeug oder Ähnlichem deklariert. An ein hiesiges Motel adressiert, damit es bei ihrer Ankunft da ist. So hätte ich es jedenfalls gemacht.«

Bannon machte ein Gesicht, als sei ihm das peinlich, stand auf und ging. Die Tür schloss sich mit einem Klicken hinter ihm. Im Raum wurde es still. Stuyvesant blieb auf seinem Platz sitzen, wirkte ein wenig verlegen.

»Wir müssen miteinander reden«, sagte er.

»Sie wollen uns entlassen?«, fragte Neagley.

Er nickte. Griff in die Innentasche seines Jacketts und zog zwei schmale weiße Umschläge heraus.

»Dies ist keine interne Sache mehr«, sagte er. »Das wissen Sie selbst. Sie ist viel zu groß geworden.«

»Aber Ihnen ist klar, dass Bannon sich auf der

falschen Fährte befindet.«

»Ich hoffe, dass er das irgendwann erkennt«, meinte Stuyvesant.

»Dann nimmt er vielleicht die Richtige auf. Bis dahin beschützen wir Armstrong. Angefangen mit diesem verrückten Trip nach Wyoming.

Das ist alles, was wir tun *können*. Wir reagieren nur, sind defensiv und haben keine legale Möglichkeit, Außenstehende in einer aktiven Rolle zu beschäftigen.«

Er ließ den ersten Umschlag über die polierte Tischplatte gleiten.

Gab ihm so viel Schwung, dass er genau zwei Meter weit rutschte und vor Reacher liegen blieb. Dann folgte der zweite mit etwas weniger Schwung, der vor Neagley liegen blieb.

»Später«, sagte Reacher. »Entlassen Sie uns später. Geben Sie uns noch den Rest des Tages.«

»Wozu?«

»Wir müssen mit Armstrong reden. Nur Neagley und ich.«

»Worüber?«

»Über etwas Wichtiges«, sagte Reacher.

»Die Sache, über die wir heute Morgen gesprochen haben?«, fragte Neagley ihn.

»Nein, die Sache, über die ich heute Nacht nachgedacht habe.«

»Etwas, das nicht da ist, etwas, das nicht getan wurde?«

Er schüttelte den Kopf. »Es war etwas, das nicht *gesagt* wurde.«

»Und was?«

Er gab keine Antwort, nahm nur die beiden Umschläge und ließ sie über die Tischplatte zurückgleiten. Stuyvesant nahm sie vom Tisch und hielt sie unsicher in der Hand.

»Ich kann nicht zulassen, dass Sie ohne mich mit Armstrong reden«, wandte er ein.

»Das müssen Sie aber«, sagte Reacher. »Sonst redet er nicht.«

Stuyvesant schwieg. Reacher sah ihn an. »Erzählen Sie mir, wie die Sache mit der Post funktioniert. Wie lange kontrollieren Sie Armstrongs Post schon?«

»Von Anfang an«, antwortete Stuyvesant. »Seit er sich zur Kandidatur bereit erklärt hat. Das wird immer so gehandhabt.«

»Wie funktioniert es?«

Stuyvesant zuckte mit den Schultern. »Ganz einfach. Anfangs haben die Agenten in seinem Haus alle dort eingehenden Sendungen geöffnet. Wir hatten einen Mann in den Senate Offices, der dort für die Post zuständig war, und einen anderen in Bismarck für die dortigen Sendungen. Aber nach den ersten Drohbriefen haben wir alle Kontrollen hier zusammengefasst, weil das einfacher war.«

»Aber abgesehen von den Drohbriefen hat er alles bekommen?«

»Selbstverständlich.«

»Sie kennen Swain?«

»Den Rechercheur? Nicht besonders gut.«

»Sie sollten ihn befördern oder ihm einen Bonus geben. Weil er hier der Einzige ist, der eine originelle Idee im Kopf hat – uns eingeschlossen.«

»Welche Idee meinen Sie?«

»Wir müssen mit Armstrong reden. Möglichst bald. Neagley und ich, allein. Danach betrachten wir uns als entlassen, und Sie sehen uns nie wieder. Und Sie werden auch Bannon nicht wiedersehen, weil Ihr Problem innerhalb weniger Tage gelöst ist.«

Stuyvesant steckte die beiden Umschläge wieder ein.

An diesem Tag nach Thanksgiving befand Armstrong sich in Bezug auf öffentliche Auftritte in selbst gewähltem Exil, aber ein Treffen mit ihm zu vereinbaren erwies sich als ungeheuer schwierig. Gleich nach der Morgenbesprechung beförderte Stuyvesant einen von Froelichs sechs Konkurrenten zu ihrem Nachfolger. Der Mann, ein echter Macho, hatte allen möglichen *Jetzt-können-wir's-richtig-machen-* Scheiß im Kopf. Vor Stuyvesant hielt er sich damit noch zurück, weil er nicht anecken wollte, aber er baute so viele Hürden auf wie nur möglich. Als Haupthindernis erwies sich eine

uralte Bestimmung, nach der vom Secret Service beschützte Politiker nur mit Besuchern sprechen durften, wenn mindestens ein Agent anwesend war. Reacher sah ein, dass sie ihre Berechtigung hatte. Selbst wenn man sie entkleidet und nach Waffen abgesucht hätte, hätten Neagley und er Armstrong in kürzester Zeit völlig zerstückeln können. Aber sie mussten allein mit ihm reden.

Das war entscheidend. Stuyvesant wollte nicht gleich am ersten Tag einen Beschluss des neuen Teamführers aufheben, aber zuletzt berief er sich auf die Sicherheitseinstufungen des Pentagon und entschied, zwei unmittelbar vor der Tür postierte Agenten reichten aus. Dann rief er Armstrong zu Hause an, um den Termin mit ihm persönlich zu vereinbaren. Er legte auf und sagte, Armstrong höre sich wegen irgendetwas leicht besorgt an und werde sofort zurückrufen.

Sie warteten. Armstrong rief zwanzig Minuten später zurück und erklärte Stuyvesant dreierlei:

Erstens habe der Gesundheitszustand seiner Mutter sich plötzlich verschlechtert; zweitens wolle er deshalb nachmittags nach Oregon geflogen werden; drittens müsse das Gespräch mit Reacher und Neagley deshalb sehr kurz ausfallen und um zwei Stunden verschoben werden, bis er gepackt habe.

Also gingen Reacher und Neagley in Froelichs Büro, um dort zu warten. Doch ihr Nachfolger hatte es bereits in Beschlag genommen. Die kleine Topfpflanze war verschwunden, und Möbel waren umgestellt worden. An Froelich erinnerte nur noch ein Hauch ihres Parfüms in der Luft. Sie gingen in den Empfangsbereich zurück und machten es sich dort in Ledersesseln bequem. Starrten auf den Bildschirm des ohne Ton laufenden Fernsehers. Er war auf einen Nachrichtenkanal eingestellt, und sie sahen Froelich ein weiteres Mal sterben: lautlos und in Zeitlupe. Sahen, wie Armstrong seine persönliche Erklärung abgab.

Sahen, wie Bannon vor dem Hoover Building

interviewt wurde. Sie baten den Officer vom Dienst nicht, den Ton aufzudrehen. Sie wussten, was Bannon gesagt hatte. Sie sahen sich die Highlights von den Footballspielen am Thanksgiving Day an. Dann ließ Stuyvesant sie wieder in sein Büro rufen.

Seine Sekretärin war nicht da. Sie verbrachte offenbar ein langes Wochenende zu Hause. Reacher und Neagley durchquerten den leeren Vorraum und nahmen vor Stuyvesants tadellos aufgeräumtem Schreibtisch Platz, während er ihnen die Besuchsregeln erläuterte.

»Kein Körperkontakt«, sagte er.

Reacher grinste. »Nicht mal ein Händedruck?«

»Ein Händedruck ist in Ordnung, denke ich«, antwortete Stuyvesant.

»Aber sonst nichts. Und Sie dürfen nicht verraten, was Sie über die gegenwärtige Situation wissen.

Er ist nicht darüber informiert, und ich will nicht, dass er's von Ihnen erfährt. Ist das klar?«

Reacher nickte.

»Verstanden«, bestätigte Neagley.

»Beunruhigen Sie ihn nicht, und setzen Sie ihm nicht mit irgendetwas zu. Denken Sie daran, wer er ist, und dass er wahrscheinlich durch die Sorge um seine Mutter abgelenkt ist.«

»Okay«, sagte Reacher.

Stuyvesant sah zur Seite. »Ich bin zu dem Schluss gelangt, dass ich nicht wissen will, warum Sie mit ihm sprechen möchten. Und ich will nicht wissen, was anschließend passiert – wenn überhaupt was passiert. Aber ich möchte Ihnen für alles danken, was Sie bis jetzt getan haben. Ihr Sicherheitsaudit wird uns helfen. Außerdem glaube ich, dass Sie uns in Bismarck gerettet haben. Und Sie haben beide das Herz auf dem rechten Fleck. Für das

alles bin ich Ihnen sehr dankbar.«

Niemand sprach.

»Ich lasse mich pensionieren«, fuhr Stuyvesant fort. »Um meine Karriere zu retten, müsste ich jetzt kämpfen, und um ehrlich zu sein, ist mir meine Karriere nicht so wichtig, dass ich für sie kämpfen würde.«

»Diese Männer waren niemals Agenten von Ihnen«, sagte Reacher.

»Das weiß ich«, entgegnete Stuyvesant. »Aber ich habe zwei Leute verloren. Deshalb ist meine Karriere beendet. Aber das ist meine Entscheidung und mein Problem. Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich froh bin, Joes Bruder kennen gelernt zu haben und es ein wirkliches Vergnügen war, mit Ihnen beiden zusammenzuarbeiten.«

Schweigen.

»Und ich bin froh, dass Sie zuletzt für M. E. da waren.«

Reacher sah weg. Stuyvesant zog wieder die Umschläge aus der Tasche.

»Ich bin mir nicht im Klaren darüber, ob ich hoffen soll, dass Sie Recht oder Unrecht haben«, sagte er. »In Bezug auf Wyoming, meine ich. Wir setzen drei Agenten und ein paar Cops von dort ein. Das ist nicht viel, falls irgendwas schief geht.«

Er reichte ihnen die Umschläge über den Schreibtisch.

»Unten steht ein Wagen für Sie«, erklärte er. »Sie bekommen eine einfache Fahrt nach Georgetown, und dann sind Sie auf sich allein gestellt.«

Sie fuhren mit dem Lift hinunter. Reacher machte einen Umweg über die große Eingangshalle. Sie

war riesig, düster, grau und menschenleer. Der kalte Marmorboden hallte unter seinen Schritten. Er blieb unter der Gedenktafel stehen und sah zu dem Namen seines Bruders auf. Betrachtete die Stelle, wo bald auch Froelichs Name stehen würde. Dann kehrte er zu Neagley zurück, und gemeinsam gingen sie zu der wartenden Limousine hinaus.

Das weiße Zelt überspannte noch immer den Gehsteig vor Armstrongs Haus. Der Fahrer hielt so, dass die hintere Tür mit der Öffnung abschloss, und sprach in sein Mikrofon am Handgelenk. Im nächsten Augenblick öffnete sich Armstrongs Haustür, und drei Agenten traten ins Freie. Einer kam durch den Zelttunnel und öffnete die Tür der Limousine. Reacher und Neagley stiegen aus. Der Agent schloss die Autotür wieder und verharrte unbeweglich am Randstein, als die Limousine wegfuhr. Der zweite Agent deutete mit einer Bewegung an, sie sollten stillstehen und sich nach Waffen durchsuchen lassen. Sie warteten im

Halbdunkel des Zelts. Neagley erstarrte, als fremde Hände ihren Körper abtasteten. Aber die Durchsuchung war sehr flüchtig. Und sie übersahen Reachers Keramikmesser. Er trug es in einer Socke versteckt.

Die Agenten führten sie in die Diele und schlossen die Haustür. Armstrongs Haus, ein geräumiges, solides Stadthaus, das bestimmt schon hundert Jahre stand, war größer, als es von außen aussah. Die Diele war mit dunklen, antiken Möbeln ausgestattet, und auf den Streifentapeten an den Wänden hingen Dutzende von gerahmten Bildern in unterschiedlichen Größen. Auf dem hochflorigen Teppichboden lagen Läufer. In einer Ecke stand ein abgenutzter Rollenkoffer, vermutlich für den überstürzten Flug nach Oregon gepackt.

»Kommen Sie bitte mit«, forderte einer der Agenten sie auf.

Er führte sie durch einen Flur in eine riesige

Wohnküche, die gut in ein Blockhaus gepasst hätte. Sie war ganz in Kiefernholz gehalten –mit einem großen Tisch an einem Ende und Herd und Kühlschrank am anderen. Hier roch es nach gutem Kaffee. Armstrong und seine Frau saßen mit Porzellanbechern und vier verschiedenen Zeitungen am Küchentisch. Mrs. Armstrong trug einen Jogginganzug und wirkte leicht erhitzt, als hätte sie sich sportlich betätigt. Vielleicht gab es einen Fitnessraum im Keller. Sie sah nicht so aus, als würde sie ihren Mann nach Oregon begleiten. Sie hatte kein Makeup aufgelegt und wirkte ein wenig müde und niedergeschlagen, als hätten die Ereignisse des gestrigen Tages ihr den Spaß an Washington endgültig verdorben.

Armstrong selbst machte einen gefassten Eindruck. Er trug ein dezent gestreiftes Oberhemd unter einer Strickjacke, deren Ärmel er hochgeschoben hatte. Keine Krawatte. Er las die Leitartikel der *New York Times* und der *Washington Post*, die Seite an Seite nebeneinander

lagen.

»Kaffee?«, fragte Mrs. Armstrong.

Als Reacher nickte, stand sie auf, nahm zwei Becher von ihren Haken und goss Kaffee ein. Reacher wusste nicht recht, ob sie groß oder klein war. Sie gehörte zu den Frauen, die mit flachen Absätzen klein und mit hochhackigen Pumps groß aussehen. Sie stellte die Becher mit ausdrucksloser Miene auf den Tisch. Armstrong sah von seinen Zeitungen auf.

»Tut mir Leid, dass es Ihrer Mutter schlechter geht«, bemerkte Neagley.

Armstrong nickte. »Mr. Stuyvesant hat mir gesagt, dass Sie mich privat sprechen möchten.«

»Privat wäre gut«, sagte Reacher.

»Sollte meine Frau dabei sein?«

»Das hängt davon ab, wie Sie privat definieren.«

Mrs. Armstrong sah zu ihrem Mann. »Du kannst es mir später erzählen«, sagte sie. »Bevor du abfährst. Wenn du es für notwendig hältst.«

Armstrong nickte wieder und begann seine Zeitungen zusammenzufalten. Dann stand er auf und holte sich einen neuen Becher Kaffee.

»Okay, gehen wir«, sagte er.

Er führte sie durch den Flur zurück in einen Nebenraum. Zwei Agenten folgten ihnen und blieben auf einer Seite der Tür stehen. Armstrong sah sie an, als wollte er sich entschuldigen, und schloss dann die Tür. Der Raum war als Arbeitszimmer eingerichtet, schien aber eher ein Freizeitraum zu sein. Auf dem riesigen Schreibtisch, einem dunklen, alten Möbel, stand kein Computer. Es gab Ledersessel und Bücher, die wegen ihrer dekorativen Einbände angeschafft worden waren, eine Holztäfelung und einen alten

Orientteppich. Ein Raumspray verbreitete einen schwach nach Wald riechenden Duft. An der Wand hing ein gerahmtes Foto, das eine Person unbestimmten Geschlechts auf einer Eisscholle stehend zeigte. Er oder sie trug einen riesigen Daunenmantel mit Kapuze und dazu dicke Daunenhandschuhe, die bis zum Ellbogen hinaufreichten. Die Kapuze mit Pelzbesatz umschloss das Gesicht sehr eng. Das Gesicht selbst verschwand völlig unter einer Sturmhaube und einer gelb getönten Skibrille. Einer der ellbogenlangen Handschuhe war zum Gruß erhoben.

»Unsere Tochter«, erklärte Armstrong. »Wir haben sie um ein Foto gebeten, weil sie uns fehlt. Sie hat viel Sinn für Humor.«

Er setzte sich hinter den Schreibtisch. Neagley und Reacher nahmen in Sesseln Platz.

»Das kommt mir alles höchst vertraulich vor«,

sagte Armstrong.

Reacher nickte. »Und ich denke, wir werden uns zuletzt darauf einigen, dass es vertraulich bleiben sollte.«

»Worum geht's also?«

»Mr. Stuyvesant hat uns einige Verhaltensregeln mit auf den Weg gegeben«, begann Reacher. »Gegen die werde ich gleich jetzt verstoßen. Der Secret Service hat sechs an Sie gerichtete Drohbriefe abgefangen. Der Erste ist vor achtzehn Tagen mit der Post eingegangen.

Drei weitere sind später mit der Post gekommen, und zwei sind durch Boten zugestellt worden.«

Armstrong schwieg.

»Sie scheinen nicht überrascht zu sein«, sagte Reacher.

Armstrong zuckte mit den Schultern. »Die Politik ist ein Geschäft, in dem man zu oft überrascht wird«, entgegnete er.

»Das ist sie wohl«, bestätigte Reacher. »Alle sechs Mitteilungen waren mit einem Daumenabdruck signiert. Diesen Abdruck haben wir zu einem alten Mann in Kalifornien zurückverfolgt. Sein Daumen war amputiert, gestohlen und wie ein Gummistempel benützt worden.«

Armstrong sagte nichts.

»Der zweite Drohbrief ist in Stuyvesants eigenem Büro aufgetaucht.

Wir konnten nachweisen, dass ein Überwachungstechniker namens Nendick ihn dort hinterlassen hatte. Nendicks Frau war entführt worden, um ihn zum Mitmachen zu zwingen. Er hatte solche Angst vor der Gefahr, in die seine unvermeidliche Vernehmung sie bringen würde,

dass er in eine Art Koma verfallen ist. Aber wir vermuten, dass sie zu diesem Zeitpunkt ohnehin schon tot war.«

Armstrong schwieg weiter.

»Beim Secret Service arbeitet ein Rechercheur, ein gewisser Swain, der eine wichtige Gedankenverbindung hergestellt hat. Er meinte, wir hätten falsch gezählt, und dass Nendick ebenfalls eine Mitteilung darstellen sollte, wodurch ihre Zahl sich von sechs auf sieben erhöht hätte. Dann haben wir den Mann in Kalifornien, dem der Daumen amputiert worden war, hinzugefügt und sind somit auf acht gekommen.

Außerdem sind am Dienstag zwei Morde verübt worden, die als neunte und zehnte Mitteilung gelten sollten. Einer in Minnesota und einer in Colorado. Zwei nicht miteinander verwandte Unbeteiligte namens Armstrong sind als eine Art Machtdemonstration gegen Sie ermordet worden.«

»O Gott«, sagte Armstrong.

»Insgesamt also zehn Mitteilungen«, fuhr Reacher fort. »Alle mit dem Zweck, Sie zu quälen – nur haben Sie von keiner erfahren. Aber dann habe ich mich gefragt, ob wir vielleicht immer noch falsch zählen. Und wissen Sie was? Ich bin mir ziemlich sicher, dass meine Vermutung zutrifft. Ich glaube, dass es mindestens elf Mitteilungen waren.«

Schweigen.

»Was wäre die elfte?«, fragte Armstrong.

»Irgendwas, das durchgerutscht ist«, antwortete Reacher. »Etwas, das an Sie adressiert mit der Post gekommen ist, aber vom Secret Service nicht als Drohung erkannt wurde. Etwas, das den Kontrolleuren überhaupt nichts, *Ihnen* aber sehr viel bedeutet hat.«

Armstrong schwieg.

»Ich glaube, dass es als erste Mitteilung eingegangen ist«, sagte Reacher. »Vielleicht ganz zu Anfang, noch bevor der Secret Service etwas von Morddrohungen gegen Sie wusste. Ich vermute, dass es etwas wie eine *Ankündigung* war, die nur Sie verstehen würden. Deshalb glaube ich, dass Sie von Anfang an von dieser Sache gewusst haben und auch wissen, wer hinter den Drohungen steckt. Und ich glaube, dass Sie den *Grund* dafür kennen.«

»Es hat Tote gegeben«, erwiderte Armstrong. »Das ist ein verdammt schwer wiegender Vorwurf.«

»Wollen Sie ihn leugnen?«

Armstrong gab keine Antwort.

Reacher beugte sich nach vorn. »Einige entscheidende Fragen wurden nie gestellt«, sagte er. »Eines steht fest: Hätte ich dort gestanden und Truthahn ausgeteilt, und jemand hätte zu schießen

angefangen, woraufhin jemand anders auf mir liegend verblutet wäre, hätte ich früher oder später gefragt: Wer zum Teufel *waren* sie? Was zum Teufel *wollten* sie? Warum zum Teufel machen sie das? Das sind ziemlich grundlegende Fragen. Ich würde sie laut und deutlich aussprechen, das können Sie mir glauben. Aber Sie haben sie nicht gestellt. Wir sind anschließend zweimal mit Ihnen zusammengetroffen. Im Keller des Weißen Hauses und dann später beim Secret Service. Sie haben gefragt, ob sie schon gefasst seien. Das war Ihre große Sorge. Sie haben nie gefragt, wer sie sein oder welches Tatmotiv sie haben könnten. Und warum haben Sie das nicht getan? Dafür gibt's nur eine mögliche Erklärung: Sie *wussten* es bereits.«

Armstrong schwieg.

»Ihre Frau weiß es vermutlich auch«, sagte Reacher. »Sie haben erzählt, dass sie Ihnen vorgeworfen hat, andere Leute in Gefahr zu bringen. Ich glaube nicht, dass sie das allgemein

gemeint hat. Mit ziemlicher Sicherheit weiß sie, dass Sie's wissen, und findet, Sie hätten Ihr Wissen nicht für sich behalten dürfen.«

Armstrong zeigte keine Reaktion.

»Daher fühlen Sie sich jetzt ein bisschen schuldig, denke ich«, sagte Reacher. »Ich glaube, dass Sie deshalb bereit waren, die von mir vorgeschlagene Erklärung im Fernsehen abzugeben, und nun unbedingt an dem Trauergottesdienst teilnehmen wollen. Um Ihr schlechtes Gewissen zu beruhigen. Weil Sie's *wussten,* aber niemandem davon erzählt haben.«

»Ich bin Politiker«, erklärte Armstrong. »Wir haben Hunderte von Feinden. Es hätte keinen Zweck gehabt, darüber zu spekulieren.«

»Bockmist«, widersprach Reacher. »Diese Sache hat keinen politischen Hintergrund. Sie ist rein persönlich. Zu Ihren politischen Feinden gehört irgendein Sojabohnenanbauer in North Dakota, den

Sie durch Subventionskürzungen um ein paar Dollar pro Woche ärmer gemacht haben. Oder irgendein aufgeblasener alter Senator, dem Sie einmal bei einer Abstimmung die Gefolgschaft verweigert haben. Der Farmer könnte im Wahllokal einen anderen Kandidaten wählen und der Senator auf seine Chance lauern, Ihnen bei einer wichtigen Abstimmung in den Rücken zu fallen, aber keiner der beiden würde tun, was diese Männer machen.«

Armstrong schwieg.

»Ich bin kein Dummkopf«, sagte Reacher. »Sondern ein zorniger Mann, der zusehen musste, wie eine Frau, die er gern hatte, verblutet ist.«

»Ich bin auch kein Dummkopf«, warf Armstrong ein.

»Ich glaube schon. Aus Ihrer Vergangenheit taucht etwas auf, und Sie denken, Sie könnten es einfach ignorieren und aufs Beste hoffen?

Ist Ihnen nicht klar gewesen, was passieren würde? Leuten wie Ihnen fehlt die Perspektive. Sie haben sich für weltbekannt gehalten, nur weil Sie erst Abgeordneter und dann Senator waren? Nun, das waren Sie nicht. Gewöhnliche Menschen hatten niemals etwas von Ihnen gehört, bis Sie diesen Sommer in den Wahlkampf eingestiegen sind. Sie haben geglaubt, Ihre kleinen Geheimnisse seien längst bekannt? Nun, auch das war ein Irrtum.«

Armstrong sagte nichts.

»Was haben Sie verheimlicht?«, fragte Reacher.

Armstrong zuckte mit den Schultern. »Was vermuten Sie?«

Reacher dachte nach.

»Ich vermute, dass Sie jähzornig sind«, sagte er. »Genau wie Ihr Vater. Ich glaube, dass in der Zeit,

bevor Sie gelernt haben, sich zu beherrschen, andere Leute darunter gelitten haben. Manche haben das vielleicht vergessen, andere jedoch nicht. Ich glaube, dass zum Leben eines ganz bestimmten Menschen die Erfahrung gehört, dass ihm jemand einmal etwas angetan hat. Ihn selbst oder seinen Stolz verletzt oder ihm sonst irgendwie ernstlichen Schaden zugefügt hat. Ich glaube, dass der Betreffende diese Erfahrung verdrängt hat – bis er eines Tages den Fernseher eingeschaltet und zum ersten Mal seit dreißig Jahren wieder Ihr Gesicht gesehen hat.«

Armstrong saß einen langen Augenblick unbeweglich da.

»Wie weit ist das FBI in dieser Sache mit seinen Ermittlungen?«, fragte er.

»Es ist auf der völlig falschen Fährte. Es fahndet nach Leuten, die nicht existieren. Wir sind ihm

weit voraus.«

»Und was haben Sie vor?«

»Ich werde Ihnen helfen«, antwortete Reacher. »Nicht dass Sie das irgendwie verdient hätten. Es ist nur so, dass ich für einige Leute Partei ergreife: für Nendick und seine Frau, einen alten Mann namens Andretti, zwei Männer namens Armstrong und Crosetti und vor allem für Froelich, die die Freundin meines Bruders war.«

Danach herrschte Schweigen.

»Bleibt die Sache vertraulich?«, fragte Armstrong.

Reacher nickte. »Das muss sie. Allein aus eigenem Interesse.«

»Das klingt so, als hätten Sie vor, schwer wiegende Maßnahmen zu ergreifen.«

»Wer mit dem Feuer spielt, verbrennt sich die Finger.«

»Das ist das Gesetz des Dschungels.«

»Wo zum Teufel leben Sie Ihrer Meinung nach sonst?«

Armstrong überlegte eine Weile.

»Sie werden also mein Geheimnis kennen – und ich Ihres«, sagte er dann.

Reacher nickte. »Und so leben wir glücklich und zufrieden bis an unser seliges Ende.«

Danach herrschte wieder langes Schweigen. Reacher sah, wie Armstrong der Politiker verblasste und zu Armstrong dem Privatmann wurde.

»Sie haben in den meisten Punkten Unrecht«, sagte er, »aber nicht in allen.«

Armstrong zog eine Schublade auf, nahm einen Luftpolsterumschlag heraus und warf ihn auf den Schreibtisch. Er rutschte über das polierte Holz und blieb wenige Zentimeter vom Rand entfernt liegen.

»Das hier dürfte als erste Message zählen«, sagte er. »Es ist am Wahltag angekommen. Ich vermute, dass der Secret Service darüber gerätselt, aber nichts Verdächtiges daran gefunden hat. Also hat er die Sendung weitergeleitet.«

Der Luftpolsterumschlag war ein Standardprodukt aus dem Bürowarenhandel, adressiert an *Brook Armstrong, United States Senate, Washington, D. C.* Die Anschrift auf dem Selbstklebeetikett war in der vertrauten Computerschrift gedruckt: Times New Roman, vierzehn Punkte, fett. Diese Sendung war am achtundzwanzigsten Oktober irgendwo in Utah aufgegeben worden. Die Umschlagklappe sah aus, als wäre sie schon mehrmals geöffnet und wieder zugedrückt worden. Reacher zog sie auf

und warf einen Blick hinein. Hielt den Umschlag so, dass Neagley seinen Inhalt erkennen konnte.

Er enthielt lediglich einen Baseballschläger im Miniaturformat, wie sie als Andenken verkauft oder zu Werbezwecken verschenkt wurden. Er war aus honigfarbenem Holz gedrechselt, unbeschriftet und mit Klarlack überzogen. Bei einem Durchmesser von zweieinhalb Zentimetern wäre er ungefähr fünfunddreißig Zentimeter lang gewesen, doch jemand hatte ihn in Griffnähe abgebrochen. Das Holz war an einer Stelle angesägt und durchgebrochen worden. Das Bruchende sah zerkratzt und zersplittert aus, wahrscheinlich um den Eindruck zu erwecken, der Schläger sei versehentlich zerbrochen.

»Ich leide nicht unter Jähzorn«, sagte Armstrong. »Aber Sie haben Recht, mein Vater hat daran gelitten. Wir haben in einer Kleinstadt in Oregon gewohnt, irgendwie einsam und isoliert. Ein Nest, das von der Holzindustrie gelebt hat. Dort gab’s

gravierende soziale Unterschiede.

Die Sägewerksbesitzer besaßen große Häuser, die Vorarbeiter kleinere, die Arbeiter lebten in Hütten oder Pensionen. Es gab nur eine Schule. Meiner Mutter gehörte die einzige Apotheke. Die Straße hinunter lag der Rest des Staats, die Straße hinauf gab's unberührte Wälder. Wir sind uns wie im Grenzland vorgekommen. Man nahm's nicht so genau mit dem Gesetz, aber das war nicht so schlimm. Manchmal kamen ein paar Nutten durch die Stadt, und in den Kneipen wurde viel getrunken, aber insgesamt hat man sich bemüht, eine ganz normale amerikanische Kleinstadt zu sein.«

Er schwieg eine Weile, legte seine Hände flach auf den Schreibtisch und starrte sie an.

»Ich war damals achtzehn«, fuhr er fort. »Mit der High School fertig, am College eingeschrieben, in den letzten Ferienwochen zu Hause.

Meine Schwester war irgendwohin verreist. Bei uns am Tor hing ein Briefkasten. Mein Vater hatte ihn selbst gebaut – in Form eines kleinen Sägewerks. Eine hübsche Arbeit aus winzigen Zedernholzstreifen. Im Jahr zuvor war er zu Halloween zertrümmert worden, Sie wissen schon, dieser üble Halloween-Brauch, wenn gewaltbereite Jugendliche mit Baseballschlägern unterwegs sind und auf Briefkästen dreschen.

Mein Vater hatte das Splittern gehört und die Jungen verfolgt, sie aber nicht erwischt. Wir waren alle sauer, weil der Briefkasten hübsch gewesen war und seine Zerstörung uns sinnlos erschien. Aber er baute einen neuen, stabileren und bestand darauf, ihn zu bewachen. In manchen Nächten hat er sich draußen versteckt und gewartet.«

»Und die Jugendlichen sind zurückgekommen«, sagte Neagley.

Armstrong nickte. »Im Spätsommer dieses

Jahres«, sagte er. »Zwei Jugendliche, in einem Pickup, mit einem Baseballschläger. Zwei große, kräftige Jungen. Ich kannte sie nur vom Sehen. Sie waren Brüder, glaube ich. Wirklich brutale Kerle, wissen Sie, Kriminelle, Rowdys von außerhalb der Stadt, von denen man sich lieber fern hielt. Als sie auf den Briefkasten einschlugen, sprang mein Vater aus seinem Versteck. Es kam zu einer Auseinandersetzung. Sie verspotteten ihn, bedrohten ihn, sagten schlimme Dinge über meine Mutter. Forderten ihn höhnisch auf: Bring sie raus, dann besorgen wir's ihr mit diesem Schläger – viel besser, als du's kannst. Sie können sich vorstellen, von welchen Gesten diese Aufforderung begleitet wurde. Das Ganze artete in eine Schlägerei aus, bei der mein Vater unverschämtes Glück hatte.

Zwei Boxhiebe, zwei Volltreffer, und schon war er Sieger. Vielleicht lag's ja auch an seiner Militärausbildung. Der Schläger war zerbrochen. Ich dachte, damit sei die Sache erledigt, aber er hat die Jugendlichen auf unser Grundstück gezerrt, aus

dem Sägewerk Ketten und Vorhängeschlösser geholt und sie damit an einen Baum gekettet. Sie mussten sich so hinknien, dass sie den Baumstamm zwischen sich hatten. Mein Vater ist völlig ausgerastet. In seinem Zorn hat er nur noch rot gesehen. Er hat mit dem kaputten Baseballschläger auf die beiden eingeprügelt. Ich hab versucht, ihn daran zu hindern, aber das war unmöglich. Dann hat er gesagt, er werde es *ihnen* mit dem Schläger besorgen, mit dem abgebrochenen Ende, wenn sie ihn nicht darum bitten würden, es nicht zu tun. Also haben sie gebettelt. Lange und laut.«

Er schwieg.

»Ich war die ganze Zeit dabei«, begann er wieder. »Ich hab nur versucht, meinen Vater zu beruhigen, das war alles. Aber diese Kerle haben mich angestarrt, als sei ich daran *beteiligt*. Als sei ich Zeuge ihrer schlimmsten Niederlage, sähe sie völlig gedemütigt. Was vermutlich das Schlimmste ist, was einem Rowdy passieren kann. Aus ihren

Blicken hat absoluter *Hass* gesprochen. Gegen *mich*. Als wollten sie sagen: Weil du das gesehen hast, musst du jetzt sterben. So schlimm war's tatsächlich.«

»Was ist dann passiert?«, fragte Neagley.

»Mein Vater hat sie angekettet gelassen und ihnen gesagt, sie müssten die ganze Nacht so verbringen, und am Morgen würde er sie sich noch mal vornehmen. Wir sind ins Haus, und er ist schlafen gegangen.

Ich habe mich eine Stunde später wieder hinausgeschlichen und wollte sie laufen lassen. Aber sie waren schon fort, hatten sich irgendwie befreit. Sie sind nie zurückgekommen, und ich habe sie nie mehr gesehen. Nachdem ich mein Studium aufgenommen hatte, bin ich eigentlich – außer in den Semesterferien – nie wieder richtig zu Hause gewesen.«

»Und dann ist Ihr Vater gestorben.«

Armstrong nickte. »Er hat an starkem Bluthochdruck gelitten, was bei seiner Psyche nur verständlich war. Die Sache mit den beiden Jungen habe ich im Lauf der Zeit verdrängt. Sie war nur eine Episode aus der Vergangenheit. Aber ich habe sie nicht wirklich *vergessen*. Der Ausdruck in ihren Augen blieb mir im Gedächtnis haften. Ich sehe ihn noch jetzt vor mir. Eiskalter Hass. Als seien sie zwei Kriminelle, die es nicht ertragen konnten, anders gesehen zu werden, als sie sich selbst sahen. Als beginge ich eine Todsünde, nur weil ich zufällig Augenzeuge ihrer Niederlage wurde. Als *täte* ich ihnen damit etwas an. Als sei ich ihr Feind. So haben sie mich angestarrt. Ich hab es aufgegeben, das verstehen zu wollen, schließlich bin ich kein Psychologe. Aber ihr Blick hat sich mir eingebrannt. Als diese Sendung ankam, musste ich keine Sekunde lang überlegen, von wem sie stammen könnte, obwohl das nun schon fast dreißig Jahre zurückliegt.«

»Kennen Sie ihre Namen?«, fragte Reacher.

Armstrong schüttelte den Kopf. »Außer dass sie irgendwo in der näheren Umgebung wohnten, wusste ich nichts über sie. Was haben Sie jetzt vor?«

»Wissen Sie, was ich *gern* täte?«

»Was?«

»Ihnen beide Arme brechen und Sie nie wiedersehen. Hätten Sie am Wahltag den Mund aufgemacht, würde Froelich noch leben.«

»Warum zum Teufel haben Sie's nicht getan?«, fragte Neagley.

Armstrong schüttelte den Kopf. In seinen Augen standen Tränen.

»Weil ich nicht geahnt habe, dass die Sache ernst gemeint war«, sagte er. »Ehrlich nicht, das

schwöre ich Ihnen beim Leben meiner Tochter. Können Sie das nicht verstehen? Ich dachte nur, das sollte mich an damals erinnern oder mich beunruhigen. Ich hab mich gefragt, ob sie etwa noch immer glaubten, ich sei damals im Unrecht gewesen, und ob dies eine Drohung sein sollte, mich politisch in Verlegenheit zu bringen oder irgendwie bloßzustellen oder sonst was. Aber das hat mir keine großen Sorgen gemacht, weil ich damals eben nicht im Unrecht gewesen war. Einen anderen Grund konnte ich für diese Zusendung nicht erkennen. Ich war dreißig Jahre älter – und sie natürlich auch. Ich bin ein vernünftig denkender Mensch, und dafür habe ich auch sie gehalten. Für mich stellte sich das Ganze nur als ein geschmackloser Scherz dar. Wie konnte ich ahnen, dass damit irgendeine *Gefahr* verbunden war? Also hat die Sache mich nur etwa eine Stunde beunruhigt, dann habe ich mich nicht weiter mit ihr beschäftigt. Möglicherweise gibt es irgendein halbherziges Nachfassen, dachte ich, aber damit wollte ich mich erst befassen, wenn es so weit

war. Doch dazu ist es nicht gekommen. Nicht meines Wissens. *Weil mich niemand informiert hat*. Bis heute. Bis *Sie* mir davon erzählt haben. Und wenn's nach Stuyvesant ginge, wüsste ich es noch immer nicht. Dabei hat es deswegen schon *Tote* gegeben. O Gott, warum hat er mich nicht von Anfang an darüber unterrichtet? Ich hätte ihm die ganze Geschichte erzählen können, wenn er mich nur *gefragt* hätte.«

Niemand sprach.

»Sie haben also Recht und zugleich auch Unrecht«, fuhr Armstrong fort. »Ich wusste, wer und warum, aber nicht die ganze Zeit über. Ich kannte den Anfang und das Ende. Als geschossen wurde, wusste ich sofort, was lief. Das war ein unglaublicher Schock, völlig aus heiterem Himmel. *So* sollte das Nachfassen also aussehen? Was für eine verrückte Eskalation. Ich kam mir vor wie jemand, der damit rechnet, eines Tages mit einer verfaulten Tomate beworfen zu werden, und

stattdessen eine Atomrakete abbekommt. Plötzlich war die Welt aus den Fugen geraten. Wie hätte ich diese Art von Irrsinn vorhersehen können?«

Schweigen.

»So, das ist mein schlimmes Geheimnis«, sagte Armstrong. »Nicht dass ich vor dreißig Jahren etwas Unrechtes getan hätte, aber ich hatte vor drei Wochen nicht genug Fantasie, mir vorzustellen, welche Folgen diese Sendung haben würde.«

Niemand sprach.

»Soll ich Stuyvesant jetzt darüber informieren?«, fragte Armstrong.

»Ihre Entscheidung«, antwortete Reacher.

Armstrong der Privatmann verblasste wieder und wurde durch Armstrong den Politiker ersetzt.

»Ich werde es ihm nicht sagen«, erklärte er. »Schlecht für ihn, schlecht für mich. Menschen haben gelitten, einige sind sogar gestorben. Man könnte uns beiden gravierende Fehleinschätzungen vorwerfen. Er hätte mich fragen, ich hätte es ihm erzählen sollen.«

Reacher nickte. »Überlassen Sie die Sache also uns. Dann kennen Sie unser Geheimnis und wir Ihres.«

»Und leben glücklich und zufrieden bis an unser seliges Ende.«

»Nun, wir werden zumindest leben«, meinte Reacher.

»Personenbeschreibung?«, wollte Neagley wissen.

»Gewöhnliche Jugendliche«, sagte Armstrong. »Etwa in meinem Alter. Ich erinnere mich nur an

ihre Augen.«

»Wie heißt die Stadt?«

»Underwood, Oregon«, antwortete Armstrong. »Wo meine Mutter noch immer lebt und ich in einer Stunde hinreise.«

»Und diese Jugendlichen waren von dort?«

Armstrong sah zu Reacher. »Sie haben die Vermutung geäußert, dass sie sich nach Hause zurückziehen werden, um zu warten.«

»Ja«, sagte Reacher. »Das stimmt.«

»Und ich bin genau dorthin unterwegs.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen«, beruhigte ihn Reacher.

»Diese Theorie ist inzwischen längst überholt. Ich nehme an, sie haben erwartet, dass Sie sich an

sie erinnern würden. Sie konnten nicht voraussehen, dass zwischen Ihnen und dem Secret Service Funkstille herrschen würde. Sie wollen vermeiden, dass Sie das FBI direkt zu ihrer Tür führen. Deshalb haben Sie ihre Adresse geändert. Sie leben nicht mehr in Oregon. Das können wir als feststehende Tatsache betrachten.«

»Wie wollen Sie sie dann finden?«

Reacher schüttelte den Kopf. »Wir können sie nicht finden. Nicht jetzt. Nicht rechtzeitig. Sie müssen uns finden. In Wyoming. Bei dem Trauergottesdienst.«

»Ich werde auch dort sein. Mit einem Minimum an Schutz.«

»Dann können wir nur hoffen, dass alles vorbei ist, wenn Sie eintreffen.«

»Sollte ich Stuyvesant darüber informieren?«, fragte Armstrong nochmals.

»Ihre Entscheidung«, wiederholte Reacher.

»Ich kann meine Teilnahme nicht absagen. Das wäre falsch.«

»Nein«, sagte Reacher. »Vermutlich nicht.«

»Ich kann's Stuyvesant jetzt nicht sagen.«

»Nein«, sagte Reacher. »Vermutlich nicht.«

Armstrong schwieg. Reacher und Neagley standen auf, um zu gehen.

»Übrigens«, sagte Reacher, »wir glauben, dass diese Männer später Cops geworden sind.«

Armstrong saß ganz ruhig da und begann den Kopf zu schütteln, hörte aber gleich wieder damit auf und starrte auf den Schreibtisch.

Über sein Gesicht huschte ein Schatten.

»Irgendwas, das sie damals gesagt haben«, erklärte er. »Ich hab's nur mit halbem Ohr gehört und natürlich nicht geglaubt. Aber ich erinnere mich jetzt, dass sie behauptet haben, ihr Vater sei ein Cop, und er könne dafür sorgen, dass wir große Schwierigkeiten bekämen.«

Reacher sagte nichts.

Die Bodyguards begleiteten sie hinaus. Sie gingen durch das Zelt auf dem Gehsteig und machten sich auf den Weg zur Metro. Die Luft fühlte sich klar und kalt an. Die Straßen waren jetzt am späten Vormittag menschenleer. Neagley riss den Umschlag auf, den Stuyvesant ihr gegeben hatte. Er enthielt einen Scheck über fünftausend Dollar. In der Betreff-Zeile stand: Professionelle Beratung. Reachers Umschlag enthielt zwei Schecks. Einen über ebenfalls fünftausend Dollar, einen anderen – auf den Cent genau – für seine Auslagen für das

Sicherheitsaudit.

»Wir sollten einkaufen gehen«, meinte Neagley. »In diesen Klamotten können wir in Wyoming nicht auftreten.«

»Ich will nicht, dass du mitkommst«, sagte Reacher.

17

Sie trugen ihren Streit auf offener Straße aus, während sie durch Georgetown gingen.

»Machst du dir Sorgen um meine Sicherheit?«, fragte Neagley. »Das sollst du nicht. Mir passiert schon nichts. Ich kann selbst auf mich aufpassen

und meine Entscheidungen allein treffen.«

»Ich mach mir keine Sorgen um deine Sicherheit«, entgegnete Reacher.

»Worum dann? Um meine Leistung? Ich bin viel besser als du.«

»Das weiß ich.«

»Okay, wo liegt dann das Problem?«

»Das Problem ist deine Lizenz. Du hast etwas zu verlieren.«

Neagley schwieg.

»Du verfügst über eine Lizenz, stimmt's?«, fragte Reacher. »Um in deiner Branche arbeiten zu können? Und du hast ein Büro, einen Job und einen festen Wohnsitz. Ich werde nach dieser Sache verschwinden. Du kannst das nicht.«

»Glaubst du, dass wir geschnappt werden?«

»Ich kann's mir leisten, das zu riskieren, du nicht.«

»Wenn wir nicht geschnappt werden, gibt's kein Risiko.«

Diesmal schwieg Reacher.

»Es ist genau so, wie du's Bannon erklärt hast«, sagte sie. »Ich stelle mir vor, ich liege da und habe einen der Kerle im Visier, spüre plötzlich ein Kribbeln am Rückgrat. Dann brauche ich dich, damit du mir den Rücken freihältst.«

»Dies ist nicht dein Kampf.«

»Und warum ist es deiner? Weil irgendeine Frau, die dein Bruder verlassen hat, umgekommen ist, während sie ihre Pflicht getan hat?

Das ist verdammt weit hergeholt.«

Reacher sagte nichts.

»Okay, es ist dein Kampf«, lenkte Neagley ein. »Das weiß ich. Aber diese Sache in deinem Kopf, die ihn zu deinem Kampf *macht,* macht ihn auch zu meinem. Weil ich dieselbe Sache in *meinem* Kopf habe.

Und selbst wenn wir nicht dieselbe Einstellung hätten … würdest du mir denn nicht helfen, wenn ich ein Problem hätte?«

»Natürlich, wenn du mich darum bitten würdest.«

»Okay, dann sind wir quitt.«

»Aber ich bitte dich nicht darum.«

»Im Moment nicht. Aber das kommt noch. Du bist zweitausend Meilen von Wyoming entfernt und hast keine Kreditkarte, um dir ein Flugticket zu

besorgen. Aber ich habe eine. Du bist mit einem kleinen Klappmesser bewaffnet, und ich kenne einen Kerl in Denver, der uns, ohne Fragen zu stellen, jede Waffe verkauft, die wir haben wollen –und du kennst ihn nicht. Ich kann uns in Denver für den Rest der Strecke einen Wagen mieten, und du kannst das nicht.«

Sie gingen weiter, zwanzig Meter, dreißig.

»Okay«, sagte Reacher. »Ich bitte dich darum.«

»Die Klamotten kaufen wir in Denver«, erklärte sie. »Ich weiß ein paar gute Geschäfte.«

Sie erreichten Denver vor fünfzehn Uhr Ortszeit. Die Hochebenen um die Stadt lagen im Winterschlaf. Schnee war noch keiner gefallen, aber er würde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die Schneepflüge für die Landebahnen standen aufgereiht in Bereitschaft. Die Schneezäune waren aufgebaut. Die Leihwagenfirmen hatten ihre Limousinen nach

Süden verlegt und Geländewagen herantransportiert. Am Avis-Schalter unterschrieb Neagley für einen GMC Yukon. Sie fuhren mit dem Shuttlebus zum Parkplatz und übernahmen den Wagen, der Froelichs schwarzem Suburban sehr ähnlich sah. Er war allerdings gut einen halben Meter kürzer.

Sie fuhren damit die weite Strecke in die Stadt. Hier schien es unendlich viel Platz zu geben. Nachdem sie den Wagen in einem Parkhaus in der Innenstadt abgestellt hatten, gingen sie drei Straßenblocks weit, um das Geschäft zu suchen, das Neagley im Kopf hatte. Es war ein Laden für Outdoor- und Trekkingbedarf. Sie erstanden ein Teleskop, wie es Vogelliebhaber benutzen, und eine Wanderkarte, die Wyoming im Detail zeigte, und schlenderten dann zu den Ständern mit Bekleidung. Neagley entschied sich für strapazierfähige Wintersachen in Grün- und Brauntönen. Reacher kleidete sich ähnlich wie in Atlantic City ein – zum doppelten Preis bei

doppelt so guter Qualität. Diesmal legte er eine Mütze und ein Paar Handschuhe dazu. Er zog sich in einer Umkleidekabine um, ließ Joes letzten Anzug im Abfallbehälter zurück.

Neagley entdeckte an einer Straßenecke ein Münztelefon und telefonierte kurz. Dann gingen sie zu ihrem Leihwagen in die Tiefgarage zurück und fuhren anschließend in eines der zweifelhafteren Viertel von Denver. In der Luft hing ein starker Geruch nach Hundefutter.

»Hier gibt's eine Fabrik dafür«, erklärte sie.

Reacher nickte. »Was du nicht sagst.«

Sie bog in eine Art Gewerbegebiet ab und schlängelte sich durch ein Labyrinth aus niedrigen, mit Metallplatten verkleideten Gebäuden. Hier gab es Fußbodenbeläge, einen Bremsendienst und einen Reifenhändler, der vier Winterreifen für

neunundneunzig Dollar anbot und für eine Spurvermessung zwanzig Dollar verlangte. An einer Ecke stand ein niedriges Werkstattgebäude allein in der Mitte einer tausend Quadratmeter großen Asphaltfläche, die von tiefen Rissen durchzogen war.

Das Gebäude hatte ein geschlossenes Rolltor, über dem ein handgemaltes Firmenschild hing: *Eddie Brown Engineering*.

»Ist das dein Mann?«, fragte Reacher.

Neagley nickte. »Was brauchen wir?«

Reacher zuckte mit den Schultern. »Zwecklos, sich darüber viele Gedanken zu machen. Was Langes und was Kurzes, für beide je eins.

Und reichlich Munition, denke ich. Das müsste genügen.«

Sie hielt vor dem Rolltor und hupte kurz. Aus der

Tür daneben trat ein großer, breitschultriger, stiernackiger Mann. Er hatte kurzes blondes Haar und ein freundliches, offenes Gesicht, aber auch riesige Pranken und starke Handgelenke – sicher niemand, mit dem man sich nur so aus Spaß anlegte. Er machte eine Handbewegung und verschwand wieder nach drinnen. Und Sekunden später begann das Rolltor sich nach oben in Bewegung zu setzen. Neagley fuhr darunter hindurch, und das Tor schloss sich hinter ihnen.

Innen war das Gebäude nur etwa halb so groß, wie es seinen Außenmaßen nach hätte sein müssen. Der Betonboden wies Öl- und Fettspuren auf, und die Werkstatt war mit Drehbänken, Bohrmaschinen, Metallsägen und Schweißgeräten ausgestattet, während in Regalen alle möglichen Bleche und Bündel von Stahlrohren lagen. Die Rückwand des Raums befand sich fünf Meter weiter innen, als die äußeren Abmessungen des Gebäudes es erforderlich machten. Anscheinend befand sich dahinter ein weiterer größerer Raum.

»Das hier ist Eddie Brown«, stellte Neagley den Mann vor.

»Nicht mein richtiger Name«, sagte der.

Er öffnete den Zugang zum Geheimraum, indem er an einem hohen Stapel Metallschrott zog. Das Zeug war zusammengeschweißt und mit einer dahinter versteckten Stahlplatte verbunden. Die ganze Konstruktion ließ sich wie eine riesige dreidimensionale Tür an gut geölten Angeln lautlos in die Werkstatt hineinschwenken. Der Typ, der sich Eddie Brown nannte, führte sie in eine völlig andere Umgebung.

Der versteckte Raum, in dem es nach Waffenöl roch, war blitzblank wie ein Operationssaal. Seine weiß gestrichenen Wände verschwanden hinter hohen Ständern und Regalen. Die Regale an einer Wand enthielten Handfeuerwaffen, teils lose, teils originalverpackt. Die Ständer an zwei Wänden waren voller Langfeuerwaffen: Karabiner, Sturm-

und Maschinengewehre, über Meter hinweg sauber und ordentlich aufgereiht. Das vierte Wandregal stand wie eine Bibliothek voller Munitionsschachteln. Reacher konnte neues Messing, bedruckte Pappe und einen schwachen Pulvergeruch riechen.

»Ich bin beeindruckt«, sagte Reacher.

»Nehmt, was ihr braucht«, forderte Eddie sie auf.

»Wohin führen die Seriennummern?«

»Zum österreichischen Bundesheer«, antwortete Eddie. »Danach verlieren sie sich irgendwo im Dunkeln.«

Zwanzig Minuten später waren sie wieder auf der Straße, und Reachers sorgfältig im Laderaum ausgebreitete neue Jacke verdeckte zwei Neunmillimeter-Pistolen Steyr GB, eine Heckler & Koch MP5 ohne Schalldämpfer, ein Sturmgewehr M16 und Schachteln mit Hunderten von Schuss

Munition für jede dieser Waffen.

Sie erreichten Wyoming auf der I-25 nach Norden fahrend kurz nach Einbruch der Dunkelheit. In Cheyenne bogen sie links ab und kamen auf die I-80. Sie fuhren bis Laramie nach Westen und dann wieder in Richtung Norden. Die Kleinstadt Grace war noch fünf Stunden entfernt, ein gutes Stück hinter Casper. Auf der Landkarte war zu sehen, dass sie irgendwo am Ende der Welt zwischen hoch aufragenden Bergen auf der einen und weitem Grasland auf der anderen Seite lag.

»Wir übernachten in Medicine Bow«, sagte Reacher. »Klingt irgendwie cool, finde ich. Wir versuchen, Grace morgen bei Tagesanbruch zu erreichen.«

Nachts wirkte Medicine Bow nicht besonders cool, aber etwa zwei Meilen außerhalb lag ein Motel, in dem noch Zimmer frei waren. Neagley zahlte für beide. Dann fanden sie eine Meile in

Gegenrichtung ein Steakhaus und aßen riesige Rumpsteaks, die weniger als ein Drink in Washington kosteten. Als die Stühle auf die Tische gestellt wurden, verstanden sie den Hinweis und fuhren in ihr Motel zurück. Reacher ließ seine Jacke im Wagen, um ihr Waffenarsenal vor neugierigen Blicken zu schützen. Sie sagten sich auf dem Parkplatz gute Nacht. Reacher ging sofort ins Bett. Er hörte Neagley durch die ziemlich dünnen Wände singen, während sie duschte.

Er wachte am Samstagmorgen um vier Uhr auf. Neagley duschte schon wieder, sang wieder.

Wann zum Teufel schläft sie eigentlich? ,fragte er sich. Er wälzte sich aus dem Bett und tappte ins Bad. Drehte seine Dusche heiß auf, wodurch ihre kalt zu werden schien, denn er hörte einen gedämpften Aufschrei. Also drehte er sie wieder ab und wartete, bis sie fertig war. Dann duschte er, zog sich an und ging hinaus zum Wagen, wo sie sich trafen. Es war noch stockfinster. Und

verdammt kalt. Aus Westen trieben einzelne Schneeflocken heran.

»Konnte keinen Kaffee auftreiben«, entschuldigte sich Neagley.

Eine Stunde nördlich bekamen sie welchen. Ein Schnellimbiss an der Straße hatte geöffnet. Sie sahen seine Lichter schon aus einer Meile Entfernung. Er lag an der Einmündung einer unbefestigten Straße, die zum Medicine Bow National Forest führte, und sah aus wie eine Scheune: lang und niedrig, aus rötlichen Holzbohlen errichtet. Draußen kalt, innen warm. Sie saßen an einem mit karierten Vorhängen geschmückten Fenster und aßen Rührei mit Schinken und Toast, dazu tranken sie starken Kaffee.

»Okay, ich schlage vor, dass wir sie Eins und Zwei nennen«, sagte Neagley. »Eins ist der Typ aus Bismarck. Den erkennst du. Zwei ist der auf dem

Überwachungsvideo. Den könnten wir anhand des Körperbaus identifizieren. Aber wir wissen nicht wirklich, wie er aussieht.«

Reacher nickte. »Also achten wir auf den Mann aus Bismarck, der sich mit einem anderen Typen rumtreibt. Zwecklos, sich mehr vorzunehmen.«

»Das klingt nicht sehr begeistert.«

»Du solltest nach Hause fahren.«

»He, was hast du plötzlich?«

»Ein schlechtes Gefühl.«

»Du bist nervös, weil's Froelich erwischt hat. Das ist alles. Bedeutet noch lange nicht, dass mir etwas zustoßen muss.«

Er schwieg.

»Wir sind zwei gegen zwei«, stellte Neagley fest.

»Du und ich gegen zwei Hinterwäldler. Und du bist deswegen besorgt?«

»Nicht besonders«, erwiderte er.

»Vielleicht kreuzen sie überhaupt nicht auf. Bannon vermutet, sie wissen, dass das eine Falle ist.«

»Sie werden kommen«, sagte Reacher. »Sie sind herausgefordert worden. Das ist eine Testosteron-Sache. Und sie haben mehr als genug Schrauben locker, um sofort darauf anzuspringen.«

»Trotzdem, es wird mir nichts passieren, auch wenn sie kommen.«

»Und wenn doch? Ich hätte ein furchtbar schlechtes Gewissen.«

»Das brauchst du nicht.«

»Sag mir, dass ich dich nicht zum Mitmachen

zwinge.«

»Mein eigener Entschluss.«

Er nickte. »Okay, dann los.«

Sie fuhren weiter. Große Schneeflocken wirbelten im Scheinwerferlicht. Die Straße war schmal und schlängelte sich durch endloses dunkles Hügelland.

»In Casper gibt's vermutlich eine Polizei«, meinte Reacher.

Neagley nickte. »Könnten hundert Mann sein. Casper ist fast so groß wie Cheyenne oder sogar Bismarck.«

»Und sie ist auch für Grace zuständig«, sagte Reacher.

»Gemeinsam mit der State Police, vermute ich.«

»Also sind irgendwelche anderen Cops, die auftauchen, unsere Männer.«

»Du bist immer noch davon überzeugt, dass sie Cops sind?«

Er nickte. »Das ist die einzig logische Möglichkeit. Die Kontaktaufnahme mit Nendick und Andretti in den Cop-Bars, die Vertrautheit mit dem NCIC, der Zugang zu staatlichen Waffen. Und die Art, wie sie überall problemlos auftauchen und verschwinden. Menschenmengen, Verwirrung, da kommt man mit einer goldenen Plakette überall durch.

Und falls Armstrong Recht hat, dass ihr Vater ein Cop war, wäre meine Vermutung noch plausibler. Dieser Beruf wird oft vererbt – wie der Soldatenberuf.«

»Mein Vater war nicht beim Militär.«

»Aber meiner, das war sofort eine Trefferquote

von fünfzig Prozent für meine Theorie. Höher als bei den meisten anderen Berufen. Und weißt du, was mich wirklich überzeugt hat?«

»Was?«

»Etwas, auf das wir längst hätten kommen müssen. Aber wir haben es völlig übersehen. *Die beiden toten Armstrongs*. Wie und wo zum Teufel *treibt* man zwei weiße Männer mit blondem Haar, blauen Augen, dem richtigen Geburtsdatum, den richtigen Gesichtern und vor allem den richtigen Vor- und Nachnamen auf? Dafür gibt es nur einen Ort: die nationale DMV-Datenbank. Informationen über Führerscheininhaber, Namen, Adressen, Geburtsdaten, Fotos – alles da, alles abrufbar. Und niemand hat Zugang dazu außer Cops, die direkt darauf zugreifen können.«

Neagley überlegte einen Moment.

»Okay, sie *sind* Cops«, sagte sie.

»Allerdings. Und wir sind vernagelt gewesen, weil wir das nicht schon am Dienstag erkannt haben.«

»Aber hätten Cops nicht schon längst von Armstrong gehört?«

»Warum sollten sie? Cops leben in ihrer eigenen kleinen Welt, genau wie jeder andere. Ist man zum Beispiel bei einer kleinen Polizei auf dem Land in Maine, Florida oder außerhalb von San Diego beschäftigt, kennt man vielleicht einen Quarterback der New York Giants oder einen Centerfielder der Chicago White Sox, aber nicht unbedingt den Juniorsenator von North Dakota. Außer man ist politikinteressiert, was die meisten Leute nicht sind.«

Rechts von ihnen, weit im Osten, wurde ein schmaler Streifen Himmel langsam heller. Es schneite immer noch.

»Worauf tippst du also?«, fragte sie. »Maine,

Florida oder Kalifornien? Das müssen wir wissen, denn falls sie mit dem Flugzeug kommen, sind sie nur mit dem bewaffnet, was sie sich hier besorgen können.«

»Kalifornien ist eine Möglichkeit«, antwortete Reacher. »Oregon nicht. Würden sie noch dort leben, hätten sie Armstrong keinen Hinweis auf ihre Identität gegeben. Nevada ist eine andere Option.

Ebenso Utah oder Idaho. Alles andere ist zu weit weg.«

»Wofür?«

»Um nicht allzu weit von Sacramento entfernt zu sein. Wie lange hält sich Eis in einer gestohlenen Kühltasche?«

Neagley schwieg.

»Nevada, Utah oder Idaho«, wiederholte

Reacher. »Das ist mein Tipp. Nicht Kalifornien. Ich glaube, sie wollten eine Staatsgrenze zwischen sich und die Stadt bringen, aus der sie sich den Daumen besorgt haben. Erzeugt psychologisch ein besseres Gefühl. Ich vermute, dass sie eine Tagesfahrt von Sacramento entfernt leben. Das bedeutet, dass sie auch eine Tagesfahrt nach Grace haben, nur in die andere Richtung. Also kommen sie mit dem Auto, was heißt, dass sie bis an die Zähne bewaffnet sind.«

»Wann?«

»Heute, wenn sie einen Funken Verstand haben.«

»Den Baseballschläger haben sie in Utah aufgegeben«, sagte Neagley.

Reacher nickte. »Folglich können wir Utah streichen. Ich glaube nicht, dass sie etwas in ihrem Heimatstaat aufgegeben hätten.«

»Also bleiben Idaho oder Nevada«, erklärte Neagley. »Wir sollten auf Autokennzeichen achten, denke ich.«

»Grace ist ein Touristenziel. Dort wird's massenhaft Nummernschilder von außerhalb geben. Auch wir haben Kennzeichen aus Colorado.«

»Wie werden sie's anstellen?«

»Edward Fox«, sagte Reacher. »Sie wollen überleben, und sie sind keine schlechten Schützen. Hundertzwanzig Meter in Minnesota, neunzig in Washington. Sie werden versuchen, ihn am Kirchenportal zu erwischen, vielleicht auch auf dem Friedhof. Ihn neben einem Grabstein tot zusammenbrechen lassen.«

Neagley bog nach rechts auf die Route 220 ab. Diese Straße war breiter, hatte einen besseren Fahrbahnbelag. Sie verlief neben einem Fluss, dessen Lauf sie folgte. Der Himmel im Osten war noch etwas heller geworden. Vor sich sahen sie

den schwachen Lichtschein von Casper, zwanzig Meilen nördlich. Die Schneeflocken wirbelten weiter aus Westen heran.

»Und wie sieht dein Plan aus?«, wollte Neagley wissen.

»Wir müssen das Gelände inspizieren«, antwortete Reacher.

Er warf einen Blick aus dem Seitenfenster. Seit Denver hatte er nur Nacht gesehen.

Am Stadtrand von Casper hielten sie, um zu tanken, noch einen Kaffee zu trinken und auf die Toilette zu gehen. Dann übernahm Reacher das Steuer. Er fuhr auf der Route 87 ziemlich schnell in Richtung Norden, weil sie spät dran waren. Im Osten brach schon der Tag an, und sie waren noch weit von Grace entfernt. Sie schlängelten sich durch die Vorberge. Rechts von ihnen, nach Osten hin, dehnten sich die Great Plains flach bis nach Chicago und weiter aus. Links von ihnen, im

Westen, ragten die Rocky Mountains auf. In den tieferen Lagen waren sie überwiegend mit Tannen bewaldet, und ihre grauen Felsgipfel sahen tief verschneit aus. Das Asphaltband der Straße führte meilenweit durch ein hoch gelegenes Wüstenplateau mit Salbeibüschen und hellbraunen Gräsern, die in der Morgensonne purpurrot leuchteten.

»Schon mal hier gewesen?«, fragte Neagley.

»Nein.«

»Wir müssen bald nach Osten abbiegen«, sagte sie. »In Richtung Thunder Basin.«

Er wiederholte den Ortsnamen in Gedanken, weil ihm der Klang dieser Worte gefiel. *Thunder Basin. Thunder Basin.*

Er bog vom Highway halb rechts auf eine schmale Landstraße mit Wegweisern nach Midwest und Edgerton ab. Nach Osten hin fiel das Gelände

leicht ab. Dreißig Meter hohe Tannen warfen lange Morgenschatten. Aus dem endlos sich dahinziehenden Grasland ragten hier und dort die Überreste ehemaliger Industriestätten auf.

»Öl«, erklärte Neagley. »Und Kohlebergwerke. Vor achtzig Jahren stillgelegt.«

»Das Land sieht ziemlich flach aus«, sagte Reacher.

Aber er wusste, dass dieser Eindruck täuschte, denn die tief stehende Sonne erhob Verwerfungen, Spalten und kleine Terrassen ins Relief. Sie befanden sich in einer Übergangszone, in der die Berge in die Hochebene, zum Teil bis nach Nebraska, ausliefen und die einem Mann, der zu Fuß unterwegs war, unendlich viele Verstecke bot.

»Es sollte völlig flach sein«, sagte Neagley.

Reacher nickte. »Bis auf einen kleinen Hügel hundert Meter von der Stelle entfernt, an der

Armstrong stehen wird. Und einen weiteren kleinen Hügel hundert Meter dahinter, von dem aus wir das Ganze beobachten können.«

»So einfach wird's nicht sein.«

»Das ist es nie«, sagte Reacher.

Sie fuhren eine volle Stunde nach Nordosten weiter. Die Sonne stand jetzt höher. Der Morgenhimmel war rosa und purpurrot gestreift und ließ die Rockies hinter ihnen rot erstrahlen. Vor ihnen und rechts der Straße erstreckte sich das Grasland. Das Schneewirbeln hatte aufgehört.

»Hier abbiegen«, sagte Neagley.

»Hier?« Er hielt und sah sich die Abzweigung an. Nur ein Feldweg, der nach Süden ins Nirgendwo führte.

»Dort unten liegt eine Kleinstadt?«, fragte er.

»Laut Karte, ja«, antwortete Neagley.

Er setzte zurück und bog in den Feldweg ein, der eine Meile durch Tannenwald verlief. Als sie ihn verließen, war nichts von einem Ort zu sehen.

»Nur weiter«, ermutigte ihn Neagley.

Sie fuhren weiter, zwanzig, dreißig Meilen. Es ging auf und ab, über einen Grat und dann in eine fünfzig Meilen weite Senke mit Gras und Salbeibüschen hinab. Der Weg verlief genau nach Süden und überquerte am Fuß der Senke einen Fluss. Zwei aus dem Nichts kommende Straßen trafen an der Brücke aufeinander, wo sich scheinbar willkürlich verteilte Gebäude befanden. Das Ganze sah wie ein großes K aus.

»Das ist Grace, Wyoming«, sagte Neagley. »Wo diese Straße über den Südarm des Cheyenne River führt.«

Reacher brachte den Wagen zum Stehen, stützte

die Ellbogen aufs Lenkrad und starrte durch die Windschutzscheibe.

»Wir sollten Pferde haben«, sagte er.

»Und weiße Stetsons«, ergänzte Neagley. »Und Colts Kaliber 45.«

»Ich bleibe bei den Steyrs«, sagte Reacher. »Wie viele Zufahrten?«

Neagleys Zeigefinger glitt über die Karte. »Aus Norden oder Süden«, sagte sie. »Auf dieser Straße. Die beiden anderen führen nirgends hin, verlieren sich im Busch.«

»Woher kommen die Verbrecher?«

»Wenn sie aus Nevada kommen, von Süden, aus Idaho von Norden.«

»Also können wir nicht einfach hier bleiben und die Straße blockieren.«

Eines der Gebäude war ein weißer Bau mit einem winzigen weißen Zahnstocher inmitten einer quadratischen Grünfläche. *Froelichs Kirche,* dachte er. Er stieg aus, ging nach hinten, öffnete die Hecktür und kam mit dem Teleskop für Vogelliebhaber zurück. Es sah aus wie die Hälfte eines riesigen Fernglases. Er stützte es auf die offene Tür und blickte durch das Okular.

Die Optik komprimierte die Ansicht zu einem flachen, körnigen Bild.

Er stellte sie scharf, bis er den Eindruck hatte, aus einer halben Meile Entfernung auf die Stadt hinunterzublicken. Das Flussbett war schmal und tief eingegraben, die Brücke aus Steinen gemauert. Alle Straßen waren unbefestigt. Es gab mehr Häuser, als er anfangs gedacht hatte.

Die Kirche stand auf einer etwa fünfzig mal achtzig Meter großen Grünfläche im südlichen Winkel des Buchstabens K auf einem

Steinfundament und war mit weiß gestrichenen Holzschindeln verkleidet.

Sie hätte ohne weiteres auch nach Massachusetts gepasst. Nach Süden hin ging die Grünfläche in den größeren Friedhof über, auf dem die Grabsteine im gemähten Rasen eingelassen waren.

Die Südgrenze des Friedhofs bildete ein Zaun, und hinter diesem Zaun lag eine Ansammlung von einstöckigen Gebäuden aus verwittertem Zedernholz. Sie standen in scheinbar zufälligen Winkeln zueinander. Nördlich der Kirche befanden sich weitere Gebäude. Häuser, Ställe, Scheunen. Entlang der kurzen Schenkel des K gab es ebenfalls Gebäude. Manche waren weiß gestrichen. In der Ortsmitte drängten sie sich dicht aneinander, aber mit zunehmender Entfernung wurden die Abstände größer. Der Fluss strömte blau und klar nach Nordosten.

Hier und dort waren Personenwagen und Pickups geparkt. Vereinzelt sah man Fußgänger. Grace besaß vermutlich nur ein paar hundert Einwohner.

»Scheint eine Viehzüchterstadt gewesen zu sein«, meinte Neagley.

»Die Eisenbahn verläuft über Douglas bis nach Casper. Sie müssen die Herden sechzig, siebzig Meilen nach Süden bis zur Bahn getrieben haben.«

»Und wovon leben sie heute?«, fragte Reacher.

»Keine Ahnung«, sagte sie. »Vielleicht investieren sie alle online.«

Er übergab ihr das Teleskop. Sie stellte es neu ein und starrte auf Grace hinunter.

»Sie werden im Süden Position beziehen«, sagte sie. »Alle Aktivitäten vor dem Gottesdienst finden südlich der Kirche statt. Dort stehen in hundert Meter Entfernung mehrere alte Scheunen, und

natürliche Deckung gibt's auch.«

»Wie wollen sie von da wegkommen?«

Das Teleskop bewegte sich drei Millimeter nach rechts.

»Sie werden mit Straßensperren im Norden und Süden rechnen«, sagte sie. »Mit hiesigen Cops besetzt. Das ist klar. Mit ihren Plaketten könnten sie durchkommen, aber darauf würde ich mich nicht verlassen. Dies ist eine völlig andere Situation. Bestimmt herrscht Verwirrung, aber es gibt kein Gedränge, keine Menschenmassen.«

»Also wie?«

»Ich an ihrer Stelle würde die Straßen völlig ignorieren und durchs Grasland genau nach Westen fahren. Mit irgendeinem großen Geländewagen vierzig Meilen weit durch die Prärie, dann wäre man am Highway. Ich bezweifle, dass die Polizei in Casper über einen Hubschrauber verfügt. Oder

die Highway Patrol. Im ganzen Staat gibt's nur zwei Autobahnen.«

»Armstrong kommt mit einem Hubschrauber«, sagte Reacher.

»Wahrscheinlich von irgendeinem Luftwaffenstützpunkt in Nebraska.«

»Aber sie werden seinen Hubschrauber nicht für die Verfolgung der Männer einsetzen, sondern ihn ausfliegen oder in ein Krankenhaus bringen. Ich gehe jede Wette ein, dass das eine Art Standardverfahren ist.«

»Die Highway Patrol würde die Straße im Norden und Süden sperren. Sie hätte fast eine Stunde Vorwarnzeit.«

Neagley setzte das Teleskop ab und nickte. »Auch damit würde ich rechnen. Also würde ich den Highway *überqueren* und im Gelände weiterfahren. Westlich des Highways liegen

zwischen Casper und der Wind River Reservation fünfundzwanzigtausend Quadratkilometer Niemandsland, durch das nur eine größere Straße führt. Sie wären längst verschwunden, bevor jemand einen Hubschrauber organisiert und die Fahndung nach ihnen beginnt.«

»Ein kühner Plan.«

»Ich würd's versuchen«, sagte Neagley.

Reacher lächelte. »Dass du das tätest, weiß ich. Die Frage ist nur: Tun das auch diese Kerle? Vielleicht sehen sie sich nur kurz um, machen kehrt und lassen's für diesmal bleiben.«

»Spielt keine Rolle. Wir erledigen sie, während sie sich umsehen.

Wir brauchen sie nicht auf frischer Tat zu ertappen.«

Reacher setzte sich wieder ans Steuer.

»An die Arbeit«, sagte er.

Die Senke war sehr flach. Auf den zwanzig Meilen bis nach Grace verloren sie kaum dreißig Höhenmeter. Die Fahrbahn bestand aus gewalztem Schotter mit Füllstoffen, glatt wie Glas, wunderbar abgezogen und dem Gelände angepasst. Ein Kunstwerk, das jährlich neu entstand, wenn der Schnee geschmolzen war und der Frühjahrsregen aufgehört hatte, vermutete Reacher. Vor der Stadtgrenze beschrieb sie eine Kurve, die auf die den Fluss genau rechtwinklig überspannende Brücke zuführte.

Diese Brücke schien den geografischen Mittelpunkt von Grace darzustellen. Dort befand sich eine Gemischtwarenhandlung, zu der auch eine Postagentur und eine Frühstückstheke gehörten. Dahinter stand eine alte Schmiede, in der früher vermutlich auch Landmaschinen repariert worden waren. Es gab die Vertretung eines Futtermittelhändlers und eine Eisenwarenhandlung,

ebenso eine Tankstelle mit einer einzigen Zapfsäule und einem Schild, auf dem *Reparatur von Blattfedern* stand. Vor den Gebäuden zogen sich Gehsteige aus Holzbohlen entlang. Sie glichen niedrigen Bootsstegen, die auf dem Boden zu schwimmen schienen. Vor der Gemischtwarenhandlung stapelte ein Mann mit wettergegerbtem Gesicht Lebensmittel auf der Ladefläche seines Pickup.

»Hier werden sie bestimmt nicht auftauchen«, stellte Reacher fest.

»Dies ist der exponierteste Ort, den ich je gesehen habe.«

Neagley schüttelte den Kopf. »Das wissen sie erst, wenn sie sich hier umgesehen haben. Vielleicht sind sie nach zehn Minuten wieder verschwunden, aber diese Zeit reicht uns.«

»Wo übernachten wir?«

Sie deutete nach vorn. »Dort drüben.«

Das Gebäude aus rötlichem Zedernholz hatte viele kleine Fenster und über dem Eingang ein Schild: *Saubere Zimmer.*

»Klasse«, meinte Reacher.

»Fahr ein bisschen herum«, bat Neagley. »Damit wir ein Gefühl für den Ort bekommen.«

Der Buchstabe K bietet nur vier Erkundungsmöglichkeiten, und die von Norden nach Grace hineinführende Straße kannten sie schon. Reacher stieß bis zur Brücke zurück und fuhr dem Fluss folgend nach Nordosten weiter. Die Straße führte an acht Häusern vorbei – auf beiden Seiten je vier – und verengte sich nach einer weiteren halben Meile zu einer holperigen, steinigen Fahrspur. Sie verlief zwischen Stacheldrahtzäunen, die im hohen Gras fast unsichtbar waren.

»Ranchland«, sagte Neagley.

Die Ranches selbst lagen offenbar einige Meilen entfernt. Die Fahrspur war immer wieder einmal zu erkennen, während sie über sanft welliges Gelände in der Ferne verlief. Reacher wendete, fuhr nach Grace zurück und bog auf den kurzen Südostschenkel ab. Dort standen mehr Häuser, zwischen denen die Abstände kleiner waren, aber ansonsten glich die Straße der von vorher. Sie verengte sich nach einiger Entfernung und führte in scheinbar unbewohnte Ferne. Hier gab es wieder Stacheldrahtzäune und einen torlosen Holzschuppen, in dem ein von Gras und Unkraut umwucherter rostiger Pickup stand.

»Okay, fahr nach Süden«, forderte Neagley ihn auf. »Wir wollen uns die Kirche ansehen.«

Der Südschenkel führte siebzig Meilen weit nach Douglas, und sie fuhren die ersten drei davon. Die zwischen geteerten Holzmasten gespannten Strom-

und Telefonleitungen der Kleinstadt kamen aus dieser Richtung. Die Straße führte an Kirche und Friedhof vorbei, an den Gebäuden aus Zedernholz, an einigen leeren Ställen sowie an zwanzig bis dreißig kleinen Häusern, und dann war die Kleinstadt zu Ende, und vor ihnen erstreckte sich nur noch endloses Grasland. Aber es war nicht flach. Das Gelände zog sich mit Höhenunterschieden von zwei bis drei Metern in sanften Wellen dahin, die einer leichten Meeresdünung glichen. Das vertrocknete Gras in den Senken stand einen Meter hoch.

»Da drinnen könnte man eine ganze Kompanie verstecken«, bemerkte Neagley.

Reacher wendete, fuhr in Richtung Kirche zurück und parkte am Friedhof. Die Kirche selbst sah der von Bismarck sehr ähnlich. Sie besaß das gleiche Steildach über dem Kirchenschiff und den gleichen quadratischen Turm mit einer Uhr, einer Wetterfahne, einer Flagge und einem Blitzableiter.

Er war ebenfalls weiß gestrichen, aber sein Weiß leuchtete weniger. Reacher sah am westlichen Horizont, wie sich über den fernen Bergen graue Wolken auftürmten.

»Es wird schneien«, stellte er fest.

»Von hier aus können wir nichts sehen«, sagte Neagley.

Sie hatte Recht. Die Kirche stand genau in der Mitte der weiten Senke. Ihr Fundament lag vermutlich tiefer als bei anderen Gebäuden der Stadt. Die Straße nach Norden war ungefähr vierhundert Meter weit sichtbar. Dasselbe galt auch für die Straße nach Süden. Beide Teilstücke führten über leichte Erhebungen und verschwanden dahinter.

»Sie könnten praktisch da sein, bevor wir auch nur daran denken«, sagte Neagley. »Wir müssen sie kommen sehen.«

Reacher nickte. Sie stiegen aus und gingen auf die Kirche zu. Der Rasen unter ihren Füßen war verdorrt, die Luft winterlich kalt. Eine neue Grabstätte, mit Baumwollband markiert, lag westlich der Kirche am Ende einer Reihe verwitterter Grabsteine. Reacher machte einen Umweg, um sie sich anzusehen. Dort lagen vier Froelich-Gräber nebeneinander, bald würde ein fünftes Grab hinzukommen. Er betrachtete das markierte Rechteck und stellte sich das ausgehobene Grab vor.

Dann wandte er den Blick ab und schaute sich um. Jenseits der Kirche, auf der Ostseite der Straße, lag eine freie unbebaute Fläche. Sie reichte als Hubschrauberlandeplatz aus. Er sah vor seinem geistigen Auge, wie der Hubschrauber mit knatternden Rotorblättern anschwebte, sich in der Luft drehte, damit die Kabinentür der Kirche zugewandt war, und dann aufsetzte. Wie Armstrong herauskletterte, die Straße überquerte, sich der Kirche näherte. Der Pastor würde ihn

wahrscheinlich vor dem Kirchenportal begrüßen. Er ging ein Stück weiter und blieb dort stehen, wo Armstrong vermutlich stehen würde.

Suchte das Gelände im Süden und Westen ab. *Schlecht, ganz schlecht.* Das Gelände stieg leicht an, und in ungefähr hundertfünfzig Metern Entfernung deuteten Schatten im Gras darauf hin, dass es im Boden darunter Risse und Spalten geben musste. Auch das Gelände dahinter war ähnlich gegliedert.

»Für wie gut hältst du sie?«, fragte er.

Neagley zuckte mit den Schultern. »Bisher haben sie einiges an Fertigkeiten bewiesen. Leichte Erhöhung, dünne Luft, durch Gras … ich würde mir Sorgen bis zu ungefähr fünfhundert Metern machen.«

»Und wenn sie Armstrong verfehlen, treffen sie versehentlich jemand anderen.«

»Stuyvesant sollte auch einen Überwachungshubschrauber mitbringen. Aus diesem Blickwinkel ist es aussichtslos, aber aus der Luft könnte man alles sehen.«

»Armstrong lässt ihn nicht«, sagte Reacher. »Aber wir verfügen über die Lufthoheit. Wir haben den Kirchturm.«

Er machte kehrt und ging darauf zu.

»Vergiss die *Sauberen Zimmer*«, sagte er. »Wir quartieren uns hier ein. Wir sehen sie kommen, ob aus Norden oder Süden, ob bei Tag oder Nacht. Dann ist alles vorbei, bevor Stuyvesant oder Armstrong überhaupt hier aufkreuzen.«

Sie waren drei Meter vom Kirchenportal entfernt, als die Tür aufging.

Ein Geistlicher trat heraus, dicht gefolgt von einem alten Ehepaar. Der Pastor, Anfang vierzig, wirkte sehr ernst. Das alte Ehepaar war etwa Mitte

sechzig. Der Mann, groß und hager, ging gebeugt. Die Frau war noch immer attraktiv, ziemlich groß, schlank und gut angezogen. Sie hatte kurzes blondes Haar, das grau zu werden begann. Reacher erkannte sie sofort. Und sie ihn – oder glaubte es zumindest. Sie blieb stehen und starrte ihn verwirrt an, wie ihre Tochter es getan hatte.

»Sie?«, fragte sie. »Oder doch nicht?«

Ihr Gesicht wirkte müde. Sie trug kein Makeup, und man konnte an ihren Augen sehen, dass sie in den letzten Tagen viel geweint hatte.

»Ich bin sein Bruder«, antwortete Reacher. »Ihr Verlust tut mir aufrichtig Leid.«

»Das sollte er auch«, sagte sie. »Denn daran ist einzig und allein Joe schuld.«

»Wirklich?«

»Er hat sie dazu verleitet, den Job zu wechseln.

Er wollte sich nicht mit einer Kollegin einlassen, deshalb musste *sie* den Job wechseln. *Er* hat gar nicht daran gedacht, seinen zu wechseln. Sie ist auf die gefährliche Seite gegangen, und er ist dort geblieben, wo er schon immer war, auf der warmen und sicheren. Und jetzt sehen Sie sich an, wie alles geendet hat.«

Reacher zögerte einen Moment.

»Ich glaube, sie war mit ihrem Job zufrieden«, sagte er. »Sie hätte wieder zurückgehen können, wissen Sie – danach, meine ich –, wenn sie's nicht gewesen wäre. Aber das hat sie nicht getan. Deshalb glaube ich, dass sie dort bleiben wollte. Sie war eine hervorragende Agentin, hat wichtige Arbeit geleistet.«

»Wie hätte sie zurückgehen können? Sie wäre ihm jeden Tag im Büro begegnet, als wäre nie etwas gewesen.«

»Ich meine, sie hätte das Jahr abwarten und dann

zurückgehen können.«

»Welchen Unterschied hätte das gemacht? Er hat ihr das Herz gebrochen. Wie hätte sie *jemals* wieder für ihn arbeiten können?«

Reacher schwieg.

»Kommt er auch her?«, fragte sie.

»Nein«, antwortete Reacher.

»Gut«, sagte sie. »Denn er wär hier nicht willkommen.«

»Nein, wohl nicht«, entgegnete Reacher.

»Er ist zu *beschäftigt,* nehme ich an«, beendete sie ihr Gespräch.

Dann ging sie in Richtung Straße davon. Der Geistliche folgte ihr, und auch Froelichs Vater. Doch dann zögerte dieser und drehte sich zu

Reacher um.

»Sie weiß, dass es nicht wirklich Joes Schuld war«, erklärte er. »Wir wissen beide, dass Mary Ellen getan hat, was sie selbst wollte.«

Reacher nickte. »Sie war große Klasse.«

»Tatsächlich?«

»Die Beste, die sie je hatten.«

Der alte Mann nickte, als sei er zufrieden.

»Wie geht's Joe?«, fragte er. »Ich bin ein paar Mal mit ihm zusammen gewesen.«

»Er ist umgekommen«, erwiderte Reacher. »Vor fünf Jahren. In Erfüllung seiner Dienstpflicht.«

Danach herrschte einen Augenblick Schweigen.

»Das tut mir sehr Leid«, sagte der alte Mann.

»Aber erzählen Sie das Ihrer Frau nicht«, meinte Reacher. »Wenn's ihr hilft, es nicht zu wissen.«

Der alte Mann nickte wieder, wandte sich ab und folgte seiner Frau.

»Siehst du?«, sagte Neagley. »Du bist nicht an allem schuld.«

In der Nähe des Kirchenportals entdeckten sie einen Schaukasten.

Er glich einem sehr schmalen Schrank auf massiven Holzpfosten und hatte Glastüren. Dahinter befand sich ein Quadratmeter grüner Filz, auf dem mit Reißzwecken diagonal verlaufende dünne Baumwollbänder befestigt waren. Hinter den Bändern steckten mit einer mechanischen Schreibmaschine getippte Ankündigungen. Der größte Zettel war eine Liste der regelmäßig abgehaltenen Sonntagsgottesdienste.

Der Frühgottesdienst fand jeden Sonntag um acht Uhr statt. Dies war offenbar eine Kirche, die von ihren Gemeindemitgliedern viel Engagement verlangte. Neben der ständigen Liste steckte eine Mitteilung, dass der Achtuhrgottesdienst am kommenden Sonntag ein Gedenkgottesdienst für Mary Ellen Froelich sei. Reacher warf frierend einen Blick auf seine Uhr.

»Zweiundzwanzig Stunden«, sagte er. »Zeit, zu laden und zu sichern.«

Sie fuhren den Yukon näher an die Kirche heran, öffneten die Hecktür und holten alle vier Waffen heraus. Jeder bekam eine Steyr.

Neagley nahm die H&K und Reacher das M16. Die Reservemunition verteilten sie entsprechend. Dann verschlossen sie den Wagen und ließen ihn stehen.

»Ist es erlaubt, Waffen in eine Kirche mitzunehmen?«, fragte Neagley.

»In Texas schon«, sagte Reacher. »Hier wahrscheinlich vorgeschrieben.«

Sie zogen die Eichentür auf und traten ein. Auch innen war die Kirche der in Bismarck sehr ähnlich. Reacher fragte sich, ob Landgemeinden ihre Kirchen wie alles andere im Versandhandel bestellt hatten. Sie wies den gleichen pergamentweißen Anstrich auf, die gleichen Bankreihen aus poliertem Holz und die gleiche Kanzel. Die gleichen drei Glockenseile, die im Turm herabhingen. Die gleiche Treppe. Sie stiegen zum oberen Treppenabsatz hinauf und fanden dort eine an die Wand geschraubte Leiter, die zu einer Falltür führte.

»Kommt mir wie zu Hause vor«, meinte Reacher.

Er stieg als Erster die Leiter hinauf und gelangte durch die Falltür in die Glockenstube. Dieser Raum war anders als der in Bismarck, denn hier gab es eine Kirchturmuhr. Unmittelbar über den

Glocken war auf Stahlträgern zentral eine Maschinerie aus Messingteilen montiert, die einen Quader mit eineinviertel Meter Seitenlänge bildete. Die Uhr hatte zwei Zifferblätter, deren Zeiger von den Zahnrädern innerhalb des Würfels angetrieben wurden. Aus dem Quader führten lange waagerechte Stahlwellen durch die Außenwand, von hinten durch die Zifferblätter und bis zu den Zeigern hinaus. Die Zifferblätter, die nach Osten und Westen zeigten, waren in ehemaligen Schalllöchern montiert. Das Uhrwerk tickte laut. Sperrklinken und Zahnräder klickten. Das Ticken erzeugte leise Resonanzgeräusche in den darunter hängenden Glocken.

»Wir können nicht nach Osten oder Westen sehen«, sagte Reacher.

Neagley zuckte mit den Schultern. »Wir brauchen nur Norden und Süden«, entgegnete sie. »Dort verläuft die Straße.«

»Stimmt«, sagte er. »Du nimmst den Süden.«

Er ging geduckt unter den Stahlträgern und der Zeigerwelle hindurch und erreichte das nach Norden weisende Schallloch. Richtete sich dort kniend auf und schaute nach draußen. Hatte eine perfekte Aussicht, konnte die Brücke und den Fluss, die ganze Kleinstadt überblicken.

Auch die nach Norden führende unbefestigte Straße. Ungefähr zehn Meilen weit. Sie war völlig leer.

»Wie ist's bei dir?«, rief er.

»Bestens«, rief Neagley zurück. »Mein Blick reicht fast bis Colorado.«

»Melde dich, wenn du was siehst.«

»Du auch.«

Das Uhrwerk tickte alle Sekunde einmal. Das

Geräusch war laut und monoton. Er sah sich nach dem Mechanismus um und fragte sich, ob das Ding ihn zum Wahnsinn treiben würde, bevor es ihn einlullte. Dann hörte er, wie Neagley fünf Meter hinter ihm ihre Maschinenpistole auf den Boden legte. Auch er deponierte sein M16 auf den Holzbohlen neben sich und machte es sich so bequem, wie es eben ging. Dann richtete er sich auf eine längere Wartezeit ein.

18

Es war kalt im Turm. Die Brise am Boden hatte sich in über zwanzig Metern Höhe in Wind verwandelt, der zwischen den Schallbrettern eindrang, Reachers Gesicht rötete und seine Augen

tränen ließ. Sie hielten sich schon zwei Stunden hier oben auf, aber bisher war nichts passiert. Sie hatten nichts gesehen und nichts gehört – außer der Uhr, deren Ganggeräusche sie inzwischen genau kannten. Jedes *Klunk* bestand aus einem Bündel einzelner metallischer Frequenzen, die ganz unten mit dem gedämpften Basston der größeren Zahnräder begannen, zum leisen Dreifachklicken der Sperrklinke der Hemmung aufstiegen und mit einem schwachen, zeitlich versetzten *Ding* endeten, das von der kleinsten Glocke kam. Geräusche, die einen zum Wahnsinn treiben konnten.

»Ich seh was!«, rief Neagley. »Geländewagen, glaube ich, der aus Süden kommt.«

Er sah rasch noch einmal nach Norden und stand dann auf. War steif und durchgefroren und fühlte sich unbehaglich. Er griff nach dem Teleskop.

»Fang auf!«, rief er.

Er warf das Instrument in hohem Bogen über die Antriebswelle.

Neagley fing es mit einer Hand auf und wandte sich sofort wieder dem Schallloch zu. Hielt das Teleskop ans Auge.

»Könnte ein ziemlich neuer Chevy Tahoe sein«, erklärte sie.

»Hellgoldmetallic. Die Sonne spiegelt sich in der Windschutzscheibe.

Die Insassen sind nicht zu erkennen.«

Reacher schaute wieder nach Norden. Die Straße war leer. Er konnte zehn Meilen weit sehen. Für diese Entfernung hätte ein Auto selbst bei flottem Tempo zehn Minuten gebraucht. Er stand auf und reckte sich. Ging geduckt unter der Antriebswelle hindurch und kroch zu Neagley hinüber. Sie rückte etwas zur Seite. Er rieb seine tränenden Augen trocken und starrte auf die aus Süden kommende

Straße.

Ein winziger goldener Punkt näherte sich in etwa fünf Meilen Entfernung dem Ort. Sonst war kein Auto zu sehen.

»Nicht gerade belebt«, bemerkte sie. »Stimmt's?«

Sie gab ihm das Teleskop. Er stellte es für seine Augen scharf, stützte es auf ein Schallbrett und blickte hindurch. Die durch die starke Optik entstehende räumliche Verkürzung ließ den Geländewagen stillstehen. Er schien auf der Fahrbahn zu holpern und zu schwanken, aber überhaupt nicht voranzukommen. Er sah schmutzig aus, so als hätte er eine lange Fahrt hinter sich. Der große Chrombügel vor dem Kühler wies Schlamm- und Streusalzspuren auf, und die Windschutzscheibe war verdreckt. Wegen der Sonnenreflexe auf der Scheibe war unmöglich zu erkennen, wer in dem Wagen saß.

»Wieso scheint die Sonne noch?«, fragte er. »Es

sollte doch schneien.«

»Sieh nach Westen«, sagte Neagley.

Reacher setzte das Teleskop ab, presste die linke Gesichtshälfte an die Schallbretter, kniff das rechte Auge zu und sah mit dem linken seitlich hinaus. Der Himmel war zweigeteilt. Im Westen stand eine fast schwarze Wolkenwand, im Osten war der Himmel blassblau und diesig. Wo die beiden Wetterfronten aufeinander trafen, leuchtete die Sonne durch den Nebel.

»Unglaublich«, sagte er.

»So was wie eine Inversion«, stellte Neagley fest. »Hoffentlich bleibt sie, wo sie ist, sonst frieren wir uns hier oben den Arsch ab.«

»Die Front ist mindestens fünfzig Meilen weit entfernt.«

»Und der Wind kommt im Allgemeinen aus

Westen.«

»Großartig.«

Er griff wieder nach dem Teleskop. Das Fahrzeug war etwa eine Meile näher, holperte und schwankte über die Straße. Es musste ungefähr sechzig fahren.

»Was denkst du?«, fragte Neagley.

»Klasse Fahrzeug«, erwiderte er. »Scheußliche Farbe.«

Reacher verfolgte, wie der Geländewagen noch eine Meile näher kam, und gab Neagley dann das Teleskop zurück.

»Ich sollte den Norden im Auge behalten«, sagte er.

Er kroch unter der Antriebswelle hindurch auf seinen Platz. Im Norden geschah nichts. Die Straße

war leer. Er wiederholte das Manöver von vorhin seitenverkehrt, presste die rechte Gesichtshälfte ans Holz, hielt sich das linke Auge mit einer Hand zu und sah erneut nach Westen. Die Schneewolken hingen im Gebirge fest. Der zweigeteilte Himmel war wie Tag und Nacht.

»Tatsächlich ein Chevy Tahoe!«, rief Neagley. »Er wird langsamer.«

»Siehst du das Kennzeichen?«

»Nein. Ungefähr noch eine Meile weit weg, wird langsamer.«

»Kannst du sehen, wer darin sitzt?«

»Sonnenreflexe und getöntes Glas. Nichts zu erkennen. Noch eine halbe Meile.«

Reacher sah kurz nach Norden. Kein Verkehr.

»Kennzeichen aus Nevada, glaube ich«, rief

Neagley. »Kann's nicht lesen, ist voller Schmutz. Der Tahoe ist jetzt am Stadtrand. Fährt ziemlich langsam. Sieht nach einer Erkundungsfahrt aus. Er hält nicht an.

Die Insassen sind noch immer nicht zu erkennen. Jetzt ist er ganz nah.

Ich sehe direkt aufs Wagendach. Hintere Seitenscheiben und Heckscheibe sind dunkel getönt. Gleich verschwindet er aus meinem Blickfeld. Er befindet sich jetzt genau unter uns.«

Reacher stand an die Wand gepresst da und blickte so steil hinunter wie nur möglich. Durch die schräg stehenden Schallbretter entstand bis etwa fünfzehn Meter vom Fuß des Kirchturms entfernt ein toter Winkel.

»Wo ist er jetzt?«, rief er.

»Weiß ich nicht.«

Über das gedämpfte Heulen des Windes hinweg hörte er Motorengeräusche. Ein großer V-8-Motor fast im Leerlauf. Er starrte weiter nach unten und sah eine Motorhaube in Goldmetallic ins Blickfeld kommen, dann ein Dach, dann eine Heckscheibe. Der Geländewagen fuhr mit etwa zwanzig Meilen Geschwindigkeit unter ihm vorbei, durch Grace weiter und über die Brücke. Dieses langsame Tempo behielt er noch hundert Meter bei. Dann beschleunigte er und wurde rasch schneller.

»Teleskop!«, rief er.

Neagley warf es ihm wieder zu, und er beobachtete, wie der Geländewagen nach Norden davonbrauste. Auf der dunkel getönten Heckscheibe zeichnete sich ein fächerförmiger Bogen ab, wo der Scheibenwischer die Schmutzspuren weggewischt hatte. Die Heckstoßstange war verchromt, und auf der Heckklappe stand in erhabenen Buchstaben *Chevrolet Tahoe*. Auch das hintere Kennzeichen

war durch eine dicke Schmutzschicht unleserlich. Wo die Heckklappe geöffnet und wieder geschlossen worden war, konnte er Fingerabdrücke sehen.

Das Fahrzeug schien in den letzten Tagen ziemlich weit herumgekommen zu sein.

»Er fährt weg!«, rief er.

Er verfolgte seinen Weg durchs Teleskop. Der Wagen holperte und schwankte, wurde kleiner und kleiner. Es dauerte zehn Minuten, bis er sein Blickfeld verlassen hatte.

»Sonst noch wer?«, rief er.

»Im Süden alles klar«, antwortete Neagley.

»Ich geh runter und hol die Karte. Du kannst inzwischen beide Richtungen im Auge behalten.

Dich unter diesem verdammten Glockending als Limbotänzerin betätigen.«

Er kroch zur Falltür und tastete mit den Füßen nach der Leiter. Stieg hinunter, verließ den Turm und die Kirche und lief über den Friedhof zu ihrem Leihwagen. Sah Froelichs Vater, der dicht neben dem Yukon stand und ihn anstarrte, als könnte der Wagen ihm eine Frage beantworten. Der alte Mann sah sein Spiegelbild in der Seitenscheibe und drehte sich rasch um.

»Mr. Stuyvesant ist am Telefon und möchte Sie sprechen«, sagte er.

»Er ruft aus der Secret-Service-Dienststelle in Washington an.«

»Jetzt?«

»Er ist seit zwanzig Minuten am Apparat. Ich hab versucht, Sie zu finden.«

»Wo ist das Telefon?«

»Bei mir zu Hause.«

Das Haus der Froelichs war eines der weißen Gebäude am kurzen Südostschenkel des K und hatte einen von einem weißen Lattenzaun umgebenen Vorgarten. Die meisten Pflanzen der Kräuterbeete und Blumenrabatten waren bereits erfroren. Das Hausinnere war dunkel und roch gut. Die Böden bestanden aus dunklen Dielen, auf denen Webteppiche lagen. Der alte Mann führte Reacher in das Wohnzimmer auf der Vorderseite des Hauses. Auf einem antiken Tisch am Fenster standen ein Telefon und ein gerahmtes Foto. Das Telefon war ein uraltes Ding mit schwerem Hörer und geflochtener, braun umsponnener Schnur. Das Foto zeigte M. E. Froelich im Alter von ungefähr achtzehn Jahren. Damals war ihr Haar noch etwas heller gewesen, und sie hatte es ein wenig länger getragen. Ihr Gesicht wirkte offen und unschuldig.

Der Blick ihrer dunkelblauen Augen war lebhaft und voller Hoffnungen für die Zukunft, ihr Lächeln reizend.

Am Tisch gab's keinen Stuhl. Die Froelichs gehörten offenbar noch zu einer Generation, die es vorzog, im Stehen zu telefonieren. Reacher entwirrte die Schnur und hielt den Hörer an sein Ohr.

»Stuyvesant?«, sagte er.

»Reacher? Haben Sie gute Nachrichten für mich?«

»Noch nicht.«

»Wie sieht's dort aus?«

»Der Gottesdienst ist um acht Uhr«, antwortete Reacher. »Aber das wissen Sie bestimmt schon.«

»Was muss ich sonst noch wissen?«

»Sie kommen mit dem Hubschrauber?«

»So ist's geplant. Im Augenblick ist er noch in Oregon. Wir fliegen ihn zu einem Luftwaffenstützpunkt in South Dakota und benützen fürs letzte kurze Teilstück einen Hubschrauber der Air Force. Wir sind insgesamt acht Personen.«

»Er wollte nur drei.«

»Dagegen kann er nichts einwenden. Wir sind alle Froelichs Freunde.«

»Können Sie nicht ein technisches Problem vortäuschen? Einfach in South Dakota bleiben?«

»Das würde er merken. Und die Air Force macht da ohnehin nicht mit. Sie will nicht der Grund dafür sein, dass er sein Versprechen nicht hält.«

Reacher sah aus dem Fenster. »Okay, die Kirche

können Sie nicht übersehen. Sie landen östlich davon jenseits der Straße. Dann hat er noch ungefähr fünfzig Meter bis zum Kirchenportal. Für die unmittelbare Umgebung kann ich garantieren. Wir bleiben die ganze Nacht in der Kirche. Aber was Sie weiter draußen sehen, wird Ihnen nicht gefallen. Nach Süden und Westen liegt ein völlig freies Schussfeld von ungefähr hundertfünfzig Grad. Und das Gelände bietet reichlich Deckung.«

Schweigen in Washington.

»Das kann ich nicht machen«, sagte Stuyvesant. »Ich darf ihn nicht in solche Gefahr bringen. Oder einen meiner Leute. Ich will nicht noch jemanden verlieren.«

»Dann können Sie nur das Beste hoffen«, entgegnete Reacher.

»Nicht meine Art. Sie müssen Wort halten.«

»Das tun wir, wenn wir können.«

»Woher weiß ich, wie's ausgegangen ist? Sie haben keine Funkgeräte. Handys funktionieren dort nicht. Und es ist zu umständlich, immer dieses Telefon zu benützen.«

Reacher überlegte.

»Wir haben einen schwarzen Yukon«, erklärte er. »Im Augenblick ist er unmittelbar östlich der Kirche auf der Straße geparkt. Steht er noch dort, wenn Sie ankommen, brechen Sie die Landung ab und fliegen sofort zurück. Das muss Armstrong dann einfach schlucken. Ist er aber weg, sind wir auch weg, und das nur, wenn wir Wort gehalten haben, verstehen Sie?«

»Okay, verstanden«, antwortete Stuyvesant. »Parkt östlich der Kirche ein schwarzer Yukon, brechen wir ab. Ist keiner da, landen wir.

Haben Sie die Stadt durchsucht?«

»Wir können uns nicht jedes Haus einzeln vornehmen. Aber diese so genannte Stadt ist ein Nest. Hier fallen Fremde auf, das können Sie mir glauben.«

»Nendick hat sich erholt und redet ein bisschen. Er sagt das Gleiche wie Andretti. Er ist von den beiden angesprochen worden und hat sie für Cops gehalten.«

»Sie *sind* Cops. Davon sind wir überzeugt. Haben Sie eine Personenbeschreibung erhalten?«

»Nein. Er macht sich weiter große Sorgen um seine Frau. Ich wollte ihm nicht sagen, dass das wahrscheinlich überflüssig ist.«

»Armer Kerl.«

»Ich möchte ihm irgendwie Gewissheit verschaffen. Zumindest ihre Leiche finden.«

»Ich hab nicht vor, hier jemanden festzunehmen.«

Schweigen in Washington.

»Okay«, sagte Stuyvesant wieder. »Ich vermute, dass wir uns in beiden Fällen nicht mehr sehen werden. Also alles Gute.«

»Ihnen auch«, sagte Reacher.

Er legte den Hörer auf die Gabel und sah aus dem Fenster. Es ging nach Osten auf ein wogendes Meer aus hüfthohem Gras hinaus. Als er sich abwandte, sah er, dass Mr. Froelich ihn von der Wohnzimmertür aus beobachtete.

»Sie kommen hierher, stimmt's?«, sagte der alte Mann. »Die Leute, die meine Tochter ermordet haben? Weil Armstrong herkommt.«

»Vielleicht sind sie schon hier«, sagte Reacher.

Mr. Froelich schüttelte den Kopf. »Das wüsste man hier.«

»Haben Sie den goldfarbenen Geländewagen gesehen?«

Der alte Mann nickte. »Er ist an mir vorbeigefahren, ganz langsam.«

»Wer hat darin gesessen?«

»Das habe ich nicht gesehen. Die Scheiben waren dunkel. Ich wollte nicht hinstarren.«

»Gut«, sagte Reacher. »Hören Sie irgendwo, dass jemand Fremder in der Stadt ist, kommen Sie zu mir und sagen's mir.«

Der alte Mann nickte wieder. »Das erfahren Sie sofort. Ich weiß es, wenn jemand neu eintrifft. So was macht hier schnell die Runde.«

»Wir befinden uns auf dem Kirchturm«, sagte Reacher.

»Sind Sie wegen Armstrong hier?«

Reacher schwieg.

»Nein«, warf Mr. Froelich ein. »Sie sind hier, um ein Auge für ein Auge zu nehmen, nicht wahr?«

Reacher nickte. »Und einen Zahn für einen Zahn.«

»Ein Leben für ein Leben.«

»Genauer gesagt zwei für fünf«, sagte Reacher. »Die Kerle kommen bei diesem Deal besser weg.«

»Ist Ihnen dabei wohl?«

»Ihnen nicht?«

Der Blick aus den wässrigen Augen des alten Mannes irrte durch den Raum und kam schließlich auf dem Foto seiner Tochter zur Ruhe.

»Haben Sie ein Kind?«, fragte er.

»Nein«, antwortete Reacher.

»Ich auch nicht«, sagte der alte Mann. »Nicht mehr. Also ist mir wohl dabei.«

Reacher ging zu ihrem Wagen zurück und nahm die Wanderkarte vom Rücksitz. Dann stieg er wieder den Kirchturm hinauf zu Neagley, die zwischen Nord- und Südseite hin und her pendelte.

»Alles klar«, sagte sie laut, um das Ticken des Uhrwerks zu übertönen.

»Stuyvesant hat angerufen«, sagte er. »Bei den Froelichs. Er gerät allmählich in Panik. Und Nendick ist wieder aufgewacht. Sie haben sich an ihn rangemacht wie an Andretti.«

Er faltete die Karte auseinander, breitete sie auf dem Boden der Glockenstube aus und legte den Zeigefinger auf Grace. Die Kleinstadt lag mitten in einem aus vier Straßen gebildeten nicht ganz regelmäßigen Quadrat mit ungefähr achtzig Meilen

Seitenlänge. Den rechten Rand bildete die Route 59, die von Douglas im Süden über eine Kleinstadt namens Bill zu der Kleinstadt Wright im Norden führte. Der obere Rand des Quadrats war die Route 387, die von Wright aus in westlicher Richtung nach Edgerton verlief. Beide Straßen waren auf der Karte als Landstraßen eingezeichnet. Reacher und Neagley waren bereits ein Stück der 387 gefahren und kannten sie als recht gute Asphaltstraße. Den linken Rand des Quadrats bildete die I-25, die aus Montana im Norden kommend an Edgerton vorbei nach Casper hinunterführte. Die Grundlinie des Quadrats stellte ebenfalls die I-25 dar, die von Casper aus bis Douglas nach Osten verlief, bevor sie wieder nach Süden abbog und auf Cheyenne zuhielt. Das so entstandene Quadrat wurde durch die kleine Straße, die sich in Nord-Süd-Richtung durch Grace zog, in zwei ungefähr gleich große Rechtecke geteilt. Diese Straße war auf der Karte als dünne gestrichelte Linie eingetragen. In der Legende am Kartenrand war dies das Symbol für

eine unbefestigte Nebenstraße.

»Was denkst du?«, fragte Neagley.

Reacher fuhr das Quadrat mit dem Zeigefinger nach. Vergrößerte den Radius nach allen Himmelsrichtungen auf hundert Meilen. »Ich denke, dass in der gesamten Geschichte des amerikanischen Westens noch niemals jemand *zufällig* durch Grace gefahren ist. Wozu denn auch? Jede vernünftig geplante Route von Süden nach Norden oder Osten nach Westen würde daran vorbeiführen. Nehmen wir mal an, man wollte von Casper nach Wright. Von links unten nach rechts oben. Man würde auf der I-25 nach Douglas und von dort auf der Route 59 nach Wright fahren. Über Grace zu fahren bietet keine Vorteile. Die Strecke ist nicht kürzer. Die Fahrt dauert länger, weil diese Straße unbefestigt ist. Und würde sie einem überhaupt auffallen?

Weißt du noch, wie die Abzweigung nördlich von

hier ausgesehen hat?

Ich hätte nie geglaubt, dass das die Straße nach Grace sein könnte.«

»Und wir haben eine Wanderkarte«, fügte Neagley hinzu. »Auf einer normalen Straßenkarte ist sie vielleicht gar nicht eingezeichnet.«

»Also ist dieser Geländewagen aus einem bestimmten Grund durch Grace gefahren«, stellte Reacher fest. »Nicht zufällig, nicht nur so zum Spaß.«

»Das waren die Männer«, sagte Neagley.

Reacher nickte. »Sie waren auf Erkundungsfahrt.«

»Das glaube ich auch«, meinte Neagley. »Aber hat ihnen gefallen, was sie gesehen haben?«

Reacher schloss die Augen . *Was haben sie gesehen?* Ein winziges Nest, in dem es keine

sicheren Verstecke gab. Einen nur fünfzig Meter von der Kirche entfernten Hubschrauberlandeplatz. Und auf der Straße davor groß und auffällig schon jetzt einen schwarzen Wagen, der ein Dienstauto des Secret Service hätte sein können. Dem Kennzeichen nach aus Colorado, und in Denver befand sich vermutlich die nächste Secret-Service-Außenstelle.

»Ich glaube nicht, dass sie gejubelt haben«, sagte er.

»Geben sie also auf? Oder kommen sie zurück?«

»Es gibt nur eine Möglichkeit, das rauszukriegen«, sagte Reacher.

»Abwarten, was passiert.«

Sie warteten. Die Sonne überschritt ihren Zenit, und die Temperatur fiel. Die Kirchturmuhr tickte in

jeder Stunde dreitausendsechshundertmal. Neagley ging weg und besorgte aus dem Lebensmittelgeschäft etwas zu essen. Dann dachten sie sich ein neues Beobachtungsverfahren aus, das darauf basierte, dass kein Fahrzeug die im Norden und Süden überschaubare Strecke in weniger als zirka acht Minuten zurücklegen konnte. Also machten sie es sich bequem, richteten sich alle fünf Minuten kniend auf, rutschten zu ihren Schalllöchern hinüber und suchten ihren Abschnitt ab. Doch ihre Hoffnung wurde stets enttäuscht. Sie machten Dehnübungen und Liegestütze, um locker zu bleiben und sich aufzuwärmen. Die Reservemunition in ihren Taschen klimperte dabei. Kampfgeklirr, sagte Neagley. Zwischendurch drückte Reacher sein Gesicht an die Schallbretter und starrte auf das Wetter im Westen. Es hatte sich nicht verändert.

»Sie kommen nicht zurück«, meinte Neagley. »Um es hier zu versuchen, müssten sie geisteskrank sein.«

»Sie sind geisteskrank, finde ich«, sagte Reacher.

Kurz vor sechzehn Uhr hatte Reacher endgültig genug. Er benützte die Klinge seines Messers, um eines der Schallbretter aus seiner Halterung zu lösen. Es war ein einfaches, ungefähr eineinhalb Meter langes, fünfzehn Zentimeter breites und zweieinhalb Zentimeter dickes Brett. Er hielt es wie einen Speer vor sich, kroch hinüber und steckte es in das Uhrwerk. Das Holz geriet zwischen die Zahnräder und brachte die Uhr zum Stehen. Er zog das Brett wieder heraus, kroch zurück und schob es in die Halterung. Die plötzliche Stille war ohrenbetäubend.

Sie beobachteten und warteten weiter. Es wurde so kalt, dass sie zu zittern begannen. Aber die Stille tat gut. Reacher kroch hinüber und blickte erneut nach Westen. Anschließend beugte er sich über die Karte und starrte sie gedankenverloren an. Setzte Zeigefinger und Daumen wie einen Stechzirkel ein und maß damit Entfernungen ab.

Vierzig, achtzig, hundertzwanzig, hundertsechzig Meilen. Langsam, etwas schneller, schnell, langsam. Durchschnittsgeschwindigkeit ungefähr vierzig. Das macht vier Stunden Fahrzeit.

»Die Sonne geht im Westen unter«, sagte er, »und im Osten auf.«

»Auf diesem Planeten«, meinte Neagley.

Dann hörten sie die Treppe unter sich knarren und Füße auf der Leiter. Die Falltür ging einen Spaltbreit auf, schloss sich dann wieder, um anschließend krachend ganz aufzufliegen. Der Pastor steckte seinen Kopf nach oben und starrte entsetzt die Maschinenpistole und das Sturmgewehr an, die von zwei Seiten auf ihn zielten.

»Ich muss mit Ihnen über diese Dinger reden«, erklärte er. »Sie können sich denken, dass ich nicht gerade glücklich darüber bin, Waffen in meiner

Kirche zu haben.«

Er stand so auf der Leiter, dass sein aus der Luke ragender Kopf wie der eines Enthaupteten aussah. Reacher legte das M16 wieder auf den Boden. Der Geistliche kletterte eine Sprosse höher.

»Ich verstehe, dass Sicherheitsmaßnahmen nötig sind«, fuhr er fort.

»Und wir fühlen uns geehrt, den designierten Vizepräsidenten zu Gast zu haben, aber ich kann wirklich keine Werkzeuge der Vernichtung in einem geweihten Haus zulassen. Ich hätte erwartet, dass so etwas mit mir besprochen wird.«

»Werkzeuge der Vernichtung?«, wiederholte Neagley.

»Wann geht die Sonne unter?«, fragte Reacher.

Den Pastor schien dieser Themenwechsel etwas zu verblüffen. Aber er antwortete sehr höflich.

»Bald«, sagte er. »Sie verschwindet hier ziemlich früh hinter den Bergen. Aber das werden Sie heute nicht sehen können. Über den Bergen türmen sich die Wolken. Aus Westen kommt ein Schneesturm.«

»Und wann geht sie auf?«

»Um diese Jahreszeit? Kurz vor sieben Uhr.«

»Haben Sie den Wetterbericht für morgen gehört?«

»Das Wetter soll nicht viel anders sein als heute.«

»Gut«, sagte Reacher. »Danke.«

»Haben Sie die Uhr angehalten?«

»Sie hat mich wahnsinnig gemacht.«

»Deswegen bin ich heraufgekommen. Haben Sie was dagegen, wenn ich sie wieder anstelle?«

Reacher zuckte mit den Schultern. »Die Uhr gehört Ihnen.«

»Ich kann mir vorstellen, dass das Ticken lästig ist.«

»Spielt keine Rolle«, meinte Reacher. »Bei Sonnenuntergang sind wir weg. Mitsamt unseren Waffen.«

Der Pastor kam ganz herauf, beugte sich über die Eisenträger und fummelte an dem Uhrwerk herum. Zu ihm gehörte ein Stellmechanismus mit einem separaten kleinen Zifferblatt, das Reacher bisher nicht aufgefallen war. Mit dieser kleinen Uhr gekoppelt war ein Stellhebel.

Der Geistliche sah auf seine Armbanduhr und betätigte den Hebel, um die Außenzeiger in die richtige Stellung zu bringen. Die Miniaturzeiger vor ihm bewegten sich entsprechend. Dann setzte

er einfach eines der Zahnräder mit der Hand in Bewegung, bis das Uhrwerk wieder in Schwung kam und von selbst weiterlief. Das dumpfe *Klunk, Klunk, Klunk* ertönte wieder. Die kleinste Glocke geriet in Resonanzschwingungen und gab jede Sekunde einen leisen Ton von sich.

»Danke«, sagte der Pastor.

»Höchstens noch eine Stunde«, erklärte Reacher. »Dann sind wir fort.«

Der Geistliche nickte, als habe er den Sieg davongetragen und verschwand durch die Falltür nach unten. Zog sie über sich zu.

»Wir können hier nicht weg«, sagte Neagley. »Bist du verrückt? Sie können auch nachts kommen. Vielleicht warten sie nur darauf, dass es dunkel wird.«

Reacher sah auf seine Uhr.

»Sie sind schon da«, sagte er. »Oder fast.«

»Wo?«

»Komm, ich zeig's dir.«

Er zog das Schallbrett wieder aus seiner Halterung und gab es ihr.

Kroch unter der Antriebswelle zum Fuß der anderen Leiter hinüber, die durchs Dach zur Turmplattform hinausführte. Kletterte diese Leiter hinauf und drückte die Falltür auf.

»Nur kriechen, okay?«, rief er nach unten.

Er robbte auf dem Bauch liegend weiter. Die Konstruktion der Plattform war mit der in Bismarck identisch. Verlötete Bleiplatten bildeten die Auskleidung einer flachen, viereckigen Mulde. Wasserabläufe in allen Ecken. Eine massive Verankerung für Fahnenmast, Wetterfahne und Blitzableiter. Und ringsherum eine neunzig

Zentimeter hohe Brüstung. Er drehte sich auf dem Bauch liegend einmal um seine Achse, streckte eine Hand aus und ließ sich von Neagley das Schallbrett geben. Dann machte er ihr Platz, dass sie neben ihn kriechen konnte.

»Jetzt knien wir uns halb geduckt hin«, sagte er, »dicht nebeneinander, mit Blick nach Westen.«

Sie knieten Schulter an Schulter, nicht ganz aufgerichtet, er links, sie rechts. Das Ticken des Uhrwerks war noch immer zu hören. Man konnte es sogar durch die Bleiverkleidung und die schweren Holzbalken hindurch spüren.

»Okay, jetzt so«, sagte Reacher und hielt das Brett, dessen linkes Ende er mit der linken Hand gefasst hielt, vor sein Gesicht. Neagley hielt das rechte Ende in ihrer rechten Hand. Dann rutschten sie auf den Knien nach vorn, bis sie die niedrige Brüstung unmittelbar vor sich hatten. Er hob die Hand mit dem Brett, auf Höhe der Brüstung.

Neagley folgte seinem Beispiel.

»Höher«, sagte er. »Bis wir einen Schlitz haben, durch den wir schauen können.«

Sie hoben das Schallbrett höher, bis zwischen Holz und Brüstung ein gut zwei Zentimeter breiter Schlitz entstanden war, durch den sie sahen. Man würde es bemerken, falls jemand den Kirchturm sehr sorgfältig beobachtete, aber insgesamt war das eine ziemlich unauffällige Taktik. Jedenfalls die Beste, die sich mit Behelfsmitteln improvisieren ließ.

»Sieh nach Westen«, forderte er sie auf. »Vielleicht eine Idee südwestlich.«

Sie starrten mit zusammengekniffenen Augen in die untergehende Sonne. Vor ihnen erstreckte sich vierzig Meilen weit nur Grasland. In der Abendsonne glich es einem hell leuchtenden Ozean. Dahinter erhob sich die dunkler werdende Wand des Schneesturms. Die Übergangszone

verschwamm im Dunst.

»Konzentrier dich auf das Grasland«, sagte er.

»Worauf speziell?«

»Du wirst es sehen.«

Sie knieten minutenlang dort. Die Sonne sank tiefer. Dann entdeckten sie es. Fast gleichzeitig. Ungefähr eine Meile von ihnen entfernt blitzte das Dach des Chevys Tahoe im letzten Sonnenlicht einige Sekunden lang golden auf. Der Wagen bewegte sich sehr langsam durch das Grasland nach Osten, kam direkt auf sie zu, holperte über das unebene Gelände durch Senken und Vertiefungen.

»Die Typen sind clever«, sagte Reacher. »Sie haben sich die Landkarte angesehen und denselben Gedanken wie du gehabt, nämlich übers freie Gelände nach Westen abzuhauen. Aber dann sind sie einmal durch Grace gefahren und auf die Idee

gekommen, dass sie auch auf diesem Weg herkommen müssen.«

Die Sonne verschwand hinter der weit westlich gelegenen Wolkenwand, und der so entstehende Schatten ließ das goldene Aufblitzen erlöschen. Die Abenddämmerung sank herab, als sei ein Schalter betätigt worden, und dann war nichts mehr zu sehen. Sie ließen das Schallbrett sinken, duckten sich hinter die Brüstung, krochen übers Bleiblech zur Falltür und stiegen die Leiter in die Glockenstube hinunter. Dort schob sich Neagley unter der Antriebswelle hindurch und griff nach der Heckler & Koch.

»Noch nicht«, sagte Reacher.

»Wann dann?«

»Was werden *sie* jetzt tun?«

»Wahrscheinlich fahren sie so nahe heran, wie sie sich trauen, halten an und warten.«

Reacher nickte. »Sie wenden mit dem Tahoe und parken ihn mit der Motorhaube nach Westen in der besten Senke, die sie in hundert bis zweihundert Metern Entfernung finden können. Sie überprüfen ihre Visierlinien und überzeugen sich davon, dass sie sehen, aber nicht gesehen werden. Dann rühren sie sich nicht mehr von der Stelle und warten, bis Armstrong kommt.«

»Das sind vierzehn Stunden.«

»Genau«, sagte Reacher. »Wir lassen sie die ganze Nacht lang dort draußen. Lassen sie kalt, steif und müde werden. Morgen früh schauen sie direkt in die aufgehende Sonne. Wenn wir sie aus der Sonne kommend überfallen, werden sie uns nicht mal sehen.«

Sie versteckten die MP und das Sturmgewehr unter der Bankreihe, die dem Kirchenportal am nächsten war, und ließen den Yukon da, wo er stand. Mieteten sich dann zwei Zimmer in der

Pension und gingen in den Gemischtwarenladen, um etwas fürs Abendessen zu besorgen.

Inzwischen war es Nacht und die Temperatur auf unter den Gefrierpunkt gesunken. In der Luft lag wieder Schnee. Große daunenweiche Flocken wirbelten umher.

Die Frühstückstheke war geschlossen, aber die Frau in dem Laden erbot sich, ihnen etwas aus der Tiefkühltruhe in die Mikrowelle zu stellen. Sie hielt Reacher und Neagley offenbar für die Vorhut des Secret-Service-Teams. Hier schien jedermann zu wissen, dass Armstrong zu dem Trauergottesdienst erscheinen würde. Sie erhitzte zwei Fleischpasteten und matschiges Gemüse. Es schmeckte wie Einsatzverpflegung. Die Frau wollte kein Geld dafür nehmen.

Die Zimmer in der Pension waren wie angepriesen sauber, die Wände mit Kiefernholz getäfelt. Landhausteppiche lagen auf dem

Holzboden. In jedem befand sich ein Einzelbett mit geblümter Tagesdecke, die durch häufiges Waschen fadenscheinig geworden war. Das gemeinsame Bad lag am Ende des Korridors. Reacher überließ Neagley das Zimmer, das dem Bad näher war. Sie kam noch für eine Weile zu ihm herüber, um sich mit ihm zu unterhalten. Sie saßen nebeneinander auf dem Bett, weil es keine andere Sitzgelegenheit gab.

»Wir haben's jetzt mit einem Gegner in ausgebauter Stellung zu tun.«

»Wir beide gegen zwei Hinterwäldler«, entgegnete Reacher.

»Machst *du* dir jetzt Sorgen?«

»Die Sache ist schwieriger geworden.«

»Wiederhol's«, forderte er sie auf. »Ich zwinge dich nicht zum Mitmachen, oder?«

»Allein schaffst du es nicht.«

Er schüttelte den Kopf. »Doch – mit einer Hand auf dem Rücken und einer Binde vor den Augen.«

»Wir wissen nichts über sie.«

»Aber wir können sie halbwegs gut einschätzen. Der große Kerl aus Bismarck ist der Schütze, und der andere hält ihm den Rücken frei und fährt. Großer Bruder, kleiner Bruder. Brudersache. Das Ganze ist eine Brudersache. Es wäre schwierig, einem Außenstehenden das Tatmotiv zu erklären: Hey, ich möchte einen Kerl erschießen, weil sein Vater gedroht hat, mir einen Baseballschläger in den Arsch zu rammen, und ich ihn anbetteln musste, es nicht zu tun.«

Neagley schwieg.

»Ich bestehe nicht darauf, dass du mitmachst«, sagte Reacher.

Neagley lächelte. »Du bist ein Idiot. Ich mache mir Sorgen um dich, nicht um mich.«

»Warum?«, fragte Reacher. »Ich sterbe als alter Mann in einem einsamen Motelbett.«

»Es ist auch für dich eine Brudersache, stimmt's?«

Er nickte. »Muss wohl so sein. Armstrong ist mir in Wirklichkeit scheißegal. Ich habe Froelich gern gehabt, aber ich hätte sie nie kennen gelernt, wenn Joe nicht gewesen wäre.«

» *Bist* du einsam?«

»Manchmal. Nicht oft.«

Sie bewegte sehr langsam ihre Hand. Die Bewegung begann nur wenige Zentimeter von seiner Hand entfernt. Ihre Finger glitten kaum merklich über die verblichene Tagesdecke, bis sie seine fast berührten. Dann hob sie die Hand, bis

sie ganz dicht über seiner schwebte.

Es sah aus, als befände sich zwischen ihren Händen eine stark komprimierte Luftschicht, die warm und flüssig war. Sie ließ ihre Hand darauf schweben und hielt sie dort völlig reglos. Dann führte sie die Hand nach unten, bis ihre Finger kaum merklich den Rücken seiner Finger berührten. Sie drehte den Ellbogen, sodass ihre Hände genau parallel übereinander lagen, und verstärkte den Druck. Ihre Handfläche fühlte sich warm an. Ihre Finger waren lang und kühl, die Spitzen lagen auf seinen Fingerknöcheln. Sie fuhren die Falten, Narben und Sehnen nach, glitten zwischen seine Finger. Er drehte seine Hand um. Sie drückte ihre Handfläche gegen seine. Verschränkte ihre Finger mit den seinen und drückte sie. Er erwiderte den Druck.

Er hielt ihre Hand fünf lange Minuten. Dann zog sie sie langsam zurück, stand auf, ging zur Tür und lächelte.

»Wir sehen uns morgen Früh«, sagte sie.

Er schlief unruhig und wachte um fünf Uhr morgens auf. Mögliche Komplikationen machten ihm Sorgen. Er stand auf, zog sich, ohne Licht zu machen, an und ging nach draußen. Es war bitterkalt, und die Schneeflocken wirbelten dichter. Sie sahen nass und schwer aus. Die Schlechtwetterfront rückte näher, was vermutlich gut war.

Nirgends ein Lichtschein. Alle Fenster der Kleinstadt waren dunkel.

Es gab keine Straßenbeleuchtung, keinen Mond und keine Sterne. Der Kirchturm ragte in mittlerer Entfernung auf: vage sichtbar, grau und geisterhaft. Reacher blieb in der Mitte der unbefestigten Straße und überquerte dann den Friedhof. Betrat die Kirche, tastete sich die Turmtreppe hoch, fand in der Dunkelheit die Leiter und stieg in die Glockenstube hinauf. Die Turmuhr tickte laut.

Lauter als am Tag. Es klang, als würde ein wahnsinniger Schmied mit einem Hammer auf einen Am boss schlagen.

Er hangelte sich unter der Antriebswelle hindurch, fand die nächste Leiter und kletterte im Dunkeln auf die Turmplattform hinaus. Kroch zur Westseite hinüber und hob den Kopf über die Brüstung. Die Landschaft war dunkel und kein Laut zu hören. Die in der Ferne aufragenden Berge waren nicht zu erkennen. Er konnte nichts sehen und nichts hören. Die Luft war eisig. Er wartete.

Er wartete eine halbe Stunde lang in der Kälte. Seine Augen tränten, und die Nase lief. Er begann heftig zu zittern. *Wenn mich friert, sind sie fast erfroren,* dachte er. Und tatsächlich vernahm er nach dreißig endlos langen Minuten das Geräusch, auf das er gelauscht hatte. Der Motor des Chevys Tahoe wurde angelassen. Das Geräusch kam aus weiter Ferne, aber in der Stille der Nacht klang es sehr laut. Es kam irgendwo von Westen, war

vielleicht einige hundert Meter entfernt. Der Motor lief zehn volle Minuten, um die Heizung in Gang zu halten. Der genaue Standort des Wagens ließ sich nicht allein durch Geräuschortung ermitteln. Aber dann machten sie einen entscheidenden Fehler: Sie schalteten für eine Sekunde die Innenbeleuchtung ein. Er sah einen gelblichen Lichtschein tief unten im Gras. Der Tahoe stand in einer Senke. Völlig getarnt, weil sein Dach sich unterhalb des durchschnittlichen Geländeniveaus befand. Ein wenig südlicher als genau westlich, aber nicht sehr viel. Ungefähr hundertfünfzig Meter entfernt.

Eine ausgezeichnete Position. Vermutlich hatten sie vor, ihr Fahrzeug als Feuerplattform zu benützen. Auf dem Dach ausgestreckt liegen, zielen, schießen, hinunterrutschen, in den Wagen springen, wegfahren.

Er legte beide Arme ausgestreckt an die Brüstung, sah genau nach Westen und prägte sich die Position des gelben Lichtscheins vom Kirchturm aus

gesehen ein. Hundertfünfzig Meter entfernt, ungefähr dreißig Meter südlicher als genau westlich. Er kroch in den Turm zurück, stieg an der hämmernden Uhr vorbei hinunter ins Kirchenschiff, holte die H&K und das M16 aus ihrem Versteck unter der Kirchenbank und ließ sie auf dem kalten Erdboden unter dem Yukon zurück. Er wollte sie nicht ins Auto legen, wollte sich nicht selbst durch den Lichtschein der Innenbeleuchtung verraten.

Als er in die Pension zurückkehrte, kam Neagley gerade aus ihrem Zimmer. Es war fast sechs Uhr. Sie gingen zusammen in sein Zimmer, um miteinander zu reden.

»Konntest du nicht schlafen?«, fragte er.

»Ich schlafe nie«, antwortete sie. »Sind sie noch da?«

Reacher nickte. »Aber es gibt ein Problem. Wir können sie nicht erledigen, wo sie jetzt sind. Wir müssen dafür sorgen, dass sie von dort

verschwinden.«

»Warum?«

»Zu nahe am Ort. Wir dürfen dort draußen nicht eine Stunde vor Armstrongs Ankunft den Dritten Weltkrieg anfangen und hundertfünfzig Meter von der Stadtgrenze entfernt zwei Leichen zurücklassen. Die Leute hier haben uns gesehen. Aus Casper werden bald die ersten Cops, vielleicht auch State Trooper eintreffen. Du musst an deine Lizenz denken. Wir müssen sie von hier verscheuchen und irgendwo in der Wildnis erledigen. Vielleicht im Westen, wo's bereits schneit. Dieser Schnee bleibt bis April liegen. Das möchte ich nützen. Ich möchte sie weit von hier entfernt erledigen, und ich möchte, dass es April wird, bevor jemand merkt, was hier passiert ist.«

»Okay, wie?«

»Sie sind Edward Fox, nicht John Malkovich. Sie wollen überleben, um ein andermal weiterkämpfen

zu können. Stellen wir's richtig an, können wir sie in die Flucht schlagen.«

Sie waren vor sechs Uhr dreißig wieder bei dem Yukon. Durch die Luft wirbelten zwar noch immer Schneeflocken, aber im Osten begann der Himmel heller zu werden. Sie überprüften ihre Waffen, schnürten sorgfältig ihre Schuhe, zogen die Reißverschlüsse ihrer Jacken hoch und bewegten die Schultern, um sicherzustellen, dass sie genug Bewegungsfreiheit hatten. Reacher setzte seine Wollmütze auf und zog den linken Handschuh an. Neagley steckte die Steyr in die Innentasche ihrer Jacke und hängte sich die Heckler & Koch über die Schulter.

»Wir sehen uns später«, flüsterte sie.

Sie ging nach Westen über den Friedhof davon. Er sah sie über den niedrigen Zaun steigen und sich etwas mehr in Richtung Süden zu halten, bevor sie in der Dunkelheit verschwand. Er ging zum Fuß

des Kirchturms, stellte sich mit dem Rücken in die Mitte seiner Westflanke und rechnete sich nochmals die Position des Tahoes aus. Richtete einen ausgestreckten Arm darauf und ging rückwärts, wobei er seinen Arm bewegte, um Richtungsänderungen zu kompensieren. Er legte das M16 so auf den Boden, dass die Mündung nach Westsüdwest zeigte. Dann trat er hinter den Yukon, lehnte sich an die Heckklappe und wartete auf den Tagesanbruch.

Der Tag dämmerte allmählich herauf. Der purpurrote Streifen am Horizont wurde heller und wechselte im unteren Teil zu einem noch heller werdenden Rot, das sich nach oben hin ausbreitete. Dann tauchte langsam die schmale Sonnensichel über dem Horizont auf. Hohe, längliche Wolken brannten glutrot. Reacher wartete, bis die Sonne so hoch gestiegen war, dass es in den Augen schmerzte. Dann stieg er in den Yukon, ließ den Motor an und stellte das Radio auf volle Lautstärke. Er betätigte den Sendersuchlauf, bis er

Rock-'n'-Roll-Musik gefunden hatte, und öffnete die Fahrertür, sodass sie in die Morgenstille hinausdröhnte. Dann entsicherte er das M16 und gab einen aus drei Schüssen bestehenden kurzen Feuerstoß ab, wobei er nach Westsüdwest direkt über den versteckten Tahoe hinwegzielte. Er hörte Neagley sofort mit einem ebenso kurzen Feuerstoß aus ihrer Heckler & Koch antworten. Die MP5 hatte eine raschere Schussfolge, durch die ihr charakteristisches Rattern entstand. Neagley hielt sich hundert Meter genau südlich des Tahoes im Gras versteckt und schoss nach Norden über den Geländewagen hinweg. Reacher feuerte erneut drei Schüsse aus Osten ab. Sie antwortete mit drei weiteren aus Süden. Das Krachen der vier Feuerstöße hallte weit über die Landschaft. Es besagte: *Wir ... wissen ... dass ihr ... hier seid.*

Er wartete wie vereinbart dreißig Sekunden. Keine Reaktion von der Stelle, wo der Tahoe stand. Keine Scheinwerfer, keine Bewegung, keine Erwiderung ihres Feuers. Er hob nochmals das

Gewehr. Zielte ziemlich hoch. Betätigte den Abzug. *Wir*. Weit links von ihm ratterte die Heckler & Koch los. *Wissen*. Er schoss erneut. *Dass ihr*. Sie schoss wieder. *Hier seid.*

Keine Reaktion. Er fragte sich einen Moment, ob die Männer etwa in der vergangenen Stunde heimlich abgehauen oder clever genug gewesen waren, um durch Grace nach Osten zu fahren. Eigentlich hielt er sie für dumm genug, um gegen die Sonne anzugreifen. Er warf sich herum, sah aber nichts außer Lichtern, die hinter Fenstern aufflammten. Hörte nichts außer dem ohrenbetäubenden Lärm aus den Autolautsprechern. Als er sich gerade umdrehen wollte, um nochmals zu schießen, sah er den Tahoe hundertfünfzig Meter vor sich aus dem Gras hervorbrechen. Die Morgensonne ließ den goldfarbenen Metalliclack der Heckklappe und den Chrom der Stoßstange aufblitzen. Der Wagen sprang über eine Bodenwelle, alle vier Räder in der Luft, krachte wieder auf die Erde und raste

nach Westen davon.

Er warf das M16 auf den Rücksitz des Yukon, knallte die Tür zu, stellte das Radio ab und gab Gas. Krachte durch den niedrigen Holzzaun des Friedhofs und raste ins Grasland hinaus. Riss das Lenkrad sofort nach links. Das Gelände war mörderisch. Der Wagen krachte und hüpfte über tiefe Rinnen und schlingerte wild über Bodenwellen.

Er lenkte mit einer Hand und ließ mit der anderen den Sicherheitsgurt einschnappen. Zog ihn gegen die automatische Verriegelung straff, damit er ihn auf dem Fahrersitz hielt. Links von sich sah er Neagley, die durchs hohe Gras auf ihn zurannte. Er machte eine Vollbremsung.

Sie riss die linke hintere Tür auf, warf sich auf den Rücksitz und knallte die Tür zu. Als er wieder anfuhr, kletterte sie mühsam zwischen den Sitzen nach vorn. Sie schnallte sich an, klemmte die

Heckler & Koch zwischen die Knie und umklammerte mit beiden Händen den Haltegriff, als säße sie in einer Achterbahn.

»Perfekt«, sagte sie vor Anstrengung keuchend. Er raste weiter.

Kurvte nach Norden, bis er die Stelle fand, an der der Tahoe das Gras umgemäht hatte. Er blieb in der Mitte der Fahrspur und gab wieder Gas. Die Fahrt war schlimmer als mit der Achterbahn. Der Motor heulte jedes Mal auf, wenn die Räder die Bodenhaftung verloren. Das Lenkrad versuchte, sich selbstständig zu machen. Er fürchtete, sie könnten bei dieser Höllenfahrt mit einem Achsbruch liegen bleiben.

»Siehst du sie schon?«, brüllte er.

»Noch nicht«, rief sie. »Sie haben bestimmt dreihundert Meter Vorsprung.«

»Ich hab Angst, dass der Wagen schlappmacht.«

Er trat das Gaspedal noch weiter durch. Sie fuhren schon fast fünfzig, dann sechzig.

»Ich sehe sie!«, rief Neagley.

Der Tahoe war ungefähr zweihundert Meter voraus, nur hin und wieder sichtbar, während er durch das Grasland holperte und hüpfte. Reacher gab noch etwas mehr Gas und verringerte den Abstand. Er befand sich im Vorteil. Sie bahnten ihm den Weg. Er schloss bis auf etwa hundert Meter auf und behielt diesen Abstand bei.

»Entwischen können sie uns nicht mehr«, brüllte er.

»Aber sich verstecken«, kreischte Neagley.

Zehn Minuten später befanden sie sich zehn Meilen westlich von Grace und kamen sich vor, als hätten sie bei einem Boxkampf eine ordentliche

Tracht Prügel bezogen. Reachers Kopf prallte bei jeder Bodenwelle gegen die Decke, seine Hände schmerzten, und seine Schultern hatten sich vor Anstrengung verkrampft. Der Motor heulte immer wieder auf. Er konnte den Fuß nur auf dem Gaspedal halten, indem er es bis zum Bodenblech durchtrat. Neben ihm wurde Neagley auf dem Beifahrersitz hin und her geworfen. Sie hatte es aufgegeben, sich mit den Armen abzustützen, weil sie fürchtete, sich dabei die Ellbogen zu brechen.

Auf den nächsten zehn mörderischen Meilen verwandelte sich das Gelände fast unmerklich. Sie befanden sich buchstäblich mitten in der Wildnis. Die Kleinstadt Grace lag zwanzig Meilen hinter, der Highway zwanzig vor ihnen. Das Gelände stieg allmählich an, wurde felsiger und war von tiefen Einschnitten durchzogen. Überall wuchs noch Gras, das zwar hoch, aber auch dünner war, weil es flacher wurzelte. Und hier war der Boden mit Schnee bedeckt. Die vereisten Grashalme ragten aus einer fünfzehn Zentimeter hohen Schneedecke.

Beide Geländewagen, deren Abstand unverändert hundert Meter betrug, wurden langsamer. Dann geriet die Verfolgungsjagd zu einer langsamen Prozession im Zwanzigmeilentempo. Sie krochen Steilhänge hinunter, tauchten unten tief in Schneewehen ein, wühlten sich im kleinsten Gang mit Allradantrieb hindurch und kletterten die Gegenhänge hinauf.

Der unaufhörlich wehende Westwind sorgte dafür, dass die Leehänge schneefrei und die Luvseiten glatt und eisig waren. Bei leichtem Schneetreiben kam ihnen der Flockenwirbel waagrecht entgegen.

»Bald sitzen wir fest«, meinte Neagley.

»Sie sind von hier reingekommen«, sagte Reacher, »also müssen sie auch wieder rauskommen.«

Sie verloren den Tahoe jedes Mal aus den Augen, wenn er in einen Einschnitt hinunterfuhr und sahen

ihn nur, wenn sie sich auf einen Grat hinaufkämpften und er zufällig drei oder vier Grate vor ihnen auftauchte. Es gab keinen Rhythmus mehr, keine Koordination. Beide Geländewagen rutschten die steilen Hänge hinab und arbeiteten sich langsam die Gegenhänge hinauf. Kamen nur noch im Schrittempo voran. Reacher hatte den niedrigsten Gang eingelegt, und der Yukon rutschte und schlitterte in der Fahrspur des Tahoes. Weit voraus im Westen wütete der Schneesturm. Das Wetter verschlechterte sich zusehends.

»Allmählich wird's Zeit«, sagte Reacher. »In jeder dieser Schluchten liegen sie den ganzen Winter unter dem Schnee.«

»Okay, gehen wir's an«, sagte Neagley.

Als sie ihr Fenster öffnete, wirbelte ein Schneeschauer in den Wagen. Sie griff nach der Heckler & Koch und stellte sie auf Dauerfeuer.

Reacher gab Gas und pflügte so schnell durch die

beiden nächsten Senken, wie der Yukon es zuließ. Dann bremste er auf dem dritten Grat und riss dabei das Lenkrad nach links. Der Wagen schleuderte und kam mit dem Beifahrerfenster nach vorn zum Stehen. Neagley beugte sich weit hinaus und wartete. Als der goldfarbene Tahoe hundert Meter vor ihnen über einem Grat auftauchte, gab sie einen langen Feuerstoß ab, bei dem sie auf seine Hinterreifen und den Tank zielte.

Der Tahoe schien kurz zu verharren, überwand dann den vor ihm liegenden Grat und verschwand wieder.

Reacher lenkte nach rechts, gab Gas und fuhr hinterher. Der Halt hatte sie wahrscheinlich weitere hundert Meter gekostet. Er pflügte durch drei Einschnitte und hielt auf dem vierten Grat. Sie warteten.

Zehn Sekunden, fünfzehn. Der Tahoe tauchte nicht wieder auf. Sie warteten zwanzig Sekunden.

Dreißig.

»Wo zum Teufel steckt er?«, murmelte Reacher.

Er ließ den Yukon auf der Luvseite durch den Schnee nach unten rutschen, gab wieder Gas, kroch auf der anderen Seite hinauf und über den Grat in den nächsten Abschnitt hinunter. Die Räder drehten durch, der Motor heulte auf. Er schaffte den nächsten Hang, hielt mitten auf dem Grat. Vor ihnen fiel das Gelände fünf bis sechs Meter tief in einen breiten Einschnitt ab. Sein Boden war mit einer dicken Schneeschicht bedeckt, aus der die vereisten Grashalme nur einen Viertelmeter ragten. Geradeaus vor ihnen war die Spur des Tahoes vom Vortag auf seinem Weg nach Grace nur noch undeutlich zu erkennen. Aber die frische Spur war nicht zu übersehen. Sie machte eine scharfe Rechtskurve, führte dem Boden des Einschnitts folgend nach Norden und kam hinter einem verschneiten Felsen außer Sicht.

Ringsum nichts als Stille. Der Schnee kam ihnen waagrecht entgegen, kam sogar *von unten*, aus dem Einschnitt herauf.

Zeit und Raum, sagte Reacher sich. Vier Dimensionen. Eine klassische Taktikaufgabe. Der Tahoe konnte gewendet haben, um der eigenen Fahrspur zu folgen und kurz vor Armstrongs Ankunft wieder in der Nähe der Kirche zu sein. Aber ihn blindlings zu verfolgen wäre Selbstmord gewesen. Weil er vielleicht gar nicht zurückfuhr. Er konnte hinter der nächsten Ecke lauern. Aber zu lange darüber nachzudenken wäre ebenfalls Selbstmord gewesen, denn er konnte einen Kreis beschreiben und dann hinter ihnen auftauchen. Ein klassisches Problem. Reacher sah auf seine Uhr. *Fast der Punkt, an dem es kein Zurück mehr gibt.* Sie waren seit knapp einer halben Stunde unterwegs. Folglich würde die Rückfahrt genauso lange dauern. Und Armstrong wurde in einer Stunde und fünf Minuten erwartet.

»Hast du Lust, dir den Arsch abzufrieren?«, fragte er.

»Geht wohl nicht anders«, antwortete Neagley. Sie öffnete die Beifahrertür und glitt in den Schnee hinaus. Stapfte schwerfällig nach rechts, wühlte sich durch Schneewehen, kletterte über Felsen, schnitt so die Kurve ab. Er nahm den Fuß vom Bremspedal, drehte das Lenkrad etwas nach rechts und ließ den Yukon langsam den Hang hinunterrollen. Schlug unten scharf rechts ein und folgte der Fahrspur des anderen Wagens. Das war die beste Lösung. Falls der Tahoe *wirklich* zurückfuhr, durfte er nicht ewig warten. Es hatte keinen Zweck, in Grace anzukommen, wenn Armstrong bereits tot war. Und falls er *tatsächlich* in einen Hinterhalt geriet, hatte er nichts dagegen, solange Neagley mit einer Maschinenpistole hinter seinen Gegnern stand. Er ging davon aus, dass sein Überleben damit garantiert war.

Aber es gab keinen Hinterhalt. Er fuhr um den

Felsen und wieder nach Osten und sah nichts außer Reifenspuren im Schnee und Neagley, die mit der Sonne im Rücken fünfzig Meter vor ihm stand und ihre Waffe mit beiden Händen über den Kopf hob. Das *Alles-klar-* Zeichen. Er gab Gas und raste zu ihr hinauf. Der Wagen rutschte und schlitterte, während seine Reifen in der glatten Fahrspur des Tahoes durchdrehten. Er versuchte vorsichtig zu bremsen, doch der Yukon geriet ins Schleudern, rutschte vorn weg und blieb mit den Vorderrädern in einem zugeschneiten Graben hängen. Neagley kämpfte sich durch den Schnee und riss die Autotür auf. Eiskalte Luft drang herein.

»Los, weiter«, keuchte sie vor Anstrengung. »Sie haben jetzt mindestens fünf Minuten Vorsprung.«

Er gab Gas. Alle vier Räder drehten durch. Der Wagen rührte sich nicht von der Stelle. Die Vorderräder gruben sich tiefer in den Schnee.

»Scheiße.«

Er versuchte es nochmals. Das Ergebnis blieb das Gleiche. Er wechselte vom Allrad- auf den Zweiradantrieb und versuchte es erneut.

Wieder nichts. Er wechselte mehrmals rasch zwischen erstem und Rückwärtsgang. Der Wagen rollte vor und zurück, vor und zurück, kam jedoch nicht aus dem Graben.

Neagley sah auf die Uhr. »Sie sind irgendwo da vorn. Sie könnten noch rechtzeitig Grace erreichen.«

Reacher nickte, gab wieder Gas, wechselte zwischen erstem und Rückwärtsgang. Aber der Yukon blieb, wo er war.

»Armstrong ist jetzt in der Luft«, bemerkte Neagley. »Und unser Wagen steht nicht mehr in der Nähe der Kirche. Also landet er wie vorgesehen.«

Reacher warf einen Blick auf seine Uhr, kämpfte gegen die aufsteigende Panik an.

»Mach du weiter«, sagte er. »Abwechselnd vorwärts und rückwärts.«

Er griff sich seine Handschuhe vom Rücksitz, stieß die Tür auf und ließ sich mit den Füßen voraus in den Schnee gleiten.

»Und wenn er freikommt, fährst du ohne anzuhalten weiter.«

Er stapfte zum Wagenheck. Scharrte und trampelte im Schnee, bis er felsigen Boden unter den Stiefeln spürte. Neagley rutschte auf den Fahrersitz, wechselte rhythmisch die Gänge – erster Gang, Rückwärtsgang, erster Gang, Rückwärtsgang – und gab immer nur kurz Gas.

Der Yukon begann auf dem zu Eis gewordenen Schnee einen Viertelmeter vorwärts und rückwärts zu rollen. Reacher stemmte sich mit seinem Rücken gegen die Heckklappe und umfasste die Stoßstange

von unten. Bewegte sich mit, wenn der Wagen zurückrollte. Drückte die Beine durch und wuchtete das Heck hoch, wenn er wieder nach vorn rollte. Die Reifenprofile waren voller Schnee, schleuderten kleine weiße Hieroglyphen in die Luft, während die Räder durchdrehten. Die Auspuffgase erschwerten ihm das Atmen. Er stolperte vorwärts und hievte rückwärts gehend das Heck hoch, wieder und wieder. Jetzt bewegte sich der Wagen schon einen halben Meter. Er packte fester zu.

Der Westwind wehte ihm den Schnee ins Gesicht. Er zählte: *Eins, zwei ... drei. Eins, zwei ... drei.* Dann fing er an, dem Yukon rückwärts gehend zu folgen und ihn nach vorn zu zerren. Jetzt rollte der Wagen schon gut einen Meter. Er grub mit den Stiefeln Vertiefungen für seine Füße in den Schnee. *Eins, zwei ... drei*. Beim letzten *Drei* schob er mit aller Kraft. Er spürte, wie der Yukon aus dem Graben zu klettern begann. Spürte ihn wieder zurückrutschen. Das Heck versetzte ihm einen

harten Stoß in den Rücken. Er stolperte vorwärts und hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Nahm den bisherigen Rhythmus wieder auf. Er schwitzte trotz der Kälte und war außer Atem. *Eins, zwei ... drei*. Er stemmte sich nochmals ein, und der Wagen hinter ihm verschwand plötzlich, sodass er rückwärts in den Schnee fiel.

Als er wieder auf die Beine kam, war der Yukon schon zwanzig Meter weiter. Neagley fuhr so langsam, wie sie nur konnte, ohne erneut stecken zu bleiben. Er rutschte und schlitterte hinter dem Wagen her und machte einen Satz nach rechts, um in die Fahrspur zu gelangen.

Das Gelände stieg an. Neagley musste Gas geben. Er rannte, doch der Abstand wurde größer. Auf dem Grat wurde sie langsamer, sodass er den Griff der Tür zu fassen bekam, sie aufriss und bergab neben dem Yukon herstolperte, bis er genug Schwung hatte, um sich hineinzuwerfen. Er zog die Tür zu, und Neagley trat das Gaspedal durch. Die

wilde Achterbahnfahrt begann von neuem.

»Zeit?«, kreischte sie.

Er bemühte sich, sein Handgelenk ruhig zu halten, und starrte auf die Uhr. Sprechen konnte er nicht, weil er zu sehr außer Atem war. Er schüttelte nur den Kopf. Die beiden Männer hatten mindestens zehn Minuten Vorsprung – entscheidende zehn Minuten. Der Tahoe würde sein Ziel in ungefähr zwei Minuten erreichen, und Armstrong sollte in weiteren fünf Minuten landen. Der Wagen raste Steigungen hinauf, sprang über Grate, landete in Schneewehen, wühlte sich hindurch und nahm die nächste Steigung in Angriff. Ohne Lenkrad, an dem er sich festhalten konnte, wurde Reacher wild hin und her geschleudert. Er starrte durch die Windschutzscheibe auf den Himmel im Osten. Die Morgensonne schien ihm in die Augen. Er suchte das Gelände vor ihnen ab. Nichts zu sehen. Kein Tahoe. Er war längst über alle Berge.

Zurückgeblieben war nur seine Spur im Schnee: zwei tiefe Rinnen, die in der Ferne zusammenzulaufen schienen. Sie wiesen wie Pfeile auf die Kleinstadt Grace.

Dann änderte die Fahrspur plötzlich ihre Richtung, schwenkte neunzig Grad nach links und verschwand in einem in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Einschnitt.

»Was jetzt?«, fragte Neagley laut.

»Hinterher«, keuchte Reacher.

Der Einschnitt war schmal, fast wie ein Graben. Er führte steil bergab. Die Spur des Tahoes war ungefähr fünfzig Meter weit deutlich sichtbar, dann bog sie scharf rechts ab und verschwand hinter einem Felsblock von der Größe eines Hauses. Neagley bremste scharf und kam zum Stehen. Sie zögerte einen Augenblick, während Reachers innere Stimme *Vorsicht! Hinterhalt*?, rief und ihr Fuß wieder aufs Gaspedal trat. Der Yukon geriet in

die Fahrspur des Tahoes und rutschte unaufhaltsam den Steilhang hinunter. Dann stieß der Tahoe genau vor ihnen mit aufheulendem Motor rückwärts hinter dem Felsblock hervor.

Er bremste schleudernd und versperrte ihnen den Weg. Neagley war aus ihrer Tür, noch bevor der Yukon ganz zum Stillstand gekommen war. Sie überschlug sich im Schnee, kam wieder auf die Beine und rannte nach Norden. Der Yukon geriet ins Schleudern und blieb in einer Schneewehe stecken. Reachers Tür war vom Schnee blockiert.

Mit aller Kraft gelang es ihm, sie halb aufzudrücken und sich durch den Spalt hinauszuzwängen. Sah den Fahrer aus dem Tahoe springen, ausrutschen und hinfallen. Reacher wälzte sich zur Seite und zog die Steyr aus der Innentasche seiner Jacke. Umrundete das Heck des Yukon und kroch auf der linken Seite durch den Schnee nach vorn. Der Tahoefahrer hatte ein Gewehr, mit dem er rutschend und schlitternd

durch den Schnee ruderte, um zwischen den Felsen Deckung zu suchen. Er war der Mann aus Bismarck, daran bestand kein Zweifel.

Groß, hageres Gesicht. Er trug sogar denselben Mantel. Reacher stützte beide Hände mit der Waffe auf die Motorhaube des Yukon und nahm den Kopf des Kerls ins Visier. In diesem Augenblick hörte er eine Stimme, laut und dringend, unmittelbar hinter sich.

»Halt, nicht schießen!«, rief sie.

Er drehte sich um und sah einen zweiten Mann zehn Meter nordwestlich von sich. Neagley stolperte direkt vor ihm durch den Schnee.

Er hatte ihre Heckler & Koch in der linken Hand. Mit der Rechten hielt er eine Pistole in ihren Rücken gepresst. Es war der Kerl auf dem Überwachungsvideo. Auch das stand fest. Tweedmantel, nicht sehr groß, breite Schultern, etwas stämmig. Diesmal trug er keine

Kopfbedeckung. Er hatte das gleiche Gesicht wie der Mann aus Bismarck, etwas voller. Das gleiche grau melierte aschblonde Haar, etwas dichter.

Brüder.

»Werfen Sie die Waffe weg, Sir!«, rief er.

Das war eine perfekte Cop-Aufforderung mit perfekter Cop-Stimme.

Tut mir Leid, formte Neagley mit den Lippen. Reacher drehte die Steyr um, hielt sie jetzt am Lauf.

»Werfen Sie die Waffe weg, Sir!«, wiederholte der Stämmige.

Sein Bruder aus Bismarck kam näher, hob sein Gewehr. Ebenfalls eine Steyr, eine lange, elegante Waffe. Sie war dick mit Eis und Schnee bedeckt. Er zielte damit auf Reachers Kopf. Die tief stehende Morgensonne ließ den Gewehrlauf drei

Meter lang erscheinen. *Was ist aus meinem einsamen Motelbett geworden?,* fragte Reacher sich.

Schneeflocken wirbelten in der eisigen Luft um ihn herum. Er holte aus und warf seine Pistole hoch in die Luft. Sie beschrieb einen zehn Meter weiten Bogen und versank dann im Schnee. Der Kerl aus Bismarck griff mit der linken Hand in die Manteltasche und zog seine Polizeiplakette heraus. Hielt sie in der Handfläche hoch. Die Plakette glänzte golden. Sie war auf einen abgewetzten braunen Lederstreifen montiert. Die Gewehrmündung schwankte. Der Mann steckte die Plakette wieder ein und hob das Gewehr an die Schulter.

»Wir sind Polizeibeamte«, wiederholte er.

»Ich weiß«, bestätigte Reacher. Er sah sich um. Es schneite heftiger.

Der Wind trieb große Flocken vor sich her,

wirbelte sie durcheinander.

Der Einschnitt, in dem sie sich befanden, glich einer Höhle ohne Dach.

Dies war vermutlich der einsamste Ort der Welt. Der Mann aus dem Überwachungsvideo stieß Neagley näher heran. Sie stolperte, er holte sie wieder ein und presste erneut seine Pistole in ihren Rücken.

»Aber wer sind Sie?«, fragte der Kerl aus Bismarck.

Reacher gab keine Antwort. Machte sich nur ein Bild von der räumlichen Verteilung der Akteure. Sie war äußerst nachteilig für ihn. Er befand sich mit jeweils vier Metern Abstand zwischen den beiden Männern, und der Schnee unter seinen Füßen war rutschig.

Der Kerl aus Bismarck grinste. »Sie sind wohl hier, um die Welt und die Demokratie zu retten?«

»Ich bin hier, weil Sie ein lausiger Schütze sind«, sagte Reacher.

»Am Donnerstag haben Sie die Falsche getroffen.« Er bewegte die rechte Hand sehr langsam, zog den Ärmel zurück, sah auf die Uhr und lächelte. »Und heute verlieren Sie wieder. Jetzt ist es zu spät. Sie werden ihn verpassen.«

Der Kerl aus Bismarck schüttelte bloß den Kopf.

»Polizeifunk-Scanner. In unserem Wagen. Wir hören den Funkverkehr der Kollegen aus Casper mit. Armstrong kommt zwanzig Minuten später. In South Dakota hat's ein Problem mit dem Wetter gegeben. Deshalb haben wir beschlossen, hier zu warten und Ihnen Gelegenheit zu geben, uns einzuholen.«

Reacher schwieg.

»Weil wir Sie nicht mögen«, sagte der Mann aus Bismarck. Er sprach mit angelegtem Gewehr.

Seine Lippen bewegten sich am Holz des Kolbens. »Sie schnüffeln herum, wo Sie nichts zu suchen haben. Dies ist eine rein private Angelegenheit. Etwas, das Sie überhaupt nichts angeht. Betrachten Sie sich also als verhaftet. Wollen Sie sich schuldig bekennen?«

Reacher gab keine Antwort.

»Oder nur um Gnade betteln?«

»Wie Sie?«, fragte Reacher. »Als der Baseballschläger Ihnen gefährlich nahe gekommen ist?«

Der Kerl dachte einen Moment nach.

»Ihre Einstellung ist Ihrer Sache nicht dienlich«, sagte er dann.

Er machte erneut eine Pause, diesmal etwas länger.

»Die Geschworenen sind wieder im Saal«, sagte er.

»Welche Geschworenen?«

»Mein Bruder und ich. Das ist Ihre gesamte Geschworenenbank. Wir sind jetzt Ihre ganze Welt.«

»Was damals auch passiert sein mag, liegt jetzt dreißig Jahre zurück.«

»Ein Kerl, der so was tut, sollte dafür bezahlen.«

»Der Kerl ist längst tot.«

Der Cop aus Bismarck zuckte mit den Schultern. Der Gewehrlauf bewegte sich. »Sie sollten Ihre Bibel lesen, mein Freund. Die Sünden der Väter … schon mal davon gehört?«

»Welche Sünden? Sie haben bei einer Schlägerei verloren, das war alles.«

»Wir verlieren nie. Früher oder später gewinnen wir immer. Und Armstrong hat *zugesehen*. Dieser rotznäsige reiche Bengel hat übers ganze Gesicht gegrinst. Ein Mann vergisst so was nicht.«

Reacher sagte nichts. *Sorg dafür, dass er weiterredet,* dachte Reacher. *Sorg dafür, dass er sich weiterbewegt.* Aber als er in die Augen des Verrückten sah, fiel ihm nichts ein, was er hätte sagen können.

»Die Frau kommt in unseren Wagen«, befahl der Kerl. »Mit der amüsieren wir uns ein bisschen, wenn wir mit Armstrong fertig sind. Aber Sie erschieße ich gleich hier.«

»Nicht mit diesem Gewehr«, wandte Reacher ein. *Sorg dafür, dass er weiterredet. Sorg dafür, dass er sich weiterbewegt.* »Der Lauf ist voller Schneematsch. Der fliegt Ihnen beim ersten Schuss um die Ohren.«

Danach Schweigen. Der Kerl schätzte mit einem

raschen Blick die Entfernung zwischen ihnen ab. Dann ließ er das Gewehr sinken, drehte es blitzschnell hin und her, eben lange genug, um es kontrollieren zu können. Die Mündung war mit vereistem Schneematsch verstopft. *Das M16 liegt auf dem Rücksitz des Yukons,* dachte Reacher.

Aber die Tür ist durch die Schneewehe blockiert.

»Wollen Sie Ihr Leben auf ein bisschen Schneematsch setzen?«, fragte der Kerl aus Bismarck.

»Sie etwa?«, entgegnete Reacher. »Der Verschluss explodiert, reißt Ihnen die Visage weg. Dann nehm ich den Lauf und ramme ihn in Ihren Hintern. Tu so, als wär's ein Baseballschläger.«

Die Miene des Kerls verfinsterte sich, aber er drückte nicht ab.

»Treten Sie vom Wagen weg«, sagte er wieder mit seiner Cop-Stimme. Reacher machte einen

großen Schritt von dem Yukon weg, hob die Füße dabei hoch, als wate er.

»Und noch einen.«

Reacher folgte dem Befehl. Er war zwei Meter von dem Yukon entfernt, drei Meter von seinem M16, zehn Meter von seiner Neunmillimeter-Pistole, die im Schnee verschwunden war. Er sah sich um. Der Mann aus Bismarck hielt sein Gewehr in der linken Hand, griff mit der Rechten unter seinen Mantel und brachte eine Pistole zum Vorschein.

Die Waffe war eine Glock. Schwarz, klobig und hässlich. *Wahrscheinlich seine Dienstwaffe.* Er entsicherte sie, hob sie mit einer Hand und zielte damit auf Reachers Gesicht.

»Mit der auch nicht«, sagte Reacher.

Sorg dafür, dass er weiterredet. Sorg dafür, dass er sich weiterbewegt.

»Warum nicht?«

»Das ist Ihre Dienstwaffe. Bestimmt haben Sie schon mal damit geschossen. Also gibt's Unterlagen. Wird meine Leiche aufgefunden, führt die ballistische Untersuchung direkt zu Ihnen.«

Der Kerl stand eine Weile reglos da, sagte kein Wort. Sein Gesicht blieb ausdruckslos, aber er steckte die Glock wieder ein. Hob das Gewehr. Ging rückwärts durch den Schnee zu dem Tahoe. Dabei blieb die Gewehrmündung auf Reachers Brust gerichtet. *Verdammt, drück doch einfach ab,* dachte Reacher. *Dann haben wir alle was zu lachen*.

Der Kerl fummelte hinter sich herum, öffnete die linke hintere Tür des Geländewagens, ließ sein Gewehr in den Schnee fallen und brachte mit derselben Bewegung eine Pistole zum Vorschein. Die Waffe war eine alte Beretta M9 mit Kratzern und angetrockneten Ölflecken. Der Kerl kam

wieder durch den Schnee herangestapft, machte zwei Meter vor Reacher Halt, hob den rechten Arm, entsicherte die Pistole mit dem Daumen und zielte damit genau in die Mitte von Reachers Gesicht.

»Wegwerfwaffe«, sagte er. »Unregistriert.«

Reacher schwieg.

»Sag jetzt gute Nacht«, flüsterte der Kerl.

Niemand rührte sich.

»Beim Klicken«, sagte Reacher.

Er starrte direkt auf die Waffe. Sah Neagleys Gesicht aus dem Augenwinkel heraus. Merkte, dass sie nicht verstand, was er meinte, obwohl sie nickte. Ihr Nicken bestand nur aus einer leichten Lidbewegung. Wie ein halbes Blinzeln. Der Kerl aus Bismarck lächelte, machte den Zeigefinger krumm und drückte ab.

Das einzige Geräusch war ein mattes Klicken.

Reacher, dessen Keramikmesser bereits aufgeklappt war, stürzte sich auf den Mann und zog ihm die Klinge quer über die Stirn. Dann packte er den Lauf der Beretta mit der linken Hand, riss ihn hoch, schlug ihn mit voller Wucht über sein Knie und brach ihm dabei den Unterarm. Stieß ihn von sich weg und warf sich herum. Neagley hatte sich kaum bewegt, aber der Mann aus dem Überwachungsvideo lag reglos vor ihr im Schnee. Er blutete aus beiden Ohren. Sie hielt die Heckler & Koch in einer und die Pistole des Kerls in der anderen Hand.

»Ja?«, fragte sie.

Er nickte. Sie trat einen Schritt zurück, damit ihre Sachen keine Blutspritzer abbekamen, zielte mit der Pistole auf den Kerl am Boden und drückte dreimal ab. *Peng-peng ... peng.* Zwei Kugeln in den Kopf, dann für alle Fälle noch eine in die

Brust. Die Schüsse krachten wie Donnerschläge. Der Mann aus Bismarck torkelte völlig blind im Schnee umher. Seine Stirn war bis auf den Knochen aufgeschlitzt, und aus der Wunde strömte das Blut in Augen, Mund und Nase. Mit der linken Hand hielt er seinen gebrochenen Arm umklammert. Lief orientierungslos im Kreis, versuchte sich mit dem linken Unterarm das Blut aus den Augen zu wischen.

Reacher beobachtete ihn mit ausdrucksloser Miene. Dann ließ er sich von Neagley die Heckler & Koch geben, stellte sie auf Einzelfeuer, wartete, bis der Kerl ihm den Rücken zukehrte, und schoss ihm von hinten durch die Kehle. Er bemühte sich, die Kugel genau dort zu platzieren, wo Froelich getroffen worden war. Die leere Patronenhülse wurde ausgeworfen und kam mit lautem Klirren auf dem sechs oder sieben Meter entfernten Tahoe auf. Der Mann schlug der Länge nach hin, und der Schnee um ihn herum verfärbte sich hellrot von seinem Blut. Der Schussknall verhallte. Reacher

und Neagley standen reglos da, hielten den Atem an und lauschten angestrengt in die nun herrschende Stille.

»Wie hast du das gewusst?«, fragte Neagley halblaut.

»Das war Froelichs Pistole«, antwortete er. »Sie haben sie aus ihrer Küche gestohlen. Ich hab die Kratzer und Ölflecken wiedererkannt. Sie hatte die vollen Magazine ungefähr fünf Jahre lang in einer Schublade liegen.«

»Sie hätte trotzdem funktionieren können«, meinte Neagley.

»Das ganze Leben ist ein Glücksspiel«, sagte Reacher. »Von der Wiege bis zur Bahre. Findest du nicht auch?«

Die Stille drückte auf ihr Gemüt. Und die Kälte. Ihnen wurde von all dem Adrenalin ein wenig übel.

»Wie lange dauert die Sache in der Kirche?«, fragte er.

»Keine Ahnung«, erwiderte Neagley. »Vierzig Minuten? Eine Stunde?«

»Dann brauchen wir uns also nicht zu beeilen.«

Er watete durch den Schnee und grub seine Steyr wieder aus. Der Neuschnee begann bereits, die beiden Leichen zu bedecken. Reacher zog ihnen die Geldbörsen und Polizeiplaketten aus den Taschen, wischte die Klinge seines Messers am Mantel des Kerls aus Bismarck ab. Öffnete dann alle vier Türen des Tahoes, damit der Schnee hineinwehen und ihn schneller begraben konnte. Neagley säuberte die Pistole des anderen Kerls mit ihrer Jacke und ließ sie achtlos zu Boden fallen. Dann stapften sie zu dem Yukon und stiegen ein. Warfen einen letzten Blick zurück. Der Tatort verschwand rasch unter dem Schnee.

Binnen achtundvierzig Stunden würde er unter

einer dicken weißen Schicht liegen. Der eisige Wind würde alles in einer langen, in Ost-West-Richtung verlaufenden Schneewehe einfrieren, bis die Frühjahrssonne es wieder freigab.

Neagley fuhr langsam. Reacher legte die Geldbörsen auf seine Knie und begann mit den Plaketten.

»Provinz-Cops aus Idaho«, sagte er. »Aus irgendeinem Nest südlich von Boise, glaube ich.«

Er steckte beide Plaketten ein. Klappte die Geldbörse des Kerls aus Bismarck auf. Sie bestand aus rissigem, braunem Leder, das sich der Körperform seines Besitzers angepasst hatte. Auf der Innenseite befand sich ein milchiges Plastikfenster, hinter dem ein Polizeiausweis steckte. Von dem Foto starrte ihn das hagere Gesicht des Manns an.

»Sein Name war Richard Wilson«, sagte er. »Ein kleiner Kriminalbeamter.«

In der Geldbörse steckten zwei Kreditkarten, ein Führerschein aus Idaho, verschiedene kleine Zettel und fast dreihundert Dollar in bar. Er schüttelte die Zettel auf seinen Schoß und steckte das Geld ein. Dann inspizierte er die Geldbörse des Kerls auf dem Überwachungsvideo.

Sie bestand aus schwarzem Krokolederimitat und enthielt einen Dienstausweis derselben Polizeibehörde.

»Peter Wilson«, sagte er. Er warf einen Blick auf den Führerschein.

»Ein Jahr jünger.«

Peter besaß drei Kreditkarten und etwas über zweihundert Dollar.

Reacher steckte auch dieses Geld ein und schaute nach vorn. Im Osten war der Himmel klar. Die noch tief stehende Sonne schien ihnen in die

Augen. Vor ihnen schwebte ein kleiner schwarzer Punkt in der Luft.

Der fast zwanzig Meilen entfernte Kirchturm war kaum sichtbar. Der schwarze Punkt wurde größer. Über ihm waren verschwommene graue Rotorblätter zu erkennen. Er schien bewegungslos in der Luft zu hängen. Reacher sah durch die Windschutzscheibe schräg nach oben.

Sie war am oberen Rand blau getönt. Als der Hubschrauber durch diesen Streifen tiefer ging, konnte er seine Form erkennen. Der Rumpf war dick und zum Bug hin knollig. Vermutlich ein UH-60 Black Hawk.

Sein Pilot sichtete die Kirche und hielt darauf zu. Die Maschine surrte wie ein fettes Insekt. Der Yukon holperte langsam über das unebene Gelände. Die Geldbörsen rutschten von Reachers Knien, und die Zettel verteilten sich im Fußraum. Der Hubschrauber schwebte über dem Landeplatz,

dann drehte er sich in der Luft, damit seine Kabinentür beim Aufsetzen zum Kirchenportal wies.

»Golfschläger«, sagte Reacher. »Nicht Werkzeugmuster.«

»Was?«

Er hielt einen Zettel hoch. »Eine UPS-Quittung. Luftbeförderung mit Auslieferung am nächsten Tag. Aus Minneapolis. Adressiert an Richard Wilson, eintreffender Gast in einem Washingtoner Motel. Ein Karton, dreißig mal dreißig mal hundertzwanzig Zentimeter. Inhalt: eine Tasche mit Golfschlägern.«

Dann verstummte er. Starrte einen weiteren Zettel an.

»Und noch etwas«, sagte er. »Vielleicht etwas für Stuyvesant.«

Sie hielten mitten in der Prärie an, um zu beobachten, wie der Hubschrauber in der Ferne landete. Gingen ziellos im Kreis herum, gähnten und reckten sich. Der sich abkühlende Motor des Yukon knackte laut. Reacher legte die beiden Polizeiplaketten mit den Dienstausweisen und den Führerscheinen auf den Beifahrersitz und schleuderte die leeren Geldbörsen weit hinaus in die Landschaft.

»Wir müssen das überflüssige Zeug loswerden«, sagte er. Sie wischten ihre Fingerabdrücke von allen vier Waffen und warfen sie in alle vier Himmelsrichtungen ins Gras. Ließen die Reservemunition in weitem Bogen folgen. Schleuderten das Teleskop für Vogelliebhaber hinterher. Reacher behielt Mütze und Handschuhe. Und das Keramikmesser. Er hatte es lieb gewonnen.

Dann fuhren sie langsam und in aller Ruhe nach Grace. Parkten in der Nähe des wartenden

Hubschraubers und stiegen aus. Sie konnten den Klang der Orgel und den Gesang der Trauergemeinde hören.

Keine Neugierigen. Keine Medien. Eine würdevolle Veranstaltung. In diskreter Entfernung parkte ein Streifenwagen mit Polizeibeamten aus Casper. Neben dem Hubschrauber stand ein Besatzungsmitglied in einer Fliegerkombi. Er war aufgeweckt und wachsam. Wahrscheinlich gar kein Besatzungsmitglied, sondern einer von Stuyvesants Männern in geliehener Montur.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte Neagley.

»Klar, wie immer«, sagte Reacher. »Und du?«

»Mir geht's gut.«

So standen sie eine Viertelstunde vor der Kirche, bis sich die schwere Eichentür öffnete und eine

kleine Menge langsam in den Sonnenschein hinaustrat. Der Pastor blieb mit Froelichs Eltern am Kirchenportal stehen und wechselte mit allen Gottesdienstbesuchern ein paar Worte.

Nach einigen Minuten kam Armstrong in Begleitung Stuyvesants aus der Kirche. Beide trugen dunkle Wintermäntel. Sie wurden von sieben Agenten umringt. Armstrong sprach mit dem Geistlichen und Froelichs Eltern und schüttelte ihnen die Hand. Dann eskortierte seine Leibwache ihn zu dem wartenden Hubschrauber. Armstrong entdeckte Reacher und Neagley und machte einen kleinen Umweg, um in ihre Nähe zu gelangen. Sein Gesicht war ein einziges Fragezeichen.

»Und so leben wir alle glücklich und zufrieden«, sagte Reacher.

Armstrong nickte knapp. »Danke«, sagte er.

»Nichts zu danken«, sagte Reacher.

Armstrong zögerte noch einen Moment, wandte sich dann ab, ohne ihnen die Hand zu geben, und hastete zu seinem Hubschrauber. Einige Schritte hinter ihm kam Stuyvesant.

»Glücklich?«, fragte er.

Reacher holte die Polizeiplaketten, Dienstausweise und Führerscheine aus seinen Taschen und überreichte sie Stuyvesant.

»Vielleicht glücklicher, als wir dachten«, erwiderte Reacher. »Es waren keine von Ihren Leuten, sondern Cops aus Idaho, aus der Nähe von Boise. Ihre Adressen stehen hier drin. Dort finden Sie bestimmt alles, was Sie brauchen. Den Computer, das Papier und den Drucker.

Andrettis Daumen in der Tiefkühltruhe. Vielleicht noch etwas anderes.«

Er zog einen schmalen Zettel aus der Tasche.

»Das hier habe ich auch gefunden«, sagte er. »In einer der Geldbörsen. Es ist ein Kassenzettel. Sie waren am Freitag abend im Supermarkt und haben sechs Fertiggerichte und sechs große Flaschen Mineralwasser gekauft.«

»Und?«, fragte Stuyvesant.

Reacher lächelte. »Ich vermute, dass sie nicht gerade ihre Wochenendration eingekauft haben so mitten in den Attentatsvorbereitungen.

Vielleicht sollte Mrs. Nendick etwas zu essen haben, während sie hier unterwegs waren. Ich glaube, dass sie noch lebt.«

Stuyvesant riss ihm den Kassenzettel aus der Hand und lief zum Hubschrauber.

Am nächsten Tag, am späten Montag vormittag, verabschiedeten Reacher und Neagley sich auf dem Flughafen Denver voneinander. Reacher überschrieb ihr seinen Honorarscheck, und sie

besorgte ihm ein Ticket für einen Flug erster Klasse mit United Airlines nach New York.

Er begleitete sie zu dem Flugsteig. Die Passagiere gingen bereits an Bord. Sie sagte nichts, stellte nur ihre Reisetasche auf den Boden und blieb vor ihm stehen. Dann umarmte sie ihn hastig und unbeholfen, als wüsste sie nicht, wie man das machte, ließ ihn sofort wieder los, griff nach ihrem Gepäck und verschwand in der zur Maschine führenden Fluggastbrücke, ohne sich umzudrehen.

Er traf am späten Abend auf dem Flughafen La Guardia ein, fuhr mit Bus und U-Bahn zum Times Square und ging die Forty-Second Street entlang, bis er B. B. Kings neuen Club gefunden hatte. Dort beendete ein Gitarrenquartett eben seinen ersten Auftritt. Die Jungs waren ziemlich gut. Er hörte sie sich bis zum Ende an und ging dann zu dem Kartenabreißer.

»War hier letzte Woche eine alte Frau?«, fragte er ihn. »Hat ein bisschen wie Dawn Penn gesungen? Mit einem alten Mann am Keyboard?«

Der Kartenabreißer schüttelte den Kopf. »Nein, nicht dass ich wüsste«, antwortete er. »Nicht hier.«

Reacher nickte knapp und trat in die neonbunte kalte Nacht hinaus.

Er ging nach Westen zur Port Authority, um in einen Bus zu steigen, der ihn aus New York wegbringen würde.

Document Outline

Über das Buch

Über den Autor

Inhaltsverzeichnis

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

Mehr eBooks bei www.ciando.com